



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

BEQUEATHED BY

George Allison Hensch

PROFESSOR OF

Germanic Languages and Literatures

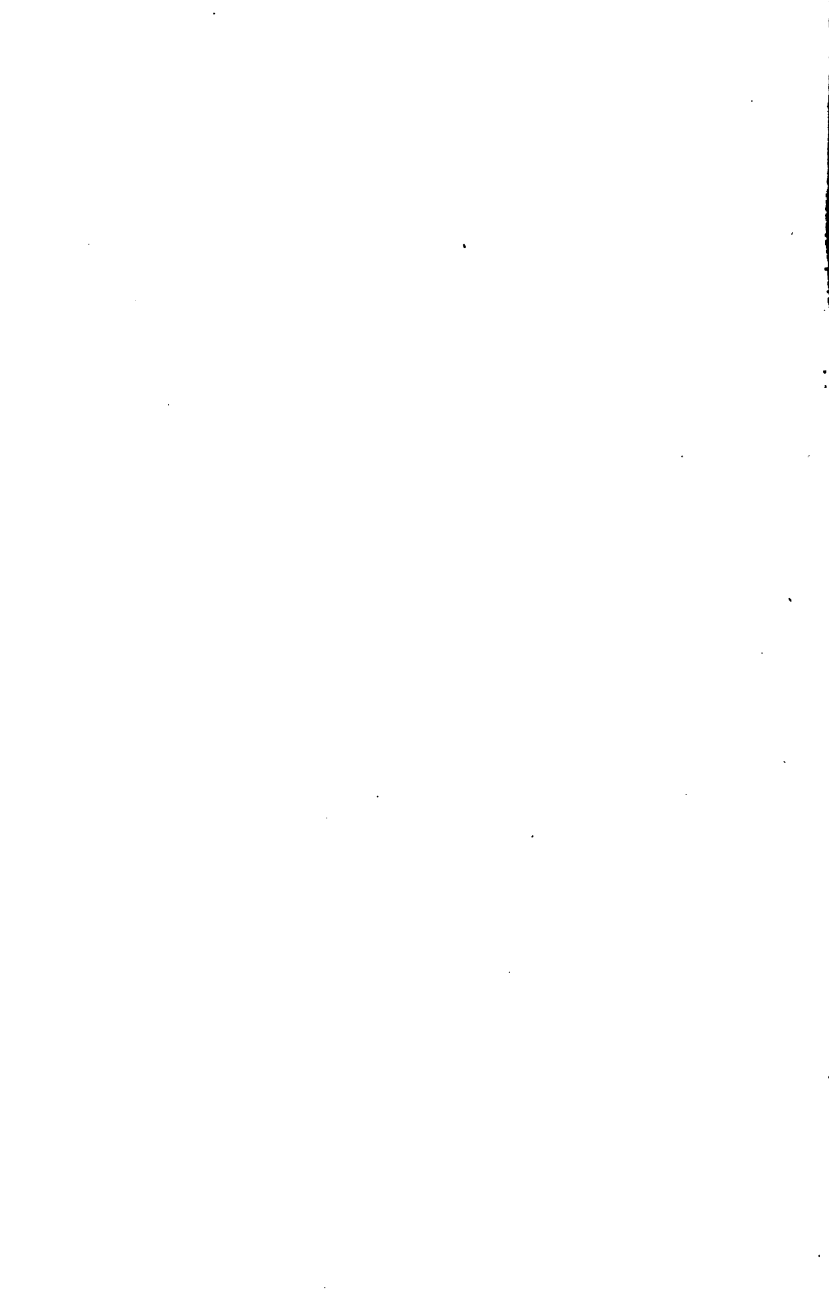
IN THE

University of Michigan,

1896-1899.

S38

REV



Das
Volkzleben in Steiermark

in
Charakter- und Sittenbildern

dargestellt

von
P. W. Hofegger.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Graz, 1875.

Druck und Verlag von Leykam-Josefsthal.



Geleitbrief.

1905
Dieses Buch ist mitten im Volke entstanden, und zwar zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten. Die wesentlichsten Grundzüge desselben sind schon vor Jahren in meinen „Sittenbildern“ zum Ausdruck gelangt, in welchen ich ein, wenngleich skizzenhaftes, so doch in sich und in ihrer Art abgerundetes Ganzes zur Darstellung bringen wollte.

Vorliegendes Buch hat sich weitere Kreise gezogen und tiefere Behandlung einzelner Gegenstände zur Aufgabe gestellt. Allerdings können ähnliche Werke, ob in engerem Kreise für sich abgeschlossen, wie die „Sittenbilder“, oder weiter ausholend und tiefer eindringend, wie diese Schrift, einen Anspruch auf Vollständigkeit nicht machen. Die Volkselemente in ihren unendlichen Verschiedenheiten und Abwechslungen können niemals erschöpfend behandelt werden; jeder Versuch, sie als Ganzes darzustellen, ist stets noch fragmentarisch geblieben.

Meine Aufgabe ist, von einem kleinen, bislang noch wenig beachteten und kaum aus sich hervorgetretenen Theil des deutschen Volkes, von den Bewohnern der Steiermark ein möglichst anschauliches Bild zu geben. Dabei ist zu

berücksichtigen die materielle Existenz, die Stellung, die Beschäftigung, die Seelen- und Gemüthszustände, die Ausdrucksweise, das geistige Leben im Liede, im Schwatze, in der Sitte und Sage und in religiöser Beziehung. Bei einer solchen Stofffülle ist es schwer, sich zu orientiren und gerade das Charakteristische herauszufassen. Typische Gestalten hervorzuheben und in sich abgerundete Lebensbilder zu zeichnen, schien mir in vielen Fällen als am zweckmäßigsten. Ich habe in meinen Schilderungen häufig die Form der Erzählung angenommen und hatte es hierin leicht, Charaktere darzustellen, mit denen ich im persönlichen Verkehre gestanden, Geschichtchen und Auftritte zu erzählen, die thatsächlich vorgefallen sind und vorkommen können. In solcher Weise glaubte ich die wesentlichsten Eigenarten meines Volkes am Besten und plastisch zum Ausdruck zu bringen.

Meist habe ich mich in der Darstellung nur auf die gegenwärtigen Erscheinungen selbst beschränkt, ohne viel nach dem voreinstigen Ursprunge oder nach der heutigen Ausdehnung derselben zu fragen; das Eine sei dem Culturforscher, das Andere dem Statistiker belassen. Der Poet hat seine eigene Domäne. Leider sieht er in dieser Zeit sein Feld immer mehr und mehr schwinden. Die Ursprünglichkeit des Volksthums ist im Untergehen. Die durch alle Thäler ziehenden Eisenbahnen mit dem, was sie bringen und nehmen, ersticken, wenn auch nicht sofort den Kerncharakter der Bevölkerung, so doch die ungezwungenen Aeußerungen desselben, die alten Sitten und Gebräuche, Lieder und Sagen und schließlich selbst die alte Anschauungs-

weise. Manche Zustände, wie ich sie in diesem, stets der alten Sitte Rechnung tragenden Buche darstelle, sind schon heute verblaßt oder gefälscht. Vieles derlei zu Grunde Gehende ist allerdings so beschaffen, daß wir es nicht beklagen wollen; aber damit fällt leider auch Anderes, echt Poetisches, für das Gemüth Tiefbedeutungsvolles, wofür der Geist der sogenannten „fortschrittlichen“ Zeit keinen Ersatz zu bieten vermag.

Sind gleichwohl nur diese eben angedeuteten Factoren und die seelischen Eigenschaften des Alpenvolkes die anmuthenden, so wird dem Liebhaber des Volksthümlichen und besonders dem Culturhistoriker auch die Darstellung des Verben, Rauhen und vielleicht sogar Widrigen nicht unwillkommen sein dürfen. Hat man es einmal mit den Elementen des Volksthums zu thun, so muß man Eines und das Andere nehmen, wie es sich bietet.

Selbstverständlich sind für die örtliche Beschränkung oder Ausdehnung des hier als „steirisch“ bezeichneten Volkslebens nicht die politischen Grenzpfähle maßgebend. Viele der Erscheinungen werden durch die Beschaffenheit und natürlichen Zustände des Landes bedingt und werden sich demnach erstrecken, so weit die natürlichen Verhältnisse dieselben sind, also vielleicht mehr oder weniger über den ganzen Alpenzug. Andererseits wieder ist die Abstammung maßgebend oder die Angrenzung an eine fremde Nationalität, die Vermischung mit derselben u. s. w.

Ich habe allerdings nur mein engeres Heimatland Steiermark vor Augen, aus welchem ich die Erfahrungen

und Studien gezogen, die in meinen Schriften, besonders in den „Gestalten aus dem Volke“ (bei Gustav Heckenast, Preßburg) und in diesem vorliegenden Buche zum Ausdruck gelangen.

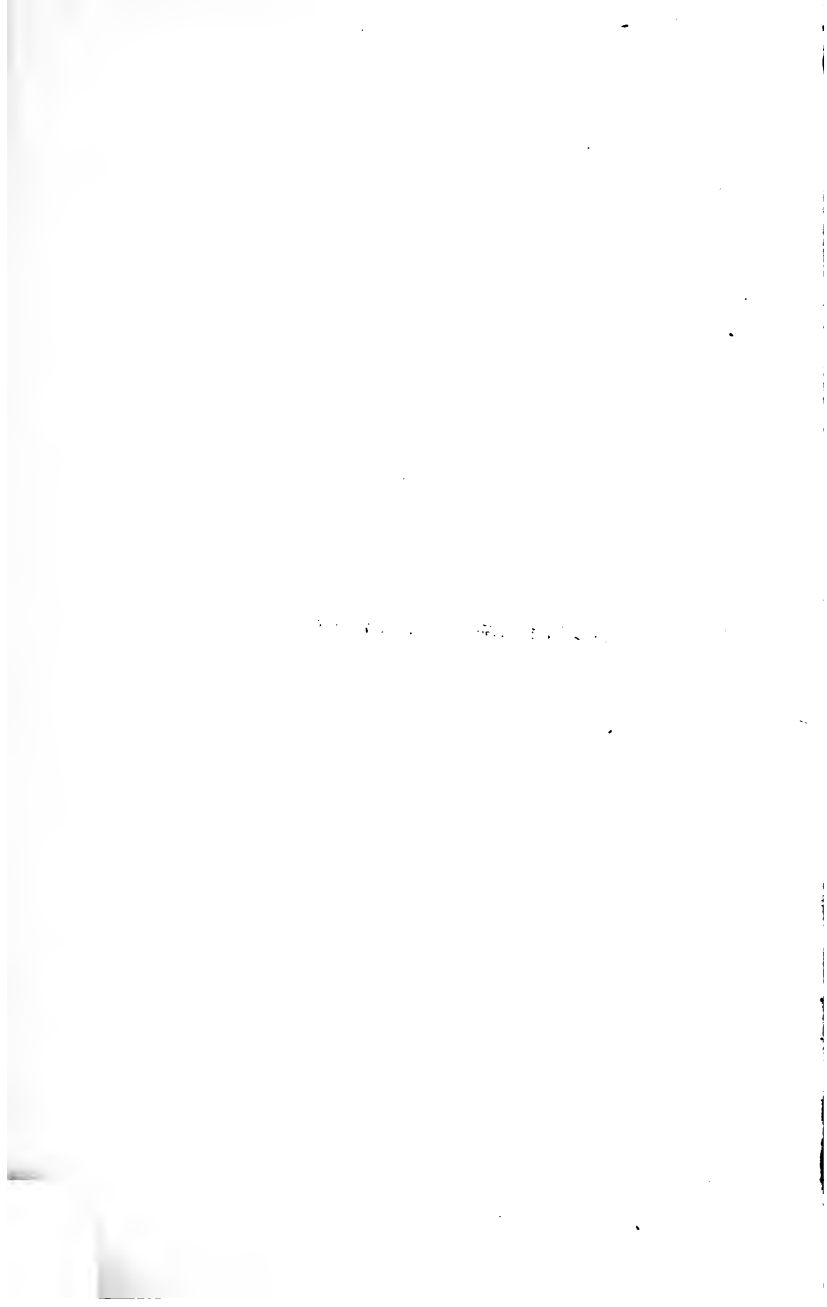
Mögen denn meine volksthümlichen Schilderungen sich gegenseitig stets ergänzen, dereinst ein volles, poetisch geklärtes Bild geben und somit immerhin ihre guten Wege und Freunde finden!

Graz, im Frühling 1875.

F. A. Rosegger.

Artes Buch:

D. N. H. N. N.



G i n g a n g.

Der Städter hat selten Gelegenheit, die Tiefen des Volkslebens kennen zu lernen; er sieht zumeist nur den Abschaum desselben. Die Landleute in der Umgebung der Städte sind des reinen Volksthums völlig verlustig; wenn auch nicht „angekränkt von des Gedankens Blässe“, sind sie doch angesteckt von dem Raffinement, von der Affectation, von der Modesucht und von sehr, sehr vielen anderen Fehlern der „Gesellschaft“, ohne aber deren Vorzüge zu theilen. Die Bauernschaft in der Umgebung der Städte hat just so viel von den gesellschaftlichen Formen und Elementen in sich aufgenommen, als genug ist, das Herz zu ersticken, jedoch viel zu wenig, um die Bestie in ihm zu zähmen.

Eben so einseitige Begriffe bieten uns die Landleute, mit denen wir in unseren Krankenhäusern und Gerichtssälen bekannt werden. Das sind die aus dem großen Naturganzen ausgestoßenen Partikeln. Es sind fast durchgehends Sendlinge des Zähjornes, der Völlerei, der bösen Lust.

Wahrhaftig bössartige Charaktere treten uns in der Regel nur wenige entgegen. Der Gründe zum Falle sind andere. Die Leute verfügen nicht über geistige Waffen, so schlagen sie ihre Feinde eben mit den physischen; sie kennen

keine geistigen Genüsse, so klammern sie sich an die leiblichen mit der ganzen Energie einer ungezügelten Leidenschaft. Und was entsteht daraus? Das Verbrechen, oder das Siechthum.

Allerdings stoßen wir auf unseren Marktplätzen und Straßen auch auf Verschlagenheit, Bosheit und Dummheit der Landleute; aber diese Eigenschaften sind die Ausnahmen und nicht die Regel — und gerade auf Märkten und Straßen tummeln sich diesmal die Ausnahmen. Es berührt uns ferner der Bauerntroß unangenehm; wir wollen dem Manne sein Mißtrauen, seinen Eigensinn, seinen Egoismus nicht verzeihen. Aber denken wir einmal nach, was würde aus dem beschränkten und ungewöhnten Arbeiter nur werden, hätte er obige Eigenschaften nicht. Ein Spielzeug wäre er in der Hand eines jeden Narren; unter die Füße getreten würde er von einem jeden Laugenichts. Troß, Mißtrauen und Zähigkeit sind des ungeschulten Mannes natürliche Waffen.

Allerdings schreckt uns endlich Rohheit und sinnlicher Uebermuth zurück, wenn wir den Fuß in eine Bauernschenke setzen wollen; Bigotterie und Aberglauben grinst uns aus allen Dörfern und Dorfkirchen schon von Weitem entgegen.

Das beobachten wir; nun glauben wir die Leute zu kennen, und flugs ist das drastische Urtheil fertig: „Eilf Ochsen und ein Bauer sind dreizehn Stück Rindvieh.“

Doch, Stadt- und Landleben, Idylle und Weltcultur sind durch eine ewig unüberbrückbare Kluft getrennt; und wenn wir nur obige und ähnliche Factoren des Volkes kennen, so mißkennen wir das Volk auf die gröblichste

Weise, und haben auch gar keine Ahnung davon, was der Begriff „Volk“ heißt und bedeuten soll.

Es geht uns — sagt Bogumil Solz — mit dem Studium des Volkes, wie mit dem Sternenhimmel. Der ist uns das Vertrauteste, das scheinbar Nächste und doch das Geisterfremdeste und Entfernteste. Von jedem Punkte aus bildet das Auge einen scheinbaren Horizont um sich her, der sich nirgends bewahrheiten will. Eine Grenze gibt es im Weltall so wenig, als in der elementaren Natur des Volkes. — Dieses träumende, dämmernde, hinvegetirende, rastlos schaffende und dann wieder in dumpfe Trägheit versinkende, dieses zwischen Blödsinn und rasender Begeisterung jach wechselnde, allen guten und schlimmen Eigenschaften maß- und rücksichtslos hingeebene Volk, das Alles duldet, Alles erzeugt, und in einem Augenblicke thierischer Wuth Alles zerstört und sich selber zerfleischt — ist die lebendige Fortsetzung der elementaren Gewalten, ist die menschgewordene Natur.

Es ist etwas Heiliges, Unbegreifliches, was da im Volke liegt — ein wandlungsvolles, allgestaltiges und sich doch ewig gleichbleibendes Wesen, ein mysteriöser Zug, in dem wir den Weltgeist wohl spüren, aber nicht verstehen.

Nichts ist daher so schwer, als die richtige Beurtheilung des Volkes, besonders der bäuerlichen Charaktere, die im Abgeschlossenen, in den verlorenen Bergthälern und tiefen Einöden leben. Studiren kann man sie nicht, man muß sie mit erleben mit seinem eigenen Fleisch und Blute. Man muß Tag für Tag, Stunde für Stunde mit den Leuten umgehen, um sie ganz zu verstehen.

Nur in der Arbeit und Sorge ist das Volk liebenswürdig, wahrhaft verständig und groß. Seine Leiden, sein

Herzensglück, sein Gottvertrauen, sein Ahnen und Hoffen, seine Beständigkeit, seine Schwänke und seinen Humor muß man erfahren haben. Nützlich wäre es uns, sich zuweilen in solche Elemente zu versenken. Der rohen Volksnatur thut die Schule noth; der Gebildete aber soll das Natürliche, das Gemeine kennen lernen, soll bisweilen untertauchen im elementaren Leben; — das lehrt ihn erst ganz, die Welt zu verstehen und sie zu genießen.

Wer sollte es glauben, daß der Mann aus dem Volke ein so großer Lehrmeister ist! Nur er versteht es, sein Leben, ohne zu klagen, in Armuth und Mangel hinzuschleppen; nur er vermag das Schweigen der Vergessenheit zu ertragen; nur der Mann aus dem Volke wird den Ernst des Lebens gewahr, er kennt die Handarbeit, die nimmer ruhen darf, soll er nicht hungern. Er kennt die Entfagung, er weiß, daß die Welt nichts für ihn hat und haben wird, als Arbeit und immer Arbeit, und wenn diese nicht, so Noth und Elend.

Und dennoch ist er lebensfreudig!

Gelehrte Philosophen sagen es; Naturmenschen üben es.

Ein großer, wenn auch roher und ungeläuterter, sittlicher Schatz ist in der Volksnatur aufgespeichert, ein unerschöpflicher Vorrath der Urkraft, die den Ungeschulten in ihrem rohen, den Geschulten in ihrem raffinirten Zustande als Lebensmark dient.

Dem Bauersmanne mangelt oft jegliche Erziehung und Schulung, und er wird doch kein Taugenichts. Bildung ist ihm verdächtig, weil sie nur allzu oft nachtheilig auf seinen Stand wirkt. Bildung hat dem Bauernstande schon so manche Kraft entfremdet. Wer was weiß und kann,

der strebt was „Besseres“ an, als in Gemeinschaft mit den Kindern das Feld zu düngen, um mit dem Felde sich und die Kinder zu ernähren. Der Bauernstand mit seinen Beschwerden, mit der Mißachtung, die er von so vielen Seiten heute noch erfährt, trotz der Devise: Alles durch das Volk und für das Volk! — er wird nur in unbewußter Weise ertragen; oder vielmehr seine geistige Kurzsichtigkeit bewahrt den Landmann vor Unzufriedenheit und Verzweiflung.

Daher die fast elementare Abneigung gegen Schule und Welt.

Doch nicht allein die Unwissenheit, mehr noch die Heimatsliebe, das Heimweh, der Hang zu den Traditionen, zum Religiösen und überhaupt zum Conservativen, sind die mächtigen Hüter der volksthümlichen Ursprünglichkeit.

Und auf diese der Welt gewöhnlich verborgenen Factoren wird vorliegendes Buch besonders Rücksicht haben. Das conservative und religiöse Moment vor Allem muß in einer Charakteristik des Volkes Beachtung finden.

Die Tradition ist des Landmannes Lebensnerv; die Religion ist seine Seele und Seligkeit. Die Religion, sie sei ihm entweder aus der Vorzeit überkommen als Erbe der Väter, die in ihren Urwäldern den nordischen Göttern geopfert haben, oder sie sei aus dem Morgenlande gebracht oder aus der Stadt des Stuhles Petri aufgeladen worden: die Religion ist des Landmannes, des Bergsohnes Hort, sein geistiges Leben und seine — Erholung. Dem Landmanne ist es gegeben, daß er die Sitten der Heiden mit dem Cultus der Christen vereine; der Landmann verehrt nebst dem Sacramente seine Hausgötter und opfert ihnen durch alle Zeiten seines Jahres und Lebens.

Aberglauben nennen wir das Treiben, wenn der Landmann seine Felder mit Weihwasser und Weihrauch besegnet, wenn er böse Gewitter mit Metallglöcklein verscheuchen will, wenn er die Osterfeuer anzündet zur mitternächtigen Stunde, wenn er in der Christnacht den Bösen beschwört, wenn er zum Erntefest drei Korngarben verbrennt, wenn er die Stürme mit Mehl und Früchten füttert, um sie zu sättigen und zu beruhigen u. s. w.

Aber wer kann sagen, wo der Gottesdienst endet und der Götzendienst beginnt?

Auch ich habe vor des Landmannes Hausaltären gekniet, ohne heute noch zu wissen, ob ich Gott oder Göttern gedient; ich habe mich geübt in Glauben und Aberglauben; ich habe mit meinen Landsleuten im Gebirge die Hauptmomente des Lebens und die Feste des Jahres gefeiert, habe mit ihnen gebetet, gescherzt, gejauchzt, gestritten, gelitten, gesündigt.

Noch heute ist mein Herz bei den Bewohnern der Berge. Ich bin aus diesem Volke nur hervorgetreten, um euch, meine Leser, die fremden Volksfreunde, in dasselbe einzuführen.

„Gott besegne den Eingang!“ steht es geschrieben über der Pforte des Hauses. — Ehe wir jedoch offenen Auges und warmen Herzens in dasselbe treten, sei durch folgendes Bildchen ein Blick auf sein Entstehen gestattet.

Haussegen.

Der Rigler auf der Höh' baut sich ein Bohnhaus.

Man kann die Hammerschläge und das Schreien der Arbeiter und das Röllern der Holzstücke schon von weitem hören und der Wald jenseits der Schlucht macht alles nach. Und der baut doch kein Haus; er steht nur da und sieht zu und versucht das Röllern und die Hammerschläge und selbst das Lärmen der Leut', damit er alles kann, wenn an ihn einmal die Reihe kommt, den Menschen ein Haus zu bauen.

Wir sind durch den Wald und sehen nun den neuen Bau. Er ist ganz von Holz, aber in der Sonne sieht er golden aus und steht gar stolz da und auf den Gerüsten eilen Arbeiter hin und her und tragen und schieben Balken. Auf dem Dachstuhle klettern Andere und schlagen und hämmern, und ganz oben am Firste steht auch Einer und hält einen grünen Baumwipfel, an welchem bunte Bänder flattern, und schwingt ihn und jauchzt auf und schießt eine Pistole ab und — nun wird plötzlich alles still, die Leute legen ihre Werkzeuge aus der Hand und entblößen die Häupter.

Da erhebt Der auf dem Dach in der Rechten feierlich ein volles Weinglas und mit lauter, kräftiger Stimme spricht er den Haussegen:

„Gott beschütze dieses Haus!
Glück herein, Unglück hinaus!
Jedem, der vorüber geht,
Das Haus zur Einkehr offen steht,

Und wer drinnen, bleibe frisch und gesund
 Und stets gesegnet viel Tag und Stund;
 Sanct Florian beschüs' euch all',
 Das Korn im Kasten, das Vieh im Stall.
 Die scheidigen Rüh', die braunen Kalben,
 Die treibt fein lustig auf die Alpen;
 Dort oben gibt es grüne Wäsen,
 Thun Rüh' und Kalben friedlich grasen!
 Ich rufe an den heiligen Erhardi,
 Den heiligen Patrizi und Medardi,
 Und ich lade sie ein ins neue Haus
 Und Maria Mutter Gottes auch;
 Und die heiligste Dreifaltigkeit
 Zum Schuß und Segen in Ewigkeit!"

Und wie der Mann den Spruch zu Ende gesagt,
 da trinkt er das Glas aus in einem Zuge, schwingt es
 und schleudert es nieder auf das grüne Erdreich.

Da frachen die Hölzer, da jauchzt und jubelt Alles
 drein und der Mann auf dem Firste steckt den bunten
 Wipfel auf den Siebel.

Und erst, wenn das herabgeworfene Glas ganz
 geblieben, ist des Jauchzens und Hutschwenkens kein Ende
 — denn das bedeutet viel, das bedeutet ein ganz beson-
 deres Glück für das neue Haus — etwa eine goldene
 Hochzeit oder gar eine Priesterweihe!

Das neue Gebäude steht eigentlich auf einer Brandstatt.

Vor einem Jahre noch stand hier das alte Haus
 mit dunkelbrauner Holzwand und weit vorspringendem
 Strohdach. Der Vater des Urgroßvaters hat es gebaut,
 doch es war noch glatt und fest und wäre auch noch
 gestanden für Enkel und Urenkel. Aber es mußte Geld
 versteckt gewesen sein unter dem Strohdache; — gerade
 in der Christnacht war's, nach dem „Rauchen“, und die
 Leute saßen just beim Abendmahle und erzählten sich
 Geschichten von der „Mettenstund“, wie da das Vieh redet

und in den Häusern verborgenes Silbergeld verstorbener Personen zu brennen beginne — da hörten sie oben auf dem Dachboden schnalzen, als ob jemand Späne breche. Die Leute sahen sich starr an und die Löffel blieben ihnen in der Schüssel oder im Munde stecken — das müsse ein Gespenst sein; doch schon springt die Thür auf, der Nachbar stürzt herein: „Jesus Maria, so rührt's euch, das Haus brennt!“ Ei freilich rührten sie sich nun, aber nur, daß sie sich selbst retteten; in einigen Stunden war alles vorbei und als draußen im Dorfe unter Musik und Glockenklang der freudenreiche Mitternachtsgottesdienst begann, standen sie beim Rigler auf der Höh' weinend und klagend um den Gluthaufen und hatten nun kein Haus und Heim zum Christfeste.

Aber die schweren Zeiten sind vorübergegangen — und heute steht, wie wir sehen, ein neues Gebäude da, stolzer und größer als das alte, und der wehende Wipfel auf dem First, der bedeutet Hoffnung, frische, reiche, heitere Hoffnung!

Lustig schieben und ziehen und heben und hämmern die Arbeiter, und die Bäuerin backt in der nebenan aufgeschlagenen Bretterhütte das reichliche Mittagsmahl; da schreien Die auf dem Dache plötzlich: „Hallo, Hallo! die Buttertragerin!“ und niederklettern sie vom Gerüste, und alle lassen ihre Aexte und Hämmer fallen und steigen zu Boden, eilen in die Hütte, raffen Töpfe, Pfannen, Kübel, Blechwerkzeuge und was sie sonst Klingendes und Schrilendes erwischen können, zusammen und stürzen damit davon.

Einem Weibe eilen sie entgegen, welches langsam mit einem großen verdeckten Korbe auf dem Kopfe des Weges herankommt. Es ist eine Magd aus der Nachbarschaft und

bringt den Bauenden Schmalz und Butter zum Geschenke und zum Haussegen.

Wenn nämlich ein Bauer einen neuen Bau aufführt, ist es Haus oder Stall oder Scheune oder Mühle, so schickt ihm jeder Nachbar, gleichsam zum Glückwunsche, Schmalz und Butter, um die Arbeiter damit leichter verköstigen zu können. Deshalb kommen diese dem Boten so freudig entgegen und geben ihm mit Musik und Gesang das Geleite bis zur Hütte oder zum Hause des Beschenkten.

Das ist denn ein seltsamer Zug. Voran geht ein Bursche mit der Fahne, welche ohne Stange genau einem Sacktuche gleichen würde; diesem folgen die Musikanten mit den erwähnten Instrumenten schellend, trommelnd und polternd, und zwar mit einer außerordentlichen Frische und Lustigkeit und doch ohne alle Noten. Nach diesen kommen zwei eifrige Straßenkehrer, welche mittelst Rückenbesen den Weg säubern, und nun folgt die Priesterin mit dem Allerheiligsten — die Magd mit der Butter. Und ist wohl gar noch Schuljugend da, so beschließt diese jubelnd den Zug. Um nach alldem etwaige, oft nicht zu vermeidende Lücken in der Musik auszufüllen, finden sich immer noch ein paar bellende Hunde.

So bewegt sich der Zug gegen das Haus, und erst, wenn die Magd des Nachbarn die Last in die Hände der Bäuerin gelegt hat, verstummt der Lärm, welcher sich aber neuerdings erhebt, sobald die Butterträgerin nach einer eingenommenen Pause das Haus wieder verläßt.

Der beschenkte Theil hat für den „Haussegen“ in einigen Tagen ein Gegengeschenk zu machen, welches meistens in einem Korb Krapsen besteht.

Auf diese Art wird der Bauende von der Nachbarschaft mit eßbarem Rathe genügend versorgt, und je öfter den Butterträgerinnen das Geleite zu geben ist, desto lustiger werden die Arbeiter und desto mehr Glück und Segen wird in die Fugen der Holzwand gezimmert.

Es ist ein eigenes Treiben, wenn sie ein Haus bauen; festlich geht es dabei her und geheimnißvoll; — und das wissen die Stadtbauleute nicht, daß man den ersten Grundstein eines Hauses mit keinem Hammerschlag berühren darf, daß man ihn liegen lassen muß, wie er zuerst auf den Boden kommt, auf daß der neue Bau feststehe und kein Griff, kein einzig Werk darin umsonst gethan werde; — und das wissen sie auch nicht in der Stadt, daß man (wie es in einigen Gegenden gebräuchlich) an den vier Ecken des Hauses geweihte Weidenzweige einzimmern muß, zum Schutze gegen die vier Elemente. Wer z. B. nur eine der vier Ecken vernachlässigt, der wird zwar von drei Elementen verschont, doch dem vierten ist er ausgesetzt, entweder dem Feuer, dem Wasser, dem Sturme oder dem Erdbeben.

Darum wird, von der ersten Grundsteinlegung bis zum Einzug in den neuen Bau, nichts versäumt, was da seit uralten Zeiten bestanden und hergebracht ist.

Und nun:

Glück hinein, Unglück hinaus!
Gott beschütze dieses Haus!

Haus und Heim.

Uebersicht.

Wenn uns schon der Zustand der Dorfkirche maßgebend ist für die Höhe der Cultur, der ethischen und

ästhetischen Entwicklung einer Gemeinde, so ist es uns um so viel mehr das in sich abgeschlossene Gehöfte, die einsame Waldhütte, freilich wohl oft bloß durch die Laune des Zufalls und der natürlichen Verhältnisse zusammengewürfelt, zum öftern aber doch aus dem Herzen der Bewohner herausgewachsen und dem Geiste alter Sitten angemessen. Die Wohnungen des Volkes sind oft die treuesten Verkörperungen seiner Seele. Ich bemerkte dieses, weil dadurch Manches eine Begründung erfährt, was wir uns in den Zuständen der Wohnungen des Landvolkes gegenüber unseres heutigen Culturzustandes nicht zu erklären vermögen.

Um alle wesentlichen Eigenthümlichkeiten des Hauses anschaulich zu machen, darf ich keines aus dem Kirchdorfe oder gar aus einem Marktflecken, ebenso wenig aber auch aus dem Flachlande der nichtdeutschen Bevölkerung herausgreifen, sondern ich muß den Leser in ein in sich abgeschlossenes Gehöfte führen, in ein Gehöfte, dessen Zustände und Bewohner sich seit Jahrhunderten gleich geblieben sind, trotz der modernen Cultur, die draußen auf Eisenbahnen und Heeresstraßen stetig neugestaltend durch das Land zieht. Die einzeln stehenden Feld- und Waldgehöfte bilden in Steiermark auch die Mehrzahl und somit den Durchschnitt der Zustände des steierischen Bauernhauses.

Wenn wir durch eines der schönen Thäler Obersteiermarks wandern, so sehen wir zwischen Wiesen und Aekern über einem Hügel her ein paar alte, hohe, buschige Fichten oder Tannen aufragen. Näher kommend erblicken wir unter diesen Bäumen die schimmernden Bretter- oder Schindeldächer eines Gehöftes. Es steht gewöhnlich auf einer jener hügelartigen Erhöhungen, wie sie durch viele

Jahrhunderte her aus den Schluchten und Gräben der Gebirge hervorgeschwemmt wurden.

Diese Hügel bilden die sichersten Grundfesten und die hier ausmündenden Schluchten sind die besten Wege für Holz und Streu, welches aus dem Gebirge hervorgeholt werden muß. Freilich suchen sie die Ansiedlung der Menschen zuweilen auch mit einer Ueberschwemmung heim, aber das ist schon so im Leben, daß Vortheil und Gefahr sich stets die Hände reichen.

Oft lehnen sich die Gehöfte auch an südliche Berg- hänge, um vor den schädlichen Nordwinden geschützt zu sein und im Frühjahr den Lenz aus erster Hand von der Sonne zu erhalten, wenn im Thale und an nördlichen Hängen noch lange der Schnee liegt. An der West- oder Nordseite des Gebäudes steht stets ein „Schopf“ Bäume, mit mächtigem, verknorrttem, verfilztem Geäste; er dient als Schutzwall gegen Stürme und als Blitzableiter. Solche Bäume sind entweder die letzten Reste des einstigen Urwaldes, welche sich die Ausreuter zum Schutzmantel für Kind und Kindeskind aufbewahrt haben, oder sie sind von späteren Bewohnern des Anwesens für diesen Zweck gepflanzt worden. Unsere Voreltern scheinen die Bedeutung des Baumes besser verstanden zu haben als unsere heutigen Landwirthe; heute fällt es dem Bauer nicht ein, zu Grunde gerichtete oder alterswegen absterbende Waldbäume durch junge Sprößlinge zu ersetzen, und die Bemühungen des Ackerbauministeriums, der landwirthschaftlichen Vereine und der mit der Pflege des Waldes sich beschäftigenden Personen haben bisher wenig Erfolg gehabt.

Das Gehöfte ist stets von dem mit einem Holzzaun begrenzten Acker umgeben, an welchen sich die Wiesen, Felder oder der Wald reihen.

Das Gehöfte besteht aus dem Wohnhause, den Stallungen, Scheunen, Wagen- und Werkzeugschuppen und dem Feldkasten.

Diese Gebäude bilden in ihren Stellungen entweder einen „Ringhof“, in welchem sie im Kreise einen freien Raum, den „Hof“, einschließen, oder die Stallungen und Scheunen stellen einen einzigen Bau dar, in welchem Falle sie dann „Marstadt“ genannt werden. Diese letztere Art ist die neuere; Ringhöfe werden nur selten mehr gebaut.

Man sieht es, der Ringhof hat einen mittelalterlichen, burgartigen Charakter, den die Erbauer den Burgen ihrer Lehensherren abgelauscht haben mögen. Zudem war ein solcher Hof seine eigene Schutzmauer gegen die Raubthiere sowie gegen herumstreichendes Gefindel. Ferner entsprach diese Form am besten der inneren Eintheilung solcher Stallungen, auf die wir später zurückkommen werden.

Das Wohnhaus des Landmannes ist in Gebirgsgegenden von ziemlich bedeutendem Umfange; es ist stets aus Holz gezimmert, mit Steinen roh untermauert und mit Brettern, oder, und das gewöhnlich bei Huben, Maierhöfen, die größeren Herrschaften zugehören, mit Schindeln eingedeckt. Das Bauholz ist von Fichten- oder Lärchenstämmen; es ist in den älteren Gebäuden zumeist noch frisch erhalten, während es in neueren verhältnißmäßig viel früher zu morschen beginnt. Der Grund dafür ist, daß man einst reife, kräftig ausgewachsene Baumstämme nahm, während man in unserer Zeit schon den jugendlichen Wald

zu Bauholz niederschlägt, und die noch nicht genug verhärteten Fasern auch zu wenig austrocknen läßt, bevor man sie in die Zimmerung bringt.

Die Ecken der Zimmerung, der „Schrott“, in welchen die glatt und viereckig gehauenen Bäume ineinander greifen, sind, besonders bei älteren Bauten, sehr genau und zierlich gefalzt und geben so der Außenwand einen netten Rahmen.

Die Fenster der Stube sind zumeist ausgetäfelt, die übrigen, als die Küchen- und Kammerfenster, aber nicht; erstere sind überhaupt zierlicher und größer als letztere.

An den alten Häusern findet man die Fenster sehr klein, sie lassen nur das nothdürftige Licht in die Räume; es wurden dadurch die großen Glastafeln und Fenstergitter erspart und es hatte Wind und Kälte weniger Zutritt. In den Hütten sind die Fenster oft nur mit Papier verklebt.

Mehr Aufmerksamkeit wendete man schon den Thüren zu, obwohl bei vielen noch die hölzernen Klinken belassen sind. Besonders viel hält der Bauer auf die äußere Thür. Wenn sie auch bei vielen Häusern eine roh zusammen-genagelte Bretterwand ist, so hat sie doch wieder bei anderen eine ganz geschmackvolle Vertäfelung. An der äußeren Thür findet man häufig den „Haussegel des heiligen Apostels Jakobus“ genagelt, oder eine Menge kleiner Holzkreuzchen. Es wird nämlich alljährlich am Kreuzerfindungstage aus Weidenzweigen, die am Palmsonntage geweiht worden, so ein Kreuzchen geschnitzt und an die Thür geheftet; das ist ein Bannzeichen gegen jegliches Unglück, besonders gegen die Ungewitter. Das Unglück geht an solchen Kreuzchen

vorüber, wie der Würgengel an den mit Blut bestrichenen Thüren der Israeliten vorüber gegangen ist.

Das Dach hat den Winkel von beiläufig 45 Grade; es steht über die Wände weit hinaus und bildet so ein Borddach für Geräthe oder Brennholzstöcke, welche als Wintervorrath am Hause aufgeschichtet werden. Am vorderen Giebel bildet das Dach eine Art Schild für den „Gang“, der sich in Form eines Balkons an der Wand hinzieht. Dieser Gang wird von den Bodenräumen heraus betreten und dient zum Trocknen von Kräutern und der Wäsche. Die Brüstung ist meistens mit zierlich geschnittenen, aufrechtstehenden Brettchen eingelegt und gibt so dem Gebäude ein schweizerhausartiges Aussehen. Von diesem Gang ruft die Bäuerin zu den Mahlzeiten die Leute vom Acker heim.

An der Windkehrseite des Daches ragt der Rauchfang, meist ganz einfach aus vier Brettern zusammengenagelt, hervor. Er hat eine etwas schiefe Richtung, und oben unter seinen Dachbrettchen vier halbrunde Lücken. An den Dachgiebeln ist entweder ein Knopf aus Holz oder ein Kreuz. Der erste, der diese Formen angewendet, hat dabei wohl an die Kuppel oder das Kreuz seiner Pfarrkirche gedacht.

Scheunen sind gewöhnlich ohne solche Giebelverzierung.

Noch erwähne ich die weißen Schussscheiben, welche bei vielen größeren Häusern mit Kugeln bespickt oder durchlöchert an der Wand haften. Es wurde in Steiermark in den früheren Jahren viel Scheiben geschossen, jetzt aber scheint den Leuten dieses Vergnügen zu kostspielig geworden zu sein, und sie begnügen sich in vielen Gegenden nur mehr mit den Erinnerungszeichen an dieses vornehme Spiel; die Scheiben an der Wand sind somit ein Zeichen früheren

Wohlstandes. Zuweilen ist auch ein aus Brettern geschnitzter Hirsch an die Wand genagelt; das bedeutet, daß dem betreffenden Hof das Jagdrecht zugetheilt ist, oder war.

Nun treten wir in das Haus. Da kommen wir von dem harten „Antrittstein“ gar auf weichen Grund, denn der Fußboden des Vorhauses, die „Lauben“, ist oft nur aus braunem Lehm getreten, ein Stein- oder Holzboden ist nur in besseren Häusern. Die Lauben dient in den meisten Höfen auch als Zeugkammer, und man sieht, wie an den Wänden die Hacken, Aexte, Spaten, Hauen, Sägen u. s. w. herumhängen. Gegen die Vorderseite des Hauses haben wir den Eingang zur Gesindestube und zur Küche. gegen die Rückseite sind die Thüren zum Keller, zur Mäddekammer und zum Stübel.

Auch befindet sich im Vorhause die Stiege auf den Dachboden. Die Lauben, welche, nebstbei bemerkt, oft nur durch ein einziges Fensterlein ihr spärliches Licht erhält, bisweilen auch bloß durch die offene Thür beleuchtet werden muß, ist also das Centrum des Hauses, in welches alle Räume münden.

Die G e s i n d e s t u b e ist der größte Raum des Hauses sie hat zwei Thüren, wovon die eine in die Lauben, die andere in die Küche führt. Sie wird von 5—6 Fenstern erhellt. Beiläufig einen halben Meter über den Fenstern zieht sich an der Wand eine mäßig breite Holzleiste hin, welche als Gestelle für kleine Geräthe dient. Rings an den Wänden sind Bänke angebracht, unter welchen die Knechte ihre Schubladen für Schuhnägel, Hammer, Zange u. s. w. haben. Die Wände, wie auch die Bänke, Stühle u. s. w. sind meist weiß geschauert, oft auch mit einer braunrothen

Farbe überstrichen, um den Holzwurm und die Vermorsung zu verhüten. Der Fußboden oder das „Flöß“ ist von dicken Brettern, sowie auch die Bodendecke, die durch den Ruß der Späne und das oftmalige Scheuern mit dem Besen meist eine glänzend schwarze Farbe hat. Auf den Thüren stehen mit Kreide gezeichnet die „heiligen drei Könige“, welche jedes Jahr am Dreikönigstage erneuert werden. Und daneben, an dem Thürpfosten, hängt ein thönerneß, grünlackirtes Weihwassertöpfchen. Ueber einer der Thüren ist ein Schubfensterchen angebracht, um an Badtagen Dunst und überflüssige Hitze hinauszulassen. Unweit der Thür befindet sich auch der Kollnagel für das „Abwisch Tuch“, welches des Morgens bei der Toilette stets von dem ganzen Gesinde benützt wird.

In der Ecke zwischen den beiden Thüren steht der große, gemauerte und mit grünen Kacheln eingelegte Ofen. Er dient, außer zum Backen des Brotes und im Winter zur Erwärmung der Stube, auch zum Dörren von Getreide, das in die Mühle kommt. Ohne diese Zubereitung ist das Korn gewöhnlich zu feucht, als daß die oft etwas gar einfache Mühle aus demselben ein feines, weißes Mehl zu Stande brächte.

Um den Ofen zieht sich die Ofenbank und das Ofengeländer. Das ist die eigentliche Heimstätte der Großmütter und ihrer Märchen und der traulichste Platz im ganzen Hause. Auf der Ofenmauer steht der Salzstock, oder liegen die Leuchtpäne, auf daß sie gehörig trocknen mögen.

Neben dem Ofen, unmittelbar von der Vorhausthüre hinein, steht ein Bett. Es ist stets hoch geschichtet; die Bäuerin setzt ihren Stolz darein, recht hoch zu schichten.

An der hölzernen Kopflehne ist der „süße Namen“ und die Jahreszahl der Dimmerung des Bettes gemalt.

Wenn das Stübel an der Rückseite des Hauses zur Mäddekammer verwendet wird, so hat der Bauer seinen Haupt- und Familiensitz ganz in der großen Stube, und das Lager in derselben ist also das Ehebett. Unter diesem Bette ist ein zweites, in Form einer Schublade bereitetes Bettchen für die Kinder.

Neben dem Bette prangt der braun angestrichene Uhrkasten mit der Schwarzwälberuhr.

Nun steht etwa noch ein Kasten in der Stube, an welchem viele Rosen und rothe Vögel mit grünen Flügeln gemalt sind.

Dann aber kämen wir zu dem Heiligthume des Hauses, zum Tisch und Hausaltar. Mancher Bauer ist stolz auf seinen schönen, großen, glatten, stets rein geschuerten Tisch, der oft ein wahres Tischlerkunststück ist. Er ist stets aus hartem Eschenholz gearbeitet, und fest und behäbig steht er da auf seinen halbrund gebogenen Füßen; er hat ein massives Aussehen, und wenn er irgend einmal nothwendig einen zollbreit bei Seite gerückt werden soll, so bringt's Einer kaum zu Weg', es müssen Zwei zusammenhelfen.

Neben dem Tisch steht die „Siedel“, eine altmodische schmale Truhe mit einer Sitzlehne über der Decke. Und an der Tischdecke ist der Hausaltar. Derselbe besteht aus Heiligenbildern, bunt, unbehilflich und oft unendlich naiv auf Glas gemalt, mit schwarz angestrichenen Rahmen. Auf dem Eckbrettchen steht ein stets ziemlich ruhiges Crucifix aus Holz und Pappe, in demselben steckt ein geweihter Weidenzweig vom Palmsonntag her. Von der Herbstzeit

da das Korn eingeheimst worden, bis zu Weihnachten und länger hinaus, befinden sich auf dem Hausaltare auch drei volle Kornähren, gleichsam der Gottheit zum Dankopfer geweiht. Hat der Bauer Obstbäume, so verehrt er seinen Hausgöttern gerne auch ein Paar Äpfel.

Dann findet man hinter einem der Bilder den nur in Steiermark bekannten „Neuen Bauernkalender“ mit seinen originellen Bildern und Hieroglyphen. (Diese Gegenstände werden weiter unten eine eingehendere Behandlung erfahren.)

So treten wir nun hinaus in die Küche. Es ist gerathen, die Thür möglichst rasch zu schließen, denn sonst schlägt, wenn auf dem Herde das Feuer brennt, der Rauch in die Stube. Der Feuerherd sieht aus, wie er vor tausend Jahren ausgesehen haben mag: ein etwas geebnetes, mit einem Holzreif umspannter Steinhaufen, auf welchen ein Stößchen Holz gelegt und angezündet wird. Um dieses etwas matte, langsam brennende Feuer werden nun die Häfen und Töpfe gestellt, auf daß die Speisen kochen. Neben der Feuerstätte ist das Ofenloch, welches, wenn kein Feuer im Ofen, mit einem blechernen oder hölzernen Deckel geschlossen wird. Ueber dem Herde hängt der Rauchmantel, der „Feuerhut“, ein aus Stroh geflochtener und dicht mit Lehm überzogener Verschlag, der den Rauch in sich sammelt und ihn durch ein Fensterlein über der Thür dem in der Lauben aufsteigenden Rauchfange zuleitet. Es ist ein recht natürlicher Weg, den die Flamme durch den meist mit Harzruß überzogenen Feuerhut und Rauchfang nehmen könnte, um hinauszutanzten auf das Bretter- oder Strohdach. In der Nähe des Feuerhutes ist eine „Asen“ zur Trockenlegung des Brennholzes angebracht. Unter dem Feuer-

herde, in einer Nische, befindet sich der Hühnerstall, dessen Bewohner übrigens in der ganzen Küche, soweit es der Rauch erlaubt, freien Spielraum haben. Unweit des Herdes ist der „Sautkesselofen“ zum Abkochen des Schweinefutters.

In der Ecke gegenüber dem Herd steht der Backtrog, oder ein Bett, das aber zur Tageszeit mit einer Holzdecke überlegt ist. Diese Holzdecke thut als Kucheltisch gute Dienste.

Die Wände der Küche sind stets rußig, schwarz und die kleinen Fensterscheiben meist gelblich angelauten von dem ewigen Rauch.

An der Wand hinter der Thüre befindet sich der Wassertrog; in neuerer Zeit sind die Bauern erfinderisch geworden, und leiten das Wasser von dem Brunnen im Hofe mittelst einer Rinne, zuweilen gar einer Röhre, durch die Wand in die Küche. Bei dem Troge steht irgend ein Wasserschaff und darüber hängen in malerischer Unordnung die Küchengeräthe.

Dann wäre noch der Speiskasten zu erwähnen, der in einem oder dem andern Winkel steht, und die Vorräthe für die nächsten Tage: Mehl, Schmalz, Speck, Fleisch u. s. w. birgt. (Die eigentliche Vorrathskammer ist der Feldkasten. Davon weiter unten.)

In den entlegeneren Gegenden, aber auch in den Hügeln der mittleren Steiermark, findet man noch viele alte Häuser, in welchen Küche und Gesindestube ein einziger Raum ist; das sind die sogenannten „Rauchstuben“. Von Reinlichkeit, oder irgend einer Bequemlichkeit kann in solchen Häusern wohl keine Rede sein; da noch dazu auch der Rauchfang gewöhnlich schlecht angebracht ist, so werden die Leute entweder von dem stetigen Rauch des Herdfeuers halb „gefescht“, oder wenn sie Thür und Fenster in allen

Angeln öffnen, so haben sie den Luftzug und im Winter die Kälte in der Stube. In den Bauernhäusern wird oft auch fast den ganzen Tag geheizt, da wird außer der gewöhnlichen Kochzeit entweder Brot gebacken, oder Schweinfutter, oder Kälbertränke gesotten, oder es muß der Ofen erhitzt werden, um das für die Mühle bestimmte Korn zu dörren. So waltet nun ein fortwährender Rauch in der Klausel, bis in die späte Abendstunde hinein, und man wundert sich nur, daß manche Küchenmagd noch so frisch und blühend aussieht.

Solche Rauchstuben waren eben viel billiger herzustellen, als die abgesonderten Räume; da ersparte man nicht allein die Zwischenwand, sondern auch den Rachelofen und viel Holz, welches sonst zur Erwärmung der Stube nothwendig war. Wenn man aber bedenkt, daß an solche Rauchstuben häufig für die „Bauernleut“, wie der Hausbesitzer und seine Familie genannt werden, noch ein Nebenstübel angebaut ist, welches eigentlich nichts ist, als eine verkleinerte Stube, wie sie oben beschrieben worden, und daher ebenso viel Herstellungsarbeit und Brennmaterial kostet, so sieht man, daß Ersparungsrücksichten für diese Eintheilung kein Grund sind. Sonst bietet die „Rauchstube“ auch keine Vortheile, wohl aber viele Nachtheile. Zudem muß sie zumeist als Schlafkammer, Krankenstube u. s. w. benützt werden, wozu sie mit ihrem Rauch und Dunst, mit ihren offenen Fenstern und Thüren, mit ihrem Lärm doch ganz ungeeignet ist. Die meisten solcher Häuser werden aber sehr alt, weil die Wände durch den Rauch und den nothwendigen Luftzug vor Fäulniß bewahrt sind. Heute werden Bauernhäuser mit Rauchstuben nicht mehr gebaut.

In dem Keller des obersteierischen Bauers findet sich oft nicht ein einziges Faß, außer es herrscht Lugas, dann ist ein Fäßchen Essig in Borrath, um damit etwa die Bohnen und den Salat zu bereiten, was sonst nur mit Milch, Speck und Del zu geschehen pflegt. In dem Keller ist der Borrath von Erdäpfeln, Gartenrüben, Sauerkraut, Milch, Butter, Schmalz u. s. w. Diese Dinge müssen zur Winterszeit oft mit Stroh überdeckt werden, weil der Keller nur selten unterirdisch, und daher der Kälte ausgesetzt ist. Der Keller hat wohl gemauerte Wände, aber selten eine gewölbte Decke.

In der Mägdekammer haben wir eigentlich nichts zu suchen; man findet in derselben außer einigen ziemlich rauhen Betten nicht viel, man müßte sich denn für die „Bellerpreferln“ und andere Heiligenbilder interessiren, die über den Betten zum Schutze gegen die „Trud“ und unterschiedliche Anfechtungen aufgehängt sind. Daß an der Kammerthür das grünglasirte Weihwassertöpfchen nicht fehlt, versteht sich von selbst.

Schlafen aber die Mägde in der Küche oder im Stall oder in der Futterkammer, und ist hier in dem Hintertheile des Hauses das „Bauernleutstübel“, so sieht es schon anders aus. In dem Bauernleutstübel herrscht eine gewisse Eleganz, da ist Alles glatt und weiß, da sind die Wände, die Kästen ungemein reinlich, da findet man sogar einen Schubladkasten mit glänzenden Messinghanteln, und auf demselben häufig auch eine „Stoekuhr“. In diesem Stübel schlafen dann die Bauernleut, oder die Handwerker, oder etwaige Gäste.

Auf dem Dachboden ist eine halbdunkle Decke, da sieht man sonst nichts als die röthlichbraune Verschalung

und eine Menge von Truben und Kästen, und einige Betten. Hier haben die Dienstknechte ihre Schlafstätte. Auch gibt es auf dem rückwärtigen Dachboden finstere Winkel, die zu Kumpelkammern benützt werden. Vom Dachboden geht eine Thüre hinaus auf den „Gang“.

Die Wirthschaftsgebäude. Die Stallungen und Scheunen schließen entweder in einer kreisförmigen Stellung einen Raum, den Hof, ein, der „Ringhof“ heißt, oder sie sind in einem einzigen, viereckigen Bau aufgeführt und tragen den Namen „Marstabl“.

In der ersteren Art, dem Ringhof, ist die Stallung in zahlreiche kleinere Räume, gleichsam in Zellen, abgetheilt, in welchen je zwei und zwei Rinder stehen. Mitten in einer solchen, etwa 5—6 Seviertklasten großen Zelle steht die Futterkrippe, die in mehrere Fächer, für verschiedene Futtergattungen abgetheilt ist. Die Rinder stehen nicht an Ketten, sie können frei um die Krippe herumlaufen und vermögen sich also vor einander zu schützen. Ein solcher Raum für zwei Ochsen oder Kühe heißt „Krippenstall“. Diese Stallungen sind nicht durch Thüren mit einander verbunden, ihr Ausgang führt direct in den Hof. Für Kälber sind eigene Behälter angelegt. Die übrigen Räume, wie Schaf-, Schweinställe, Scheunen und Futterkammern, haben nichts Eigenartiges. In der Tenne steht der „Schmeißstoß“ zum Auskörnen der Garben, und hängen an den Wänden noch die Dreschflegel, welche indeß immer mehr von den Dreschmaschinen verdrängt werden. Aber allgemeiner als diese sind bereits die Futter- und Kraut Schneidmaschinen; ferner findet man eine Windmühle nach neuerer Einrichtung fast in jeder Tenne.

Im Hof sind meist Streustöße und Düngerhaufen aufgeschichtet; außerdem dient dieser Raum als Tummelplatz für die Heerde, für das Einjochen und Anspannen der Zugochsen u. s. w.

In der neueren Art, dem „Marstabl“, ist der Stallraum ein einziger, großer; da ist an den Wänden hin der lange Futterbarren, an welchem die Rinder der Reihe nach an Ketten stehen. Dieser Raum hat im Verhältnisse weniger Oeffnungen für den Zutritt frischer Luft, als die Krippenställe, wovon jeder seine Thür in das Freie hat; letztere wären also in dieser Hinsicht vielleicht vortheilhafter. Indes ist ein Marstabl leichter rein zu halten und besser zu überwachen, als die Krippenställe.

Für die Ueberwachung sind in einem Winkel auf erhöhten Gerüsten Betten aufgerichtet, in welchen ein Knecht oder eine Magd schläft. Zur kalten Winterszeit wählt das Gefinde überhaupt gerne den warmen Stall zur Nachtruhe, und mancher Junge macht gar keine Umstände, und legt sich vor der Nase irgend einer alten Kuh in den Futterbarren hinein.

Die Futterräume befinden sich in beiden Bauarten auf den Dachgeschossen; die Getreidescheune ist auf dem Dachboden der Tenne.

Die Stallung in den Mittelhöfen ist für circa 20 Rinder eingerichtet. Da man im steierischen Berglande Ochsen und Kühe als Zugthiere benützt, so findet man Pferde nur dort, wo es ein beständiges Holz- oder Kohlenfuhrwerk gibt; es sind daher diesen Thieren im Durchschnitte besondere Stallräume nicht zugeeignet.

Der Marstabl ist meist gemauert, nur unter dem Dachvorsprunge hat er einen Kranz von Holz, um die Trockenheit der Fütterung zu befördern.

Die Bedachung der Wirthschaftsgebäude ist sehr häufig aus Stroh; nur der Rand, der First oben und der Vorsprung unten besteht aus Brettern.

In der mittleren und unteren Steiermark, wo mehr Feldwirthschaft als Waldwirthschaft getrieben wird, sind auch die Dächer der Wohnhäuser aus Stroh, und zwar ohne Holzrand an First und Vorsprung.

Man geht in den Ebenen und Hügeländern, in neuerer Zeit sogar im Gebirge, den Holzbauten möglichst aus dem Wege, und in Mittel- und Untersteiermark ist die Mehrzahl der Bauernhöfe aus Stein und Ziegeln; bis man in den unteren Gegenden aber ein Bretter- oder gar Schindeldach findet, kann man weit gehen.

Im Allgemeinen wären Holzgebäude mit Strohdächern, ihrer Temperaturregelung und langer Dauerhaftigkeit wegen, vorzuziehen.

In den Schuppen finden wir die gewöhnlichen Wald- und Feldwerkzeuge, von dem Steigeisen bis zu dem Pflug- und Räderwerk, vom Mistkarren bis hinauf zu dem Steirerwägelchen.

Ein wenig abseits von diesem Gebäude, gewöhnlich unter dem Tannenbusch, steht ein Häuschen ohne Fenster und mit einer stets verschlossenen Thür — der Feldkasten. Er steht abseits, um einer allfälligen Feuergefahr auszuweichen; er steht unter den Tannen, damit er vor Stürmen geschützt sei. Denn der Feldkasten ist ein

gar wichtiger Bau, er ist die Vorraths- und die Schatzkammer des Bauers. Er ist stets aus Holz, sehr glatt und fest gebaut und mit doppelten Schindeln oder Brettern eingedeckt.

Was der Bauer an Getreide, Schmalz, Fleisch, Flachs, Häuten u. s. w. besitzt, das sichtet er in diesem sorgfältig aufgeführten Bau zusammen.

Die hohen, kräftigen, hundertjährigen Tannen breiten schützend und segnend ihre Arme aus über dieses Schatzkästlein des Landmannes und wahren es treu vor Blitz und wilden Stürmen.

Außer all' diesen dargestellten Gebäuden hat mancher Bauer des steierischen Oberlandes noch eine Mühle, eine Brettersäge, eine Zeugschmiede, eine Zimmerhütte, einen Weidstabl, in welchem die weidende Heerde Schutz vor Nächten und Stürmen findet, eine Senn- oder Schwaighütte auf der Alm u. s. w. Charakteristisch ist nur noch das „Krautaller“, eine mehrere Klafter tiefe, schachtartige, mit dicken Läden ausgetäfelte Grube, in welcher der Bauer das Grubentraut aufbewahrt. Es wird nämlich der Kohl in manchen Gegenden nicht zu Sauerkraut bereitet, sondern es werden die Kohlköpfe im Herbst durch heißes Wasser eingeweicht, dann in die Grube, das Krautaller, gelegt und mit Steinen beschwert. Auf diese Weise läßt sich der Kohl jahrelang aufbewahren.

Das hier geschilderte Bauerngehöfte ist ein Einzelhof, wie deren in allen Theilen des Landes in Thälern, „Gräben“, Berglehnen und Höhen vorkommen. Einzelhöfe sind in unserer Sache die maßgebenden.

Die in Gruppen — Dörfern — beisammenstehenden Häuser sind in ihrem Wesen jenen wohl ähnlich, weichen aber in ihrer äußeren Bauart und Stellung mehr oder weniger von den hier geschilderten Arten ab, indem sie sich schon etwas den modernen Formen der Märkte und selbst der Städte zuneigen.

Es darf hier die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß die Gehöfte der hier beschriebenen Bauart in Steiermark an Zahl nicht die Hälfte der Bauernhöfe des Landes ausmachen. Es kommen Häuser vor, an welchen die Küche gemauert und gewölbt ist, während alles Andere von Holz dasteht; Häuser, die einen Stock hoch sind, bei welchen der Unterbau auch häufig gemauert ist; Häuser, an welchen der „Gang“ statt an der Vorderseite, an einer Nebenwand angebracht ist; an welchen der Keller sich gewölbt unter Küche und Gefindestube befindet; Häuser, deren Wände an der Wetterseite mit Brettern oder Schindeln verschlagen sind; Wirthschaftsgebäude, die halb von Holz, halb aus Mauer und in verschiedenste Lagen zum Wohnhause gestellt sind.

Es kommen Häuser vor, die an der hinteren Seite einen Anbau, das „Ausnahmstübel“, haben; Häuser, bei welchen dieses für die alten Ausgedingleute bestimmte Ausnahmstübel ein abgesondertes und für sich abgeschlossenes Häuschen mit Stall und Scheune bildet u. s. w. in unzähligen Variationen. Aber keine dieser Arten hat eine so ausgesprochene und charakteristische Form, und keine, sie möge auch in irgend einem Thale die herrschende sein, ist im Lande so allgemein vertreten, als mein beschriebenes Gehöfte, und sollte es neben der Unzahl fremder und gemischter Arten auch nur den vierten Theil betragen.

So ist also der steierische Bauernhof von Außen und Innen. So wird er aufgebaut und so brennt er nieder. Es ist nur zu wundern, daß solche hölzerne Gebäude trotz der Leute Unvorsichtigkeit mit dem Feuer, oft hundert und zweihundert Jahre alt werden, ehe sie das Schicksal erreicht. Aber so sehr dieses Schicksal nach den unzähligen Erfahrungen auch vorauszusehen ist, so findet man doch das Asscuranzzeichen äußerst selten über den Thüren. Die Leute mancher Gegenden haben heute noch einen unerklärlichen Widerwillen gegen das „Versichern“; sie wollen sich in der Noth einander schon selbst helfen, sagen sie. Und da ist nur die Hauptsache, daß, wenn Haus und Hof in Feuer aufgeht, die Buckelkörbe und Mehlsäcke gerettet werden; damit ziehen die Verunglückten dann in der Gegend umher und sammeln ihre Brandsteuer. Wenn sie endlich reich theilhaft zurückkommen, bauen sie ihr Haus wieder auf, und bauen es — aus Stein.

So verschwinden die alten hölzernen Bauten und ihre Formen mehr und mehr, und mit ihnen das Bierliche, Trauliche und Behagliche, die alte patriarchalische Lebensweise und die Sitte der Väter.

Ich kann mich an dem Anblick eines modernen, steinernen Bauerngehöftes mit den weiten gähnenden Fenstern und den grellen Ziegeldächern nicht erquicken, so praktisch Alles bestellt sein mag; aber ich vermisse die Poesie und gar oft auch den zart sinnigen Geschmack, ich vermisse die Heimlichkeit, und der Geist unserer Voreltern zieht nicht mehr segnend durch das Haus.

Wesen und Walten

des steierischen Landmannes im Allgemeinen.

Schmuck sieht er aus, der Steirer in seiner kleidsamen Tracht, die so bestellt ist, daß die körperlichen Vorzüge des strammen, muskulösen Alpensohnes recht und entschieden zum Ausdruck kommen. Wo in aller Welt er sich damit sehen lassen mag, und er kann sich überall sehen lassen — als Steirer wird er erkannt und mit Ehren begrüßt.

Die Tracht des Steirers ist von der seiner Nachbarn ziemlich verschieden. Im Westen des Landes, im Ennsthal und im oberen Murthal, so wie in der verschollenen Gegend der Sölker-Alpen hält man noch genau an die alte Form.

Der Mann trägt kurze Lederhosen, Bundschuhe und grün- oder blauwollene Strümpfe, über welchen entweder das nackte Knie oder die innere, weiße Linnenhose hervorguckt. Ferner hat er seinen rothen oder dunkelbraunen Brustfleck, über welchen der grüne Hosenträger und das hellrothe Halstuch gespannt ist. Eine grün ausgeschlagene Lodenjacke und ein grüner Alpenhut mit Gamsbart oder Hahnenfeder gibt der stämmigen Gestalt des Aelplers den rechten Charakter.

Rechts an den Lenden hat er sein Messerbesteck und im Munde sein kurzes Pfeisken — damit ist er's nun ganz, ein Steirer, wie er sein soll.

Für das Unwetter hat er noch ein Stück Loden mit einem Loch in der Mitte, um den Kopf hineinzustecken, den Wettermantel.

Die Weiber tragen ziemlich kurze, gewöhnlich rothe oder blaue Kittel, unter welchen niedere Bundschuhe und ein gutes Stück der weißwollenen Strümpfe hervorlugen. Ueber dem Kittel haben sie eine blaue oder bunt geblünte Schürze, welche bei den Mädchen nur einen schmalen Streifen bildet, bei den älteren Weibern aber so breit ist, daß sie rückwärts zusammenlangt. Ueber die Brust wölbt sich ein ziemlich weit ausgeschnittenes Leibchen, über welches an den Feiertagen ein rothseidenes Halstuch und ein kurzer, schwarzer Spenser mit hoch auswattirten Aermeln kommt. Ein braunes Kopftuch, welches rückwärts zusammengebunden wird, vollendet den schmucken Anzug der Obersteirerin.

Alte Mütterlein tragen an den Feiertagen auch noch die hochgestülpten, sammt- und goldgebräunten Drahthauben, wie sie vor vierzig Jahren Mode waren.

So haben auch viele Greise noch ihre alten langen Soppen aus grünem Loden und die schwarzen hohen Spizhüte dazu, welche Tracht noch aus dem vorigen Jahrhundert stammt.

Ich kenne einen neunzigjährigen Mann, der hat im ersten Jahre dieses Säculums geheiratet. Sein Weib und seine Kinder sind längst schon todt, er findet nicht einmal mehr ihre Gräber auf dem Kirchhofe, — aber seine Brautkleider sind ihm noch geblieben. Die zieht er dreimal im Jahre an, zu Ostern, zu Pfingsten und am Jahrestag seiner Hochzeit vor siebzig Jahren. —

So gerne der Oberländer auf dem Kirchweg und bei Festen schmuck und „sauber bauend“ ist, so sparjam ist er in seiner Kleidung zu Hause.

Da tragen Viele im Winter sogar noch Holzschuhe weil sie viel billiger zu stehen kommen und trotzdem sehr,

warm halten. Zur Verfertigung von Kleidungsstücken werden die Handwerker in's Haus genommen —

Die Nahrung des Oberländers besteht hauptsächlich aus Milchsuppe mit Brot, Gruben- oder Sauerkraut, welches allein ohne alle Zuspeise gegessen wird; ferner aus Knödeln in Brühe mit etwas geselchtem Rindfleisch, dann aus Sterz und Schmalzmus.

Feinere Mehlspeisen, als Krapsen, Schmalznudeln u. dgl., werden nur zu besonderen Gelegenheiten und zu hohen Festtagen bereitet.

Besonders beliebt sind fette Speisen, so daß alles beim Hause erzeugte Schmalz und Fett nicht selten wieder daheim verzehrt wird. Ein Bauer, der Schmalz verkauft, bekommt sehr schwer Dienstboten, weil diese daraus auf die Magerkeit der Kost schließen.

Fleisch wird außer den Festtagen sehr wenig verzehrt; der Bauer schlachtet nebst ein paar Schweinen jährlich ein Stück Rind, was den ganzen Fleischbedarf decken muß.

Es wird in drei Mahlzeiten, vor und nach welchen stets laut gebetet wird, sehr reichlich und langsam gegessen. Meist wird auch noch eine Vor- und Nachmittagsjause gegeben.

Da die Obstzucht theils der klimatischen Verhältnisse (es wird hier wohlgemerkt nur von den Gebirgsgegenden des Oberlandes gesprochen), theils der Nachlässigkeit des Landmannes wegen nicht gedeiht, so dient zum Getränke frisches Wasser; nur an den Festtagen, welche beim Landvolke eine große Rolle spielen, läßt der Bauer zuweilen Obstmost oder gar Wein vom Wirthshause holen. —

Das Familienleben des Oberländers ist ein durchwegs patriarchalisches und inniger, als es erscheint.

Die Ehen werden öfter aus Interesse, als aus Neigung geschlossen; trotzdem kommen unfriedliche Ehen selten vor. Der Steirer im Allgemeinen ist überhaupt zu kaltblütig, als daß die Liebe in ihm zur Leidenschaft werden könnte; sie ist vielmehr nur eine ruhige und trauliche Zuneigung, die sich aber selbst als solche nicht immer offenbart.

Eine Eigenheit des bäuerlichen Ehepaars ist, daß es überlaut fortan mit sich schmolzt und sich öffentlich wohl gar kleine Fehler und Gebrechen vorwirft; aber das hat es gerne — es ist eben nichts anderes, als eine Art Zärtlichkeit.

Die Eheleute schlafen gewöhnlich mit den jüngsten Kindern zusammen, während die älteren Kinder zu den Dienstreuten gesellt werden.

Von einer geregelten Erziehung der Kinder ist keine Rede; daß diesen das Vaterunser und ein paar andere Gebete gelehrt werden, ist Alles. Bei entsprechendem Verhalten des Kindes wird dasselbe gelobt und mit einer Semmel oder mit Lebkuchen, wie man sie auf dem Markte kauft, beschenkt; begeht es einen Fehler, so wird es mit einer Birkenruthe oder gar mit dem Stocke geschlagen.

Statt die Kinder mit Eifer in die Schule zu schicken, zieht es der Bauer vor, sie schon frühzeitig zu schweren Arbeiten anzuhalten — darum so viele geistig und körperlich verkrüppelte Leute im Volke.

Was der Bauer seinem Kinde einzuprägen sucht, das ist die äußere Form der Religion, weshalb er auch strenge auf den Kirchenbesuch hält; ferner ist der Landmann stets bemüht, die Sitten und Gebräuche der Vorfahren auf seine Nachkommen zu übertragen.

Arme Leute pflegen ihre Kinder ganz ohne Aufsicht zu lassen, und man kann solchen Wesen auf den Wegen und Straßen begegnen — hungernd, frierend, stumpfsinnig, sittlich verwahrlost, eine düstere Zukunft vor sich — die Aermsten der Menschheit.

Glücklicher sind die Kinder der Dienstboten; wenn auch unehelich, werden sie wie die Kinder des Bauers gepflegt; sie wachsen mit diesen auf, werden zu Viehhütern und später ebenfalls als Dienstboten verwendet.

Die Dienstleute werden überhaupt zur Familie gerechnet und erfahren in Wohnung und Kost mit dieser die gleiche Behandlung.

Zwischen Eltern und Kindern kann man selten Aeußerungen von Zärtlichkeit bemerken, und doch hegen sie zu einander stets eine stille, gar tiefe Zuneigung. Ein auch nur halbwegs vermögender Vater bietet Alles auf, um seinen Sohn von der Militärpflicht frei zu machen und ihm einen eigenen Herd zu gründen. —

Studiren läßt der Bauer seinen Sohn äußerst selten, und nur wenn er Hoffnung hat, daß ein Priester daraus wird. Advocaten und Beamte sind ihm in der Regel zu tiefsst verhaßt, Professoren stehen ihm zu weit ab, Aerzte sind nur in der Noth beliebt. — Der Bub soll Bauer bleiben, oder ein Handwerk lernen, wenn er schon nicht das Glück hat, Geistlicher zu werden.

Bauernsöhne, die studiren, gewinnen selten eine ästhetische Bildung, aber sie zeichnen sich durch Fleiß und Gründlichkeit und durch geradsinnigen Charakter aus; sie lernen etwas. — Manche aber treibt, ehe sie auf der Lehranstalt ihr Ziel erreicht, das Heimweh wieder zurück in die Waldberge.

Das Heimweh ist eines der mächtigsten Elemente, gegen welches der Aelpler oft vergebens ankämpft. Soldaten unterliegen ihm nicht selten, indem sie desertiren, oder aus Gram und Herzleid zu Grunde gehen.

Das Heimweh ist ein entsetzlicher, schier dämonenhafter Seelenzustand, fast so schwer zu erklären, als zu ertragen. Es ist nicht allein Sehnsucht nach Eltern, Bekannten und Verwandten, oder nach den alten Gewohnheiten, es ist mehr, es ist ein unendliches Hinziehen nach den heimatlichen Bergen, nach ihrer Luft, nach ihren Beschwerden; es ist ein Aufgehen in der Erinnerung an die Zeiten in der Heimat; es ist eine tiefe Traurigkeit, die durch jeden Gegenstand, der an die heimatlichen Verhältnisse gemahnt, nur noch vergrößert wird, die durch keine Lust und durch keinen Genuß, von der Fremde geboten, betäubt werden kann.

Der Heimwehkranke hat kein Auge, kein Ohr, kein Herz für die Welt, und wäre ihm diese zehnmal günstiger, als seine verlorne Heimat. Er welkt ab, sein Seelenzustand hat nicht selten eine schwere Krankheit zur Folge, der er dann unterliegt.

Rückkehr in die Heimat ist das sicherste Mittel gegen dieses furchtbare Herzleiden. Nur wenige Tage in derselben zugebracht, genügen oft, das Heimweh für immer zu heilen; und mancher Soldat mit unendlicher Sehnsucht heimwärts gefehrt, geht nach abgelaufenem Urlaub heiteren Sinnes wieder zu seinem Regimente zurück. —

Wir haben uns mit dem studirenden Bauernsohne ein wenig von unserem Gegenstande entfernt.

kehren wir in den Bauernhof zurück.

Unter den Erwerbszweigen ist im Gebirge Viehzucht und Holzwirthschaft im Sinne der alten patriarchalischen Völker, im Hügellande ist Ackerbau, Obst- und W. incultur vorherrschend.

Die Beschäftigung ist durchweg eine anstrengende. Hier sei die des Oberländers kurz angedeutet.

Morgens wird in der Regel sehr früh, oft schon um 3 Uhr, aufgestanden und sogleich an die Verrichtungen gegangen. Um 7 Uhr wird gewöhnlich das Frühstück, um 11 Uhr das Mittags- und um 7 Uhr Abends das Nachtmahl genommen. Nach diesem wird, außer in der Zeit des Spinnens, der Rüben- und Spanvesper, zeitlich in's Bett gegangen.

Die Thätigkeit zerfällt für den Jahreslauf etwa in folgende Hauptarbeiten:

Im Januar ist das Dreschen mit Dreschflegeln — wo die Maschinen fehlen — das Holzhacken im Walde für Kohlen und das Spinnen.

Im Februar: Das Düngerführen auf die Felder, wo dieser in Haufen abgelagert wird.

Im März: Waldarbeiten und Ausbessern verschiedener Geräthe.

Im April: Pflügen, Säen, Eggen und Abtragen der ausgeackerten Steine von den Feldern, Schaffkur.

Im Mai: Zurichten der Kartoffel- und Gemüsegärten, Flachsbau, Weg- und Wiesenarbeiten.

Im Juni: Ausbessern und Anlegen von Feld- und Waldzäunen. Beginn der Almentwirthschaft.

Im Juli: Heuernte, Bearbeitung der Brachfelder, Weizenschnitt.

Im August: Düngen des Winterkornfeldes, Roggen- und Flachsernte, Bearbeitung der Stoppelgründe für Rübenfelder. Ende der Milchwirthschaft auf den Almen.

Im September: Hafer- und Kartoffelernte, Anbau der Winterfrüchte.

Im October: Streu- und Brennholzarbeiten für den Winter, Rübenernte, Einbringen der noch übrigen Gartenfrüchte, Ausbessern der Bohn- und Wirthschaftsgebäude, Schaffschur.

Im November: Arbeiten im Hof und in den Scheuern, Zubereitung des Flachses, Brecheln.

Im December: Arbeiten auf der Tenne und verschiedene Berrichtungen im Hause.

An den Samstagen und Festabenden wird gewöhnlich sehr früh Feierabend gemacht, und die darauffolgenden Nächte bringen die Bursche, freilich meistens gegen den Willen des Bauers, außer dem Hause, entweder in Gesellschaft der Nachbarsknechte oder an den Fenstern der Mägde zu.

Der Körperbau des obersteierischen Landmannes ist, wie bei anderen Gebirgsbewohnern, in der Regel kräftig ausgebildet, abgehärtet und ebenmäßig. Besonders ist der Menschenschlag in den nordwestlichen Gegenden des Landes ein sehr schöner.

Das Gemüth des Oberländers ist heiter; wenn es auch einerseits nicht gar zu selten in Uebermuth, Zähjorn und Troß ausartet, so finden wir doch andererseits tiefe Empfindung und warmes Gefühl. Besonders trifft man überall strenge Religiosität, welche aber beinahe immer mit Aberglauben und Vorurtheil gepaart ist. Aus solcher Mischung, sowie aus den mangelhaften Ueberlieferungen der Vorfahren mögen auch die meisten, oft so charakteristischen Volksgebräuche entstanden sein.

Eine Haupteigenschaft des Steirers ist seine innige und sinnige Gemüthlichkeit und sein urwüchziger Humor, womit er sein kümmerliches Dasein verklärt und sich unzertrennlich an seine gewohnten Verhältnisse fesselt.

Wie bei allen Gebirgsbewohnern, findet man auch im Obersteirer eine tief sinnige Liebe zu seiner Heimat und zu Allem, was dieselbe charakterisirt und verherrlicht.

Vor Allem liebt er das heimische Lied; er hat eine Unzahl Volksgefänge und kleiner Liedchen, die sogenannten Bierzeiligen, für alle Gelegenheiten und Gemüthszustände. Und er liebt die steierische Musik, die in den entlegeneren Gegenden oft nur aus den zwei Saiteninstrumenten, Zither und Hackbrett, besteht, und welche er stets mit seinen Bierzeiligen minnig und sinnig zu begleiten versteht.

Recht an's Herz gewachsen ist ihm auch der steierische Tanz. — „Gehts loßt's mit enkawellischa Hüpferei“, sagt der Steirer, „is a lontweill's Zeug überanond. Mir Steira tonzn nit, wia de do entn pfeisn, mir hobn eh selber a schön Tonz! Und dö's geht so liab und gmüatli uma noch da Reih, wann da Bua und s'Diandl die Köpferla schön liabli z'somhobn — feli kunnt ma wern! — Und erst gar, wann mar ins Scheibn eini tema: Do hagl mar üban Kopf d'Finger ein und lossn s'Diandl umatonzn, daß s'Riderl flagg und d'Liab tonzt ah mit — mir schaun uns in d'Neugerler und mei Herz hupft zan Diandl und kimmt gor neama zrugg. Da Teufl sul mi hult, wann oana do nit narrisch wurd va lauta Freud!“

Die gebräuchlichsten Spiele des Steiermärkers sind Kugelschieben, Schmirakeln (auch ein Kugelspiel), Eischießen

und in wohlhabenderen Kreisen auch Scheibenschießen. Allerdings macht auch der Spielartenfabrikant zu Graz gute Geschäfte.

So viele der Grundzüge, über welche sich nun die einzelnen Schilderungen, Skizzen und Bilder erheben mögen.

Da ich vor Allem das geistige Moment meiner Landsleute im Auge habe, so werde ich für den ersten Abschnitt in mehreren Kapiteln jene Theile, Geräthe und Einrichtungen des Hauses, an welchen das Seelenleben besonders hängt, zum Gegenstande meiner Betrachtungen machen. Dann möge die Art der geistigen Bedürfnisse und die Befriedigung derselben beleuchtet werden. Auch ein Blick in die finsternen Ungründe des Gemüthes darf uns nicht zurückschrecken lassen, wollen wir den Charakter unseres Alpenbewohners durch und durch kennen lernen.

Das Schachkästlein.

Das Schachkästlein ist denn einmal die Hauptsache. Der Landmann verbirgt selbes nicht etwa in die verborgenste Nische seines Hauses; nein, sondern er stellt es frei in die Luft und in den lichten Sonnenschein hinaus.

Wen aber stellt er darüber zum Hüter auf? Den, unter dess' Schutz und Schirm er selber steht, der seine Wälder bevölkert, seine Felder bewahrt, seine Wiesen bethaut, der ihm Wiege und Brautbett und Sarg baut: den Baum.

Dort — abseits von Haus und Stall und Scheune ragt die Riesentanne empor, und tief im Schatten ihres wuchtigen Geästes duckt sich ein kleiner hölzerner Bau.

Der hat eine sorgfältig gezimmerte Wand mit glatten, zierlichen Eckfälen und ein Stiebeldach von feinen Schindeln. Der untere Theil des Baues bildet häufig ein Gelaß für Wagen und Ackergeräthe. Zu dem oberen führt eine schmale, feste Stiege. Dort ist eine enge, niedere Thür aus schwerem Ahornholze mit gewaltigen Eisenbändern und einem mächtigen Stahlschloße. Im ganzen Hofe ist kein so wuchtiges Schloß, als an dieser kleinen Thür.

Dieser feste, niedrige Bau, der „Feldkasten“, ist eben das Schatzkästlein. Da hinein läßt er nur sein Weib treten und seinen ältesten Sohn, und etwa seinen Gevatter. Hier ist das Herz seiner Wirthschaft, von hier aus gibt er dem Kaiser was des Kaisers, von hier aus theilt er den Bettler und den Brandstevermann. Hieher führt er auch zuerst seinen Eidam, und wäre etwa die Braut zu leicht befunden worden: ein schwerer „Feldkasten“ bringt die Angelegenheit unschwer in Gleichwage.

Zulezt — wer in des Landmanns Schatzkästlein eitel Gold und Edelgestein wollt' suchen, der wäre arg auf dem Holzweg. Beim fleißigen Landmann findest du nicht die Stellvertretung des Nützlichen, sondern geradewegs das Nützliche selbst.

Im Feldkasten liegt das Korn aufgespeichert zwischen hohen Brettern. Und neben dem Speicher stehen geräumige Truhen voll feinen Flachses. Und hinter denselben stehen drei große Körbe mit Schaafwolle der reichergiebigen Sommerschur. Und darüber auf rauchgeschwärzten, festen Stangen hängt das Selchfleisch, hängen Schinken, hängen fettige Schmerlaibe, hängen dicke Speckklumpen, daß man meint, die starken Stangen müßten brechen unter solcher Wucht. Und es lehnen ferner an länglichen Flechtgestellen riesige

Laibe von Schwarz- und Weißbrod, und neben an den Eisenhaken der Wände sind die Häute von Rindern und Schafen und Schweinen, wohl gegerbt und gefärbt für Schuhwerk; und daneben stehen im Borrath neue Schuhe zu Paar und Paar, als gingen sie eben den lieblich geselligen Weg zur Kirche, zum Traualtar. Auf den Bretterleisten liegen gewichtige Lodenbündel und schwere Leinwandrollen, des behendigen Schneiders harrend, und daneben stehen die umfangreichen Schmalztübel und die bauchigen Buttertöpfe, bis, durch andere abgelöst, sie die weite Fläche des Tisches mit ihrem beliebten Inhalte belasten und besegnen. Und hinter all' diesem im dunkeln, von Spinnweb verschleierten Winkel steht ein altes Faß mit verbogenem, rostigem Eisengerümpel, staubigem Spulwerke, zerrissenen Brodbackkörben und anderen unbrauchbaren Dingen. Und unter diesen altherwürdigen Dingen liegen grobe, verblaßte Roßen und Leinenlappen, ergrautes, zeressenes Strumpfwerk und dichtes, bepechtes Reisergeflecht. Und unter dem Reisergeflechte liegt eine alte, versteifte Ledertasche und in der Ledertasche steckt — aber das darf nur das Weib und der älteste Sohn und kaum noch der Sevattersmann wissen — altes, schweres Silbergeld.

Warum steht der Bau so abseits vom Wohnhause?

Damit, wenn eine unglückliche Stunde kommt, und die Flammen im Hofe aus den Fenstern schlagen und über das Strohdach hinauswirbeln, so, daß Alles zusammenbrennt und bricht, bis auf den steinernen Herd in der Küche — für diesen Herd noch etwas übrig bleibt zum Kochen.

Und warum steht der Bau so versteckt zwischen hohen Lannen?

Damit, wenn der Wettersturm heranwogt, das einschichtige Holzwerk geborgen ist. Und wenn ein Blitz aus den Wolken springt und umherzuckt, ein Ziel suchend, wo es was zu verderben gibt, und endlich niederschließen will auf den kleinen, reichen Bau — so fangen ihn die Tannen mit ihren Armen auf, oder gar mit ihrem Haupte, und der Feldkasten bleibt bewahrt.

Seht ihr den Baum dort mit dem langen Geäste und dem kahlen, schwarzgebrannten Strunke? Ein schönes, stolzes Haupt mitsammt der Krone hat er aufgeopfert für den Menschenbau zu seinem Fuße.

Leute, das war eine wüste Nacht gewesen! Maria Geburt war schon vorüber, und die Feldfrüchte eingeheimst. Die Scheunen waren voll des Erntesegens, und die Rinder in den Ställen standen fett und schwer, und der Feldkasten war voll und übertoll von der Frucht jahrelangen Mühens.

Seit Wochen hatte die Sonne gestrahlt. Der Löwenzahn hatte sich zur Erde gebeugt, und die Wiesengründe waren fahl und gelb geworden. Es war schwül und kein Vöglein wollte singen, und kein Lüftchen sich rühren.

Da kam ein Tag, an welchem die Sonne keinen hellen Schein mehr gab, und es stand doch kein Wölklein am Himmel. Der Himmel war lichtgrau, und es war schwüler als an den früheren Tagen. Als der Mittag vorbei, war die Sonne anzusehen wie eine milchweiße Scheibe.

Nach bevor es Abend geworden, kamen die Rinder von den Weiden heim, und es hatte sie doch Niemand herbeigelockt. Endlich war der Himmel bleigrau und die Sonne gar nicht mehr zu sehen. Hoch über den Wald flog ein

Sabicht, und die Haushühner schlüpfen unter der Thürschwelle ängstlich gluckend in die Lauben. Noch immer kein Lüftchen, und doch lenkte der Brunnenstrahl, der aus einer hohen Röhre floß, zuweilen ab, und spritzte über den Trog hinaus.

Die Hauswirthin legte geweihtes Holz auf das Herdfeuer, und der bläuliche Rauch, der dadurch über dem Dache emporstieg, war beinahe weiß im dunkeln Himmelsgrunde. Auf der Anhöhe neben dem Gehöfte stand eine Magd und ein Knabe. Die Magd hielt ein Krucifix in der Hand und bekreuzte damit die Luft in der Richtung gegen den Himmel, an welchem sich Wölklein zu schichten begannen. Diese kleinen Wolken waren bald zahllos und sahen aus wie Bogen auf bewegter See. Der Knabe hatte ein Metallglöcklein und schwang und läutete es zur Vertreibung der bösen Geister — spähte dabei immer auf den nahen Kirschbaum, wo ein bunter Rußhähler saß.

Der Bauer ging den Steig zwischen Haus und Feldkasten hin und her und hielt die Hände über den Rücken. Zeitweise stand er still und horchte — es war zuweilen, wie ein leises, ferneß Donnern.

Nicht des Gewitters wegen allein, der Hausvater hatte auch andere Sorgen. Behnmal schon hatte er das Schloß des Feldkastens untersucht, es war Alles in Ordnung, und der dreifache Riegel fiel fest in den wuchtigen Eisenhaken. Das Gitter des einzigen Fensterleins saß fest wie der Erde Grund, und doch — es war im Feldkasten ein Dieb verspürt worden. Ein paar Schinken fehlten und vom Speckklumpen war mit vertwegenem Messer ein tüchtig Theil getrennt worden.

Der Wahrscheinlichkeit nach durfte sich der Dieb bald wieder einfänden. Der Bauer beschloß bei sich, in den nächsten Nächten auf einem Lannenast über dem Feldkasten mit gespannter Flinte Wache zu halten.

Der Bevattersmann kam dahergegangen: „Thust wohl eh fleißig wetterläuten lassen, Nachbar!“

„Das Wetter wird schon vorbeigehen, aber Diebe brechen ein“, sagte der Bauer.

Da schüttelte der Bevattersmann ungläubig den Kopf: „In so einen Kasten da einbrechen? Ja, hast denn kein fest' Schloß dran? Dem Schloß fehlt nichts, meinst? Geh, das ist aber auch närrisch. Weißt, Nachbar, in der heutigen Nacht, wenn das Wetter glücklich vorbei, helf ich Dir Wachstehen beim Kasten. Den Sakra müssen wir doch erwischen!“

So ward's verabredet; drauf gingen sie auseinander.

In den Lannen über dem Feldkasten begann es nun plötzlich zu rauschen. Mehrere gelbe Ahornblätter hüpften vom Walde heran. Jetzt war es, wie ein schwaches Aufleuchten durch die Abenddämmerung, dann tanzten wieder lose Blätter über den Ager. Der Bauer wendete sich gegen das Haus; da rollte über ihn ein heftiger Donner dahin, und der Sturm brach los.

Im Walde rauschte es; die Lannen des Feldkastens schlugen mit ihren Armen ineinander. Es krachte und die Wipfel bogen sich tief. Vom Stallbache riß sich ein Brett los und das tanzte wie ein Papierblättchen in der Luft und stürzte endlich nieder auf den Gartenzaun, daß die Splitter flogen.

Die Leute eilten in das Haus und in der Stube knieten sie um den Tisch und beteten laut. Eine rothe

Kerze vom heiligen Berg Luschari brannte auf dem Tische und warf flackernd ihren Schein auf die rufigen Wände; es war bereits finster geworden. An den kleinen Fenstern toste der Wind und die Wände ächzten. Plötzlich schwirrte und schnalzte es, und die Scherben einer Fensterscheibe schrillten auf die Bank, und ein Stück Eis, groß wie ein Hühnerei, kollerte über den Tisch. Die Kerze war ausgeloschen. „Das kommt grob!“ flüsternten die Leute und machten alle Stubenfenster auf, daß keines mehr zertrümmert werden konnte. Der Wetterwind wogte herein und fachte das Herdfeuer wild auf und peitschte den Rauch. Draußen auf den Dächern und an den Wänden knatterte es und immer schleuderte der Sturm Schloßen durch die Fenster.

Die Leute hockten an den Herd ringsherum und beteten die Litanei von den Heiligen Gottes. Der Bauer hatte die Flinte, die er eben frisch geladen, in den Winkel gelehnt und starrte zu den Fenstern hin.

Begier nach dem Dieb, dessen er vielleicht noch in dieser Nacht im Vereine mit dem Gevattersmann habhaft werden sollte, erfüllte ihn.

Immer noch leuchteten die Blitze und schmetterten die Donner; da plötzlich fiel ein blendendes Licht in die Stube und ein gewaltiger Schlag machte die Wände des Hauses erbeben. Dieser Blitz war nicht mehr ganz erloschen, ein rother Schein war kleben geblieben an den Fenstergefimsen, und der Oberknecht rief aus: „Herr Jesus, der Feldkasten brennt!“

Da stürzen sie aus dem Hause; der Bäuerin prallt ein Stück Eis an die Stirne, daß sie schier wieder zurückwankt in die Stube.

Auf hohem Lannenwipfel loderte das Feuer. Der Feldkasten war unversehrt; auf dem Dache aber waren einige Schindeln bei Seite geschoben, und drin, mitten im Kornspeicher, lag ein Mann — der Dieb — und war regungslos.

Als die Flamme auf hoher Baumkrone durch den strömenden Regen gedämpft war, als sie hierauf mit Licht kamen und den Dieb wieder aus der Betäubung des Blitzschlags erweckten, fand sich in demselben — der Gebattersmann.

Seitdem steht der Baum dort mit dem kahlen, schwarzgebrannten Strunk; nackt bis tief hinab ragt sein oben zersplitterter Stamm; ein schneeweißer Streifen, der die Straße des Blitzes bezeichnet, geht nieder bis zur Erde.

Neu eingedeckt steht des Landmanns Schatzkästlein unter dem treuen Baum.

Der Gebattersmann aber sitzt wohlgeborgen in einem anderen Kästlein. Schade, daß in demselben keine Schindel auszuheben ist, auf dem Dache!

Die Handwerkerbank.

Nun in das Haus, in die große Stube zurück.

Der Hausvater ladet uns sogleich ein zum „Nieder-sitzen“.

Wir wollen uns aber die Bank früher ansehen; wir finden vielleicht die Brandspur eines Biegeleisens, oder etwan gar einige Tröpfchen Schusterpeches daran. Es ist die Handwerkerbank. —

Sehen wir uns einstweilen darauf und unterrichten wir uns des Näheren über die Werkstatt im steierischen Bauernhause.

Ein rechter oberländischer Bauersmann könnte sein Haus und Hof und was dazu gehört getrost mit einer chinesischen Mauer umgeben. Er benöthigt nichts von der Welt herein, hat aber auch nichts für die Welt draußen. Was er für sein und der Seinen Leben braucht, das wächst auf seinem Grund und Boden, in seinem Stall. Der Wald liefert Bauholz und Geräthe, das Feld und der Garten Mehl, Gemüse, Obst, Leinwand, der Viehstand Wolle, Leder, Fleisch, Eier u. s. w. Ein echter und rechter Bauer soll nach altem Grundsatz nichts Fremdes im Hause und am Leibe haben. Leute, die Flachs verschachern, Schafwolle verkaufen und Baumwolle und Seide am Leibe hängen haben, sind keine Bauern, sind — der echte altmodische Landmann zerbeißt vor Zorn sein Pfeifenröhrchen, wenn er nur daran denkt.

Indeß, so ganz kann er eigentlich das Fremde doch nicht missen. Wenn der rechte Bauer auch z. B. sein eigener Schmied, Sattler, Wagner, Tischler und Binder ist, so gibt es doch noch andere Bedürfnisse, deren Erfüllung auf seinem Eigengrunde nicht wächst. Er merkt es gar nicht, wenn er, sein Pfeifchen schmauchend, behäbig durch das Fenster auf seinen wohlbestellten Hof blickt, daß er den Rauch eines weltfremden Krautes saugt; daß er durch ein Blatt guckt, welches auf seinem Kohlgarten nicht gewachsen ist.

Sein Rock aber und sein Stiefel ist im eigenen Hause gemacht worden, vom ersten Faden an bis zum letzten Drahtzug. Und doch ist der Mann kein Schneider,

kein Schuster. Der Bauer gibt seinen Stoff nicht auf eine Minute lang und nicht einen Schritt weit aus dem Hause — hingegen ruft er den Handwerksmann mitsammt seiner Werkstatt in dasselbe herein.

Ist aber ein ernst Beginnen, wenn die Handwerker kommen; der Hausfrau bangt vor den Leuten. Sie hebt schon Tage vorher an, das Geschirr zu scheuern, die Stube zu reinigen, die Vorrathskammern zu füllen. Oben im kühlen luftigen Dachboden wird das Bett neu eingestrotzt und überzogen, werden die Spinnengewebe zerstört und die Mauselöcher verstopft und die Wespenkrüge vernichtet. Denn die Handwerker, das sind heikliche Leute. Die Hausfrau darf sich nicht mit ihnen verderben, oder es leidet ihr guter Ruf die empfindlichsten Rippenstöße. Versteht sie es aber, den Handwerker die paar Wochen Aufenthaltes in ihrem Hause zu hegen und zu pflegen mit dem Besten, was Küche und Keller bieten, dann mag sie getrost in die Zukunft blicken — der Handwerker besorgt ihren Ruhm, wohin er kommen mag, und muntert dadurch die übrigen Wirthinnen zugleich auf, ähnliche Ehre und Auszeichnung anzustreben.

Von den Wämsern, Hosen, Stiefeln u. s. w. wollen wir übrigens hier nicht sprechen — wird Alles zur vollsten allseitigen Zufriedenheit hergestellt. Der Handwerker hat außer seiner Kunstfertigkeit noch anderes Bedeutsame an sich. Er ist insonderheit das Zeitungsblatt der Gegend; ein Organ, welches mit bewunderungswürdiger Ausführlichkeit alle Tagesvorfälle zur Notiz bringt, in die dunkelsten Gemeinde- und Familienverhältnisse einzudringen versteht, sie veröffentlicht, Alles einer rücksichtslosen, unbestechlichen Kritik unterzieht und die Tagesfragen des Dorfes auf das

Klarste und Scharfsinnigste erörtert und entscheidet. Daß Politik und Feuilleton gebührende Würdigung erfahren, versteht sich wohl von selbst. Die Eintheilung dieses lebendigen Zeitungsblattes hinsichtlich der Zeit ist etwa folgende: Vormittag, wenn die Hausfrau in der Stube anwesend, werden die Neuigkeiten und Tagesvorfälle der Nachbarschaft auseinandergesetzt; beim Mittagstische, wenn Hausvater und Gesinde zugegen, wird der politische Leitartikel losgelassen. Am Nachmittag, wenn nur wieder die Hausfrau am Rocken sitzt, kommen die Gerüchte und Familiengeheimnisse zur Erörterung — oft so pikante Notizen, daß der Spinnerin hell der Faden reißt. Beim Nachtmahle und nach demselben steht das Feuilleton: Gespenster- und Räubergeschichten, daß es gerade gruselt, und die jungen Leute gar nicht zu einzeln schlafen wollen. Somit ist die Nummer geschlossen. Sie ist stempelfrei.

Für das Gesinde sind die Tage der Handwerker eine gute Zeit — da gibts große Knödeln und fetten Sterz.

Um die Winterszeit, sucht der rationelle Bauer die Handwerker möglichst zu entbehren, denn, obwohl der Tagelohn sich gleichbleibt, wenn auch wie sonst fünf Mal des Tages gegessen wird, so sind doch die Tage kurz und will die Arbeit also nicht vorwärts. Erst im Frühjahr sieht sich der Bauer nach den Leuten um.

Zuerst kommt der Weber. *

Flachs und Wolle des letzten Jahres sind den Winter über durch Kamm, Spinnrad und Haspel umgearbeitet worden und harren des Schiffchens. Kommt also der Weber. Der hat in der Nachbarschaft sein Häuschen und sein Weib. Das Häuschen wird am Montag zugeschlossen, das Weib geht auf Tagewerk, er selber geht ins Weben. Er

ist ein großer, glasköpfiger Mann und hat die Gicht. Jeder Weber ist gichtisch und gallisch, denn im Handwerk liegt viel Aerger und Verdruß.

Der Webstuhl steht schon bei dem Bauer. Das Gerumpel richtet viel Unordnung an in der Stube; alle Betten und Kästen und Stühle werden vorgerückt; zum Glücke bleibt der Ofen unbehelligt. Der Ofen ist des Webers bester und wärmster Freund. Der große Hespel wird aufgerichtet, um die Strähne auf kleine Spulen abzuschweifen; dann beginnt die Arbeit am Webstuhl, es wird angehakt und eingezogen und dann hebt in Gottesnamen das Weben an. Aber so ein Schiffchen ist ein leichtfertiges Ding, trotz des Gottesnamens hüpfst es nicht selten aus dem Netz und reißt den Faden ab, und springt unter das Gebälke hinein in den hintersten Winkel der Stube — kaum mehr zu finden. Ein böß Gesicht macht der Weber; der Faden war bauchig, tropfig — die Spinnerin hat die Schuld. Sich ärgern hilft aber nichts; der Weber knüpft seine Geduld und den Faden wieder an und neuerdings beginnt die Schifffahrt auf den leinenen Wellen.

Ist endlich solcher Gestalt der Flachß zur Leinwand geworden, so wird die Wolle auf ähnliche Weise zum Loden. Bis der Weber mit Allem fertig, ist er förmlich zum Hausfreunde geworden. Und ist endlich die letzte Elle über den Rollbaum, so badt die Hausfrau das „Fortgehloch“, händigt dem Weber den geringen Wochenlohn und den „Sterbrotlaib“ ein, ladet ihn für den nächsten Sonntag zum Mittagßmahl und sagt: „Seht behüt' Dich Gott, Weber, nichts für ungut und verred' Dir unser Haus nicht.“

Die Leinwand wird nun zur Bleiche auf die Wiese gelegt und fleißig begossen. Bleiben einzelne Fäden braun, oder haben sie einen Knollen, so heißt es: „Da steckt der Weber drein.“

Dieser aber webt schon längst in einem anderen Hause, webt fort und fort, verwebt sein Leben, und aus all den Fäden von Fleiß und Geduld wird nicht selten ein Hungertuch für die alten Tage und zuletzt — Gott tröste seine Seel' — das Bahrtuch.

Im Laufe des Sommers kommen die Schneider, um den Webezeug seinen Zwecken zuzuführen.

Das geht aber nicht so schnell; „ein Schneider schießt drei Lugen, bis er selber kommt in die Stuben.“ Als er endlich — unversehens wie der Tod — doch zur Thür hereintritt, erschreckt die Hausfrau „bis in die Seel' hinein“; sie hat keinen Zwirn in Bereitschaft, sie hat keine Knöpfe daheim, und das Halterbübel, das des defecten Beinkleides wegen schon wochenlang im Pelze seines Vaters einherwackelt, das ist heute zu hinterst im Wald oben; — wie kann der Schneider seine Beinchen messen?

Aber es kommt alles in Ordnung, und die Schneider sitzen am Tisch; Scheere, Biegeleisen, Nadelpöfsterchen, Stemmeisen und noch ein paar andere Dinge sind ausgepackt — und die Werkstatt ist eingerichtet. Der Meister geht mit seinem Maßfaden und umarmt alle im Hause, Männer und Weiber, die ein Töpplein bestellen. Beim Zuschneiden pfeift der fröhliche Meister einen „Landler“, der fährt dem Gesellen arg in die Weine; zu hüpfen hebt das Bürschchen an und da gibt ihm der Bauer den Rath, er möge sich das Biegeleisen an den Leib hängen das

ihn der Wind nicht verträge, und der Halterbub pfeift das Liedchen:

„Dreizehnthalb Schneider
Wieg'n vierzehnthalb Pfund,
Und wenn sie 's nit wiegen,
So sein s' nit recht g'sund!“

Der Schächter, und dann ahmt er das Meckern des Ziegenbockes nach.

Doch, das Handwerk in Ehren! die Küchentür öffnet sich, die Hausfrau naht mit einer Schüssel Krapsen.

Ein rechter Schneider muß sechsmaal des Tages essen können. Das Essen ist aber auch seine einzige Erholung, abgesehen von der halbstündigen „Lichtfeier“ in der Abenddämmerung, die der Meister stets mit einem frommen Gebete auf grünem Ager oder in der Stube zubringt, der Geselle gerne bei den Mädchen in der Küche oder Futterkammer vertändelt. Alle übrige Zeit, von sechs Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends wird mit der Nadel geschafft. So geht es bis zum Feierabend am Samstag — dann kommt der Abschied wie beim Weber, und die Schneider fliegen davon. Zur Sonntagsruhe läuft der Schneider meilenweit, denn nur im Laufen rastet er sich aus.

Im Herbst, wenn das Leder gegärbt ist, was der rationelle Landwirth stets selbst besorgt (hat er doch den Gärbestoff in seinen Baumrinden) — kommen nun die Schuster. Auch diese versprechen ihr Kommen gemeiniglich monatelang, ehvor sie Wort halten; aber der Bauer ist gewizigt und wirbt schon um einige Monate früher, als er sie braucht. Wehe aber, wenn sie kommen, und es ist Leder oder Drahtgarn nicht fertig! Die Schuster sind nicht harmlos; es ist aus solchen Anlässen geschehen, daß sie den Bauer in die halbgegärbte Haut eingenäht haben.

Die Schuster sind nun die Herren im Hause; sie wollen täglich ihren Braten und ihren Wein, auch beanspruchen, sie gewöhnlich an Allem die größte Reinlichkeit, ein Ding, an dem sie selbst eben Mangel leiden. Verruft und bepecht — aber meist jung noch an Jahren ist so ein Wanderschuster. Die Werkstatt, mitsammt den Leisten, trägt er in einem Holztrübelchen mit sich auf dem Rücken; der Dreifuß bleibt im Bauernhause zurück und dient das Jahr hindurch — bis die Herren von Drahtzug wiederum kommen — als Betschemmel.

Im Laufe der Schusterzeit muß der Hausvater ein wachsame Auge auf sein weibliches Personale haben. Das leidige Anmessen ist unvermeidlich, und nimmt so ein Herrchen sicherlich immer ein viel höheres Maß, als die Schuhe hoch werden sollen.

Aufathmet das Haus, wenn endlich das letzte Paar Schuhe fertig auf dem Nagel hängt.

Die Hausfrau schleppt noch einen ungeheueren Brotlaib herbei und legt ihn dem Meister vor, als Dank- und Bittopfer, daß er anderwärtig ihres Hauses in Gnaden gedente. —

So läßt der Bauer den Bedarf in seinem eigenen Hause decken, und die Leute müssen kommen und ihm dienen. Ist aber zuweilen und mitunter ein wenig unvorsichtig, sein Haus so zu allerlei Werkstätten herzugeben. Die Leuten lassen häufig nicht zu tilgende Spuren zurück, sei es in der Vorrathskammer, sei es im Herzen des haustöchterleins Des Weiteren können wir uns nicht einlassen. Gott gebe uns für den Winter ein warmes Wammis und ein paar gediegene Stiefel!

Der Tisch.

Der Herd ist das Herz des Hauses, der Tisch ist der Kopf desselben. Der Hausvater hält es stets mit dem Kopfe, die Hausfrau mit dem Herde. Zwei unnatürliche Rosafarben weiß ich für des Weibes Angesicht, die ihm von außen kommen; die eine verachte ich tief, die andere verehere ich hoch. Die Schminke und der Widerschein des Herdfeuers.

Brave Frauen färben sich gern mit dem lethern, und am Herde bleibt nicht allein der Suppentopf warm, sondern auch das Herz. Meine Großmutter hat siebzig Jahre von Tag zu Tag in die Flamme des Herdes geblickt, und in ihrer letzten Stunde, ehe sie als neunzigjährige Greisin das Auge schloß, glühte in demselben noch der Widerschein, das Feuer eines warmen Gemüthes. — Die Einleitung zum Tische ist stets der Herd gewesen, und so habe ich in meiner Einfalt diese Worte gesagt; und abgesehen von den eigennützigen Einflüsterungen des Gaumens und Magens, halte ich hoch die Brandopferstätte der Häuslichkeit und die Priesterin derselben.

Und nun lade ich euch zu Tische.

Zu Tische in mein altes Waterhaus, das auf hohem Waldberge steht. Das ist ein Tisch, wie alle Tische in Bauernhäusern schon sind, gebaut aus dichtem, festem Eichenholze, mit Grundfesten, als müßten sie ein Haus tragen; mit einer Büftung, unverrückbar glatt gezimmert, von außen aber fein und geschmackvoll mit eingegrabenen

Zeichen verziert, mit einer Platte ferner, eine Seviertklasten groß und drei bis vier Zoll dick. Unmittelbar unter der Platte ist ein Gefäß, dessen Geheimniß man nicht gerne wissen läßt. Tiefer als dieses Gefäß ist die dickwändige Schublade, in welche der himmlische Vater das tägliche Brot und die Hausfrau das feingeglättete Tischtuch legt, auf daß der Bauer oder der Großknecht Beides hervorthun kann, wenn das Gefinde um den Tisch herumsteht, das Vaterunser betet und diesem noch die Worte beifügt: „Was uns gesetzt wird auf den Tisch, gesegne uns der liebe Vater Herr Jesu Christ; Gott speis uns mit seinem göttlichen Wort, auf daß wir satt werden hier und dort, in der ewigen Freud und Seligkeit, Amen.“ Oder sie machen die alte fromme Einladung: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, gesegne, was du uns bescheeret hast.“

Nun, das „göttliche Wort“ und der Gast bleiben freilich zumeist aus; und offen gestanden, für sie ist auch gar nicht aufgedeckt worden. Zwar was das Wort Gottes anbelangt, so trägt es sich an Sonntagen, wenn der Hausvater just in einer frommen Stimmung ist, wohl auch zu, daß er den Diehbuben frägt: „Nu Hansel, bist wol fleißig bei der Predigt gewesen. Was hat er denn gesagt?“

„Ja, siebzehn ledige (uneheliche) Kinder, hat er gesagt, sind in dem Jahr auf die Welt kommen und schon wieder zum Roboten wär's“, antwortet der Junge treuherzig, und fährt ununterbrochen mit dem Löffel und macht einen langen Hals, daß er in die Schüssel mag gucken, wo denn die Brocken allweg herumrennen, daß ihm so gar keiner in die Schaufel rutscht.

Der Hausvater brummt: „Wenn Der sein Maul aufthut, so kommt schon gewiß allemal ein Unsinn heraus.“

„Ja, das hab ich mir auch denkt“, meint der Hansel.

Da wendet sich der Bauer gegen den Ziehbuben; sein Gesicht geht in die Länge und in die Breite: „Narr, Du! Dich hab ich gemeint und nicht den Herrn Pfarrer!“

So weit beiläufig gedeiht auf dem Tische das Wort Gottes.

Zuweilen aber, wenn der Hausvater nicht zugegen, kommen ganz andere Redestoffe unter den Löffel; die Bauernbursche, denen an der Wiege sonst nicht viel von Witz und Spitzfindigkeit gesungen worden, vermögen sehr geistreich zu sein, wenn jener weltberühmte Gegenstand zur Sprache kommt, der die Unschuld mit Rosa färbt. Das Essen wird dann bei solchen Abhandlungen nur so nebenher betrieben; das Grubenkraut und die saure Milchsuppe, die Knödeln oder der Sterz wissen ihr Anrecht auf den anderartig gereizten Sinn nicht recht zur Geltung zu bringen. Und erst, während endlich wieder das Kreuz geschlagen und das Tischgebet gesprochen wird: „Himmlicher Vater, wir sagen Gott Lob und Dank für alle Speis und Trank, und vergelts Gott, speis' Gott, tröst' Gott alle christgläubigen Seelen im Fegfeuer, Am —“ vermögen sich die gerötheten Wangen der Mägde wieder ein wenig zu fühlen.

Auf der Büstung des Tisches in meinem Vaterhause stand nebst dem „süßen Namen“ die Jahreszahl 1843 eingeknickt. In demselben Jahre war meines Vaters Ältester geboren worden, und ich hatte also fortwährend Anlaß, zu betrachten, daß ich und die Schaar, die nach mir vermuthet wurde, Anstoß zum Baue eines neuen, umfangreichen Tisches gegeben haben mochte.

Der neue Tisch, wie ich ihn fand, war roth „gefirneist“.

Auf der Mitte der Platte aber war eine blaue Runde ebenfalls mit dem „süßen Namen“ bemalt, denn dieser ist allen armen Leuten das Zeichen des Gottessegens, den mein Vater nicht allein für die Kinderstube, sondern und vielmehr noch für den Tisch brünstiglich herabflehte.

Um den Tisch herum, der an der Hausdecke unter dem Hausaltare stand, waren Bänke, viel weniger zum Sitzen benützt, als zum Knien.

Kennt ihr die vier dunkelrothen, rauschuppigen Flecken an den Knien und Elbogen der Bauersleute? Zwei derselben werden auf der Bank erzeugt, die zwei anderen auf dem Tisch. Mit wagrechtem Rücken kauern sie auf diesen Möbeln und lärmten dem Crucifixe und der brennenden Wachskerze ihren „Rosentranz“ vor. Gleich daneben auf der Wandleiste liegt das Gebetbuch mit vielen Gebeten und Litaneien, für den Fall die geweihte Kerze nach dem „Rosentranz“ noch nicht herabgebrannt ist. Und da hat sich wohl auch schon begeben, daß der Großnecht, wenn er nach dem Gebetbuche langte, ein anderes, das gleich daneben auch liegt, erwischt hat. Dieses andere Buch hat zweiunddreißig Blätter und die Burschen verrichten aus denselben, wenn nicht schon während des „Rosentranzes“, so doch gleich danach ihre Abendandacht. Und der Tisch, der eben noch ein Altar gewesen, ist eine Spielbank geworden.

Wenn ein Bauernbursche zu den Soldaten kommt, so vergehen die rothen Flecken an Knien und Elbogen bald, und kehrt er zurück, so will er vom „Rosentranz“ nichts mehr wissen; nichtsdestoweniger aber läßt er sich nachsagen, daß er die Neigung zum Tisch mit seinem

zweiunddreißigblättrigen Buche und all seiner übrigen Segensfülle verloren hätte.

Auch bei uns daheim ist es so gewesen, und lustig haben unsere Knechte die Blätter losgeworfen auf den „süßen Namen“: „Trumpf das Herz! saggra 'nein, g'stochen das Aß!“ Keiner hat den „süßen Namen“ gesehen unter seinen fliegenden Karten und polternden Fäusten, 's ist hell zum Entsetzen gewesen.

Einmal hat unser Tisch eine ganz besondere Wichtigkeit erlangt. Unsere Magd hatte einen Sohn beim Militär und dem wollte sie schreiben. Das war vielleicht die kühnste Idee, die sie in ihrem ganzen Leben gefaßt und sie mußte dazu ihren ganzen Einfluß aufbieten, den sie auf Menschen je zu üben vermochte. Das war im Vorhinein entschieden, in unserem Hause war Keiner, der schreiben konnte. Meine Mutter verstand wohl das h zu machen, aber mit dem h allein schreibt man keinen Brief an einen Kaiserjäger, der vielleicht nächstes Jahr schon Corporal wird. In unserer Nachbarschaft war auch Keiner, der schreiben konnte; aber hinter dem Wald drüben lag ein Dörfchen, von welchem aus nur eine Stunde Weges mehr war, bis zum Häuslein, in dem der alte, schriftgelehrte Schneider Klepps wohnte. Diesen Mann nun hatte unsere Magd nach dreimaligem Hinübergehen und eindringlichem Bitten gewonnen. Und eines Sonntags Nachmittags war nicht allein aller Staub und Ruß abgeseuert in unserer Stube, sondern auch der Tisch fein gewaschen und die ein wenig zerknitterte Rolle eines Papierbogens lag darauf und eine lange Gansfeder und ein kohlschwarzes Fläschchen dabei. Ich schlich um den Tisch herum und mußte mich auf die Beine stellen, wollte ich mein Kinn über den Rand desselben empor-

bringen. Die Magd verscheuchte mich mehrmals und bewachte die Gegenstände, die sie aus ihrem Eigenen angeschafft und heimgetragen hatte. Endlich ging die Thür auf und der Kleppschneider trat ein. Als einige Wochen früher mein Vater sterbenskrank gelegen, ist der Pfarrer mit dem Sacrament nicht ernster und würdevoller zur Thüre herein, gegangen, als jetzt der Kleppschneider.

Er setzte sich sofort zum Tisch, glättete das Papier, schnitt die Feder, entkorkte die Tinte und sah nun die Magd an, was sie denn schreiben lasse. Diese trippelte hin und her, band dreimal ihre Schürze fester und fünfmal ihr Kopftuch, räusperte sich und sagte endlich, sie überlasse Alles dem Meister. Zulezt jedoch, als er sie in Anlauf brachte, ließ sie schreiben, daß sie ihn, den Mathias Schöbereiter grüßen lasse, daß sie, Gott sei Dank, gesund sei, sowie sie auch hoffe, daß ihr Schreiben auch ihn in bester Gesundheit antreffen werde; daß sie ihm aber nichts schicken könne von dem, wonach er gebeten, weil sie nichts habe. — Bei diesem letzten Satz hub sich das Angesicht des Kleppschneiders dermaßen an zu runzeln, daß ich bei mir dachte, es sei ein rechtes Unglück, daß er sein Biegeleisen nicht mit sich gebracht. — Als der Brief versiegelt und überschrieben war, frug die Magd klopfenden Herzens nach ihrer Schuldigkeit. Da that der Schneider einen entseßlichen Bacher. „Schuldigkeit! Habt's ja nig!“ Die Magd wollte vor Scham und Herzweh in die Erde sinken, da kam schon meine Mutter von der Küche herein, brachte auf einem grünen Teller ein überzuckertes „Eierschöberl“ und bevor sie es vor den Meister hinstellte, suchte die Magd noch dadurch ihrer Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen, daß sie ihre blaue Schürze herabriß und dieselbe vor dem

Kleppschneider flug als Tischtuch breitete. Somit war das Angeficht wieder geglättet; und vollends, als nach dem Schmaus meine Mutter dem Fortgehenden den Rest des Eiertuchens in den sehr tiefen Sack schob, da war die erfreulichste Harmonie wieder hergestellt.

Ich verschmerzte heute den Eiertuchenrest, der bei solchen Gelegenheiten in der Regel sonst mir zufiel, leicht; mein ganzes Trachten ging dem Rest des Papierses, der Tinte und der Feder zu, wie diese Dinge noch auf dem Tische lagen. Kaum war des schriftkundigen Meisters Sitz noch abgekühlt, als ich auf denselben kletterte und den ersten Federzug versuchte. Aber mit meinem ersten Federzuge machte ich meinen ersten Fleck, das Tintentöpfchen kippte um und spie seinen ganzen Inhalt auf den lieben „süßen Namen“.

Ich weiß, ihr erlaßt mir gerne die nun folgende Scene, wie ich sie meiner Mutter gerne erlassen hätte. — Es sind viel Sandwische und „Rosenkränze“ darüber hingefahren, aber der Flecken auf dem Tisch ist heute noch nicht erblaßt.

Als der Mathias zurückkam, war er richtig Corporal; da hat er uns mit Kreide den Feldzugsplan von 1859 auf den Tisch gezeichnet und der Tintenflecken versinnlichte das schöne Königreich Lombardien.

Ehe ich euch, verehrte Gäste, bitte, mit diesem Wenigen vorlieb zu nehmen, will ich noch mit einem ganz kleinen Nachtsisch aufwarten.

Eines Tages kam der Nachbar und wollte mit meinem Vater eines Wiesenraines wegen Streit anheben. Zuerst legte ihm mein Vater einen Laib Brot auf den Tisch vor. Er möge sich davon abschneiden und dann thäten sie sich in aller Gütlichkeit der Wiese wegen begleichen.

Der Nachbar schnitt sich kein Brot und wollte von einem gütlichen Vergleich nichts wissen. Da stemmte sich mein Vater mit aller Gewalt an die Tischplatte, diese gab nach und schob sich hinweg über das Gefäß. Nun zog mein Vater aus den vielen sorglich zusammengebundenen Papieren, die im Gefasse waren, ein Blatt hervor, sah es an und murmelte zu sich: „Das hat den Fettflecken, das wirds wohl sein.“ Dann legte er das Papier dem Nachbar vor: „So, Better, da ist die G'schrift; der Wiesenrain gehört zu meinem Haus!“

Der Nachbar ging grollend davon. Mein Vater aber that das Papier wieder ins Tischgefäß und schob die wuchtige Eichenplatte darüber. Und von dem Tag an wußte ich, wo das Archiv des Hauses war.

Auch mein Tauffchein ist aus dem Tischgefäß hervorgegangen, als unser Pfarrer den Zweifel aufwarf, ob ich ein Christ oder ein Heide sei.

Der Brotlaib.

Wir wollen uns nicht von dem Tische entfernen, ohne von dem Brotlaib, den der Nachbar unberührt ließ, gekostet zu haben. Gott besegne uns den Bissen! Der Wassertrug ist auch nicht weit.

„Sonst können wir halt mit nichts aufwarten“, meint der Hausvater. Thut nichts; die Gottesgabe wird munden. Und ich will dieweilen schwätzen.

Der alte Oheim Rothmatter ist sein Lebtag ein Grübler und Bühler gewesen; der hat in seinen bösen Stunden an der ganzen Welt kein gutes Haar gelassen,

und zuletzt hat er gar mit dem Herrgott selber, des heiligen Vaters unsers wegen, Händel angefangen. — „Gieb uns heut unser tägliches Brot!“ disputirte er, „was ist das für ein närrisch Wort? Unser tägliches Brot, heißt es, und wer soll da um seine bluteigene Sach' noch des Tages ein paarmal betteln müssen!“

Mir fällt der kritische Dheim oft ein. Der Mann ist nicht allein beim Essen da, der ist auch dabei gewesen, wie sie das Brot gegraben und bereitet haben.

Der Rothmatter hat das Kößlein an den Pflug gespannt: „Hi, Brauner, hi!“ Und das Kößlein schnuppert, möchte das grüne Gras noch abbeißen auf dem Boden, ehe es der Pflug in die Erde vergräbt. „Freilich, freilich, Brauner“, brummt der Rothmatter hinterdrein, „für dich ist das keine gute Sach', du begräbst jetzt deine Heuwiese, und was dir dafür aufwächst, ist Stroh; das Korn daran kriegt wer Anderer. Hi, Brauner!“

Bald darauf steigt ein großmächtiges Beutelthier über das geackerte Feld; der Rothmatter ist's, hat vorne einen weißen, bauchigen Sack hängen, daraus hebt er mit der rechten Hand das schwere, kühle Korn und schleudert es hin über die braune lockere Erde, und hinterdrein gräbt die sechsunddreißigzählige Egge. — „Wachse, Körnlein, du bist das letzte im Haus gewesen!“ sagt der Säemann. „Und ihr Knechte, führt einen Baum auf, um das Feld herum; und du Halter, laß mir den Acker von der Herde nicht verderben! und ihr Mägde, geht und steckt mir geweihte Palmzweige auf das Feld, daß Hexerei und Hagel nicht mag schaden; und du himmlischer Vater dort oben, das Weitere steht dir zu!“

Der himmlische Vater thut allzeit seine Schuldigkeit. Laubgrün und silbergrau und goldiggelb wird die Saat. Dann aber kommen in weißen Hemdärmeln die heiteren Schnitter. Vom Hofe her klingt das „Längeln“ der Sicheln; das Haus wird zugesperrt, Alles ist auf, um anzugreifen mit beiden Händen, was die Ernte bietet. Burschen und Mädchen wirken emsig zusammen; da legt sich das wogende Kornfeld hin in zahllosen Garben, und „Kinder!“ schreit der Rothmutter, „sammelt mir fleißig die verstreuten Halme, die Pfarrarmen müssen auch was haben!“

Abend wirb's; auf den Stoppeln hüpfen Grillen und Heuschrecken, am Himmel hüpfen die Sternschnuppen und über die Garben hin hüpfen die Burschen und die Mädchen, spielen „Abfangen“ und lassen sich von einander gerne erwischen.

„Heißt das Garbentragen, ihr leichtfertig Volk?“ schreit der Rothmutter, „ist euch eine Heuschreck unter den Rod hinaufgefahren oder juckt euch gar der böse Feind?“

Die Vermuthung trifft so weit nicht fehl; ein rechtes Glück, daß bei Zeiten noch der Mond aufgeht, um zu klären und zu sondern, was Garbe oder Schober oder Bursche oder Magd ist. —

„Macht das Stadlthor auf! weit auf!“ ruft der Rothmutter. Der Wagen ist groß und hochgeschichtet; ächzend rollt er in die Scheune. Die Garben, früher behutsam behandelt, werden jetzt derb auf den Boden geworfen, herumgeschleudert, daß die Körnlein springen. Da zucken an der Wand schon die Dreschfliegen, bis sie von kräftigen Händen erfaßt auf die armen Garben niedersausen. Wie heißt doch das Liedchen, welches in seinem Doppelschlag das Klappern einer Sechszahl von Dreschern versinnlicht?

„Bäu'rin bad Krapsen,
 Sechs zopfade Supfen,
 Die bunkadn, hauchadn
 Körndln thoan hupfn!“

Die Rothmatterin versteht das Liedchen und säumt nicht, demselben gerecht zu werden. Und bringt von der Küche nur erst der Krapsengeruch in die Scheune, so sausen die Flegel doppelt kräftig auf die Garben und kein einzig Korn bleibt in der Aehre. Und zuletzt torkeln aus Fürwitz die Knechte und Mägde gar noch selbst hin auf das Stroh und tief in dasselbe hinein. Da hat aber der Rothmatter einmal, als er just dazukam, Unrecht verstanden, hat gemurmelt: „Schau in dem Stroh gibts noch Körner!“ hat einen Dreschflegel ergriffen, hat losgeschlagen auf das Stroh, bis es unter demselben gar sehr lebendig geworden ist.

Aber so wenig als die Drescher, ist auch das gedroschene Korn frei von Spreu und Splitter; darum muß es jetzt durch die Engen und Nöthen des Siebes und der Windmühle.

Was diese Prüfungen besteht, das ist nun das rechte und reine Korn, wie es die Vorfahren waren, die seiner Lage in die Erde sind gelegt worden.

Aber glaubt ihr, die Mühsal sei nun vorüber?

„Sackfassen, Sackfassen!“ schreit der Rothmatter, „und Du, Franzel, bist ein braver Bub, sollst der Mühl-esel sein!“

Der Franzel findet das selbstverständlich und nicht für schicklich, sich der Auszeichnung wegen zu bedanken. Er hopft den Sack auf die Achseln, und da knistert der Sand wohl sehr unter seinen Füßen.

Scharf ist der Mülhstein, und mit dem lieben Korn gehts nun ans Sterben. — Aber — sagt das Liedchen:

„Aber Flüglein wirst krieg'n,
 Birst weiß wie die Kreid'n,
 Und ein Feder muß sterb'n,
 Der ein Englein will sein.“

Doch, nur allzuwahr ist es, was die Kirche lehrt: Nach dem Tode kommt das Fegfeuer. Kaum das Mehl aus der Mühle, muß es in den Trog, in den Backofen; und die Rothmatterin hat weit die Aermeln aufgestreift, und glühroth im Gesichte schießt sie herum mit der Feuer-gabel, mit der Ofenschüssel, und tritt in ihrer Geschäftigkeit Hund und Kaze über und über, und läßt gar die zetern-den Kinder in der Kammer eingesperrt, und vergift Alles über das liebe Brot, das sie bereitet, und so in ihrem Schaffen eine lange Kette von Arbeit, Sorge und Mühsal schließt.

Und am Sonntag, da tritt der Gevatter zur Thür herein: „Gelobt sei Jesu Christ, muß ein wenig in Deinen Schatten gehen, Rothmatter!“

„In alle Ewigkeit Amen“, sagt dieser, „rast' ab ein Stückel, rast'!“ Und dann geht er, bringt einen gewichtigen Laib Brot, legt ihn stets vor den Gevatter auf den Tisch: „Thu' Dir ein Brot abschneiden, Vetter; gesegne Dir's Gott!“

Und der Gevatter sagt: „Dasselb' lass' ich mir nicht zweimal heißen; einen Bissen Brot ist man gern.“ Und er nimmt den Laib und macht mit der Spitze des Messers ein dreifaches Kreuz über denselben. Das ist der Segen, der in einem christlichen Hause jedem Brotlaibe widerfährt, ehe er angegänzt wird.

Und der Nachbar setzt nun das Messer an das Brot und schneidet sich ein Stück und sagt fittsam: „Bergelts

Gott, Rothmatter, Du hast ein schönes Brot, ein recht-schaffen gutes Brot. Mit so einem Bissen kann ich Dir nicht aufwarten, kommst einmal zu mir.“

So, das ist die Geschichte vom Brotlaib. Der alte Rothmatter läßt's ja gelten: der himmlisch' Vater gibt Sonnenschein und Regen. Aber hat er nicht recht, wenn er — in Hinsicht auf des Menschen Plag und Fleiß und Bedürfnis — im Vaterunser kerklich betont: „Unser täg-liches Brot gib uns heute!“ — ?

Das Altar.

Die besten Dorfkatholiken sind nur zu zwei Drittel Christen; das übrige Drittel an ihnen ist der Abstammung gemäß pures Heidenthum.

Der Siebelhofbauer, der Kirchenvater und Kirchen-diener des Ortes, der des Sonntags bei dem „Rosen-kranz“ über fünfzigmal behauptet, daß das allerheiligste Sacrament gelobt und gebenedeit sei; der sehr beistimmend mit dem Haupte nickt, wenn der Pfarrer über das erste Gebot Gottes predigt: „Du sollst Dir neben mir kein geschnitztes Bild machen“ — dieser Siebelhofbauer selber hat daheim seine Hausgötter.

Er hat ihnen den Ehrenplatz angewiesen im Winkel über dem Tisch; dort steht der Hausaltar. Der ist fast zu heilig, als daß ihn ein weltlicher Mensch beschreiben dürfte; und die Spinnen legen desßweg einen grauen Schleier über ihn, daß ihn profane Augen nicht sollten sehen können.

Indeß, es sind ja lauter böhmische Heilige, sind von armen Leuten des Erzgebirges auf Fensterglas gemalt und

mit schwarzangestrichenen Holzrahmen umgeben worden. Hausfrier haben sie auf Rückentragen gebracht. Die große heilige Dreifaltigkeit hat nur zwölf Groschen gekostet und ist der kleine heilige Johannes mit dem Lämmlein noch dreingegeben worden. Für den heiligen Florian mit dem brennenden Hause und den rothen Stiefeln hat die Bauersfrau eine Schale Knödelsuppe gegeben. Billiger können die Auserwählten Gottes doch nicht mehr zu haben sein.

Zehn oder zwölf solcher Bildnisse hängen an der Wand, alle hübsch nahe zusammengedrückt und jedes ein wenig vorgeneigt, zur Hilfe stets bereit. Im Winkel, mit den zwei Fußböden an den zwei verschiedenen Wänden stehend, prangt das große Bild der Dreifaltigkeit. Das müssen wir wohl ein wenig näher betrachten, denn zu sinnig ist hier die Dreieinigkeit dargestellt. Der Gottvater mit seinem dreikronigen Papsthute (gar die armen Bewohner des Erzgebirges wissen es, daß Gottvater die Macht vom Papste hat), und mit dem dreieckigen Heiligenscheine sitzt auf dem Throne und hält vor sich zwischen den Beinen das Kreuz seines Sohnes; und an den Lenden des Sohnes schwebt mit ausgestreckten Flügeln der heilige Geist. In den Farben ist viel Roth und Gelb und oben an beiden Seiten des Gottvaterkopfes prangen zwei ungeheuerliche Tulpenblumen.

Ich habe als kleiner Knabe, wenn ich meinen frommen Blick empor zum Hausaltare gerichtet, immer gemeint, in diesem Winkel habe das Haus und die Welt ein Loch und man sähe schnurgerade in den Himmel hinein. Mir wurde gelehrt, daß Gott selber zu streng und gerecht sei, um jegliche Bitte der kurzächtigen Menschen zu erhören, daß man sich daher zur Erlangung irdischer Güter an die

Heiligen wenden müsse, und daß jeder Heilige schon sein besonderes Fach und Feld habe, in dem er helfen könne. Ich habe mein Gebet stets danach eingerichtet.

Unter den Bildnissen des Hauses befindet sich regelmäßig auch die heilige Bauernpatronin Nothburga. Nothburga, das war eine Dienstmagd in Tirol, an welcher der Herr folgendes Wunder that.

Nothburga hielt viel auf einen frühzeitigen Feierabend an den Samstagen. Das war aber nicht das Wunder, sondern etwas sehr Selbstverständliches, und an solchen Feierabenden wird von den jungen Dorfleuten viel lustige Narrethei getrieben. Aber so sehr steht der Sinn des Schreibers dieser Zeilen nach Irdischem, daß er das Motiv von Nothburga's Feierabendliebe kaum zu erfassen vermag. Nothburga verbrachte den Feierabend, um ihre Wasserlilien zu pflegen und zu beten. Ihr Dienstherr aber war ein Weltmensch, wie es deren doch auch in Tirol stets Mehrere gegeben hat; der war mit solcher Sonnabendfeier nicht einverstanden, und er ließ seine Dienstmagd gerne bei ihrer Feldarbeit, bis die Sterne leuchteten. Da wurde eines Samstagabends, es war im Haferschnitt, Nothburga plötzlich voll des heiligen Geistes.

„Du Bauer“, sagte sie zu ihrem Dienstherrn, „ich werf' jehund meine Sichel in die Luft; wenn sie wieder herabfällt, so will ich Dir schneiden, bis die helle Sonntagssonne aufsteigt; bleibt sie aber in der Luft hängen, so ist es Gotteszeit zum Feierabend.“

Und sie that's und die Sichel blieb hängen in der Luft. Und der Dienstgeber ließ Feierabend sein und ehrte seine Magd, an der der Herr sein Wunder gethan.

Die Kirche hat uns ihre Heiligen zum Exempel und zur Nachfolge vorgeführt. Des gedachte auch Eva, die Magd unseres Siebelhofbauers. War es denn eines Samstags zur Zeit der Weizenernte, daß der Siebelhofbauer seine Uhr zu Hause vergessen hatte. Vom Kirchturme her klang die Feierabendstunde, aber der Siebelhofbauer hörte sie nicht, denn es rauschten die Korngarben. Die Sonne sank und dem Euchen wurde heiß in der Brust vor Ent-rüstung. Da sollte sie heute noch die Wäsche ihres Liebsten hügeln — denn er kann kommen wie ein Dieb in der Nacht, da man es am Wenigsten vermeinen soll. So heißt es ja im Buche und Eva ist rechtschaffen belesen; und da fällt ihr zu dieser späten Stunde des Tages plötzlich die Geschichte von der heiligen Nothburga ein. Sie betete im Herzen zu dieser Heiligen und ihre Bedrängniß war so groß, daß sie keinen Augenblick zweifelte, der Herr würde sich auch ihrer erbarmen. Sie machte daher einen Satz aus ihrer Reihe, stand vor dem Siebelhofbauer und sagte: „Du, Bauer, los', ich will Dir was sagen: Lug' auf! Diese Sichel schmeiß' ich jetzt in die Luft. Wirst sehen, sie bleibt hängen da oben und es ist Zeit, daß Du Feierabend gibst, Du Geizhammel!“

Und sie schwang die Sichel und warf sie in die Luft. Hoch flog sie, dann schnellte sie über und stürzte zu Boden. Ein helles Gelächter erhob sich; aber die Eva war blaß wie die Wäsche, die sie heute noch glätten sollte.

Der Siebelhofbauer hatte über dieses Zwischenspiel seine Sichel langsam in die Garbe gesteckt. Dann stellte er sich vor die störrige Magd, zog seine Brieftasche aus dem Sack, that drei Zehnerbanknoten daraus hervor und sagte: „Lug', Eva, das ist Dein Jahrlohn. Den werf' ich

jetzt in die Luft; fällt er herab, so bist Du seiner nicht werth.“

Mit diesen Worten schleuderte er die Banknoten in die Luft.

Was geschah?

Ein Windhauch zog, die Papierblätter flatterten hin und her und flogen endlich über das Weizenfeld davon.

Da vergaß der Siebelhofbauer auf sein Kornschneiden, wand sich zwischen den prangenden Weizen hin, um sein gutes Geld wieder zu erhaschen.

Die Arbeit war unterbrochen; der Magd war ihr Fahrlohn gesichert, denn er fiel nicht zu Boden, und sie konnte sich sofort an die Wäsche machen, die richtig in derselbigen Nacht noch abgeholt worden sein soll.

Seit jenem Abend stellt Eva an jedem Samstag ein Blumentöpfchen vor das Bildniß der heiligen Nothburga auf das Altar.

Auf dem Hausaltare wird der Dankbarkeit überhaupt viel Ausdruck verliehen. Ist eine gesegnete Kornernte glücklich vorüber, so steckt der Hausvater drei der schönsten Mehren auf den Altar an der Wand. Ist ein gutes Obstjahr gewesen, so bekommt die Dreieinigkei mehrere der vollsten rothbackigsten Äpfel zu Lohn.

Zur Weihnachtszeit wird das „Krippel“, eine winzige und naive Darstellung der Geburt Christi, auf das weißbedeckte dreieckige Tischbrettchen des Altars gestellt. Für die Ostern ist ein liebliches Osterlämmlein mit der Fahne zur Hand, oder gar ein auferstandener Heiland, mit den Fingern der rechten Hand empor gegen die zarten Weben oder die wurmstichige Decke weisend. Zu Pfingsten hängt von dieser Decke ein halb Fledermaus, halb Schmetterling

ähnliches Ding aus Papier nieder, welches Sachverständige als die Taube des heiligen Geistes erkennen.

Außer all diesen Gegenständen steht zu jeder Zeit und als die Seele und das Allerheiligste ein Crucifix auf dem Brettchen des Hausaltars. Werden die übrigen Darstellungen zuweilen auch mit einiger Geringschätzung behandelt, was sogar der Dreieinigkeit geschehen kann, oder mit Gleichgiltigkeit übergangen, bis sich der heilige Florian etwa durch ein Feuer in der Nachbarschaft, oder der heilige Leonhard durch eine durchgreifende Viehseuche Achtung verschafft — am Crucifix hängen die Hausbewohner stets mit Ehrfurcht.

Dieses rauchgebräunte hölzerne Kreuz auf dem Hausaltare ist ein erschütternd Zeichen. Nicht so sehr, weil das Gefinde zum lästigen Rosenkranzgebete gemahnt wird, so oft der Hausvater das Kreuz von dem Altarbrettchen auf den Tisch herabstellt und die geweihte Wachskerze vor demselben anzündet, als vielmehr, weil dieses Crucifix an die betrübtesten Tage des Hauses erinnert.

Können die Donner in den Lüften und droht ein Hochgewitter die Früchte des Feldes zu vernichten und den Hof zu gefährden, so wird das Kreuz auf den Tisch gestellt und das Leuchten der Blitze wird ihm zu einem Heiligenschein. Liegt ein Genosse des Hauses in schwerer Krankheit danieder, so wird das Kreuz vor sein Bett gestellt, auf daß er im Gedenken an die Schmerzen und das Sterben des Erlösers seiner selbst vergesse. Und ist das Krankenlager leer und öde und sein Stroh verbrannt, so steht das Kreuz in der finsternen Kammer an der Todtenbahre und der Schein des Delleichtleins flackert still an seinen Balken. Dieses Kreuz ist vielleicht der letzte Gegen-

stand gewesen, in dessen Angesicht das Auge des Vaters und Großvaters gebrochen. So muß der Sohn wohl mit Ehrfurcht an dem Zeichen halten. Und der, ihr verehrten Leser, beginge eine Gewissenlosigkeit, ein Verbrechen an dem Herzen seines Nebenmenschen, der diesem — sei es in welcher Absicht immer — seines Hauses Heiligthum stürzen wollte.

Der Rosenkranz.

In der Nähe des Hausaltars hängt die Bettschnur. Sie besteht aus achtzig an eine Schnur gefaßte Kügelchen, dreiundsechzig „Ave Maria“ und sieben „Vaterunser“. Ferner ist an ihr ein längliches Knöpfchen, der „Glaubengottvater“, und endlich das Kreuz. Jedes dieser Zeichen bedeutet ein Gebet. Und an den Samstagabenden und Sonntagen sammelt sich die Bewohnerschaft des Hauses in der Stube, kniet hin an Bänke und an den Tisch und betet, vom Hausvater oder dem Großknecht dirigirt, den Glaubengottvater (das apostolische Glaubensbekenntniß) und die dreiundsechzig Ave Maria, welche durch die sieben Vaterunser regelrecht unterbrochen werden. Das ist der Rosenkranz. Der Leiter dieses Gebetes handhabt die Bettschnur und zählt an den Kügelchen die einzelnen gesprochenen Gebete ab.

Der Rosenkranz nebst Anhang währt so fein halb Stündchen. Und zuweilen, wenn dem Großknecht die Kniee schon schmerzen, läßt er häufig bei Einem „Segrasteista“ (Ave Maria) wohl zwei Kügelchen durch die Finger gleiten; ein Verfahren, welches die Betstunde wesentlich abkürzt.

(Näheres über die Art und Weise des sonntägigen Rosenkranzes ist weiter rückwärts im Kapitel: „Sonntagsruhe“ zu finden.)

Hier dürfte die rechte Stelle sein, um das Gebet, die Lippenreligion des Landmannes überhaupt ein wenig zu beleuchten. Es ist zwar ein heikel Beginnen, aber ich hoffe, daß religiöse Gemüther mich nicht der Spottsucht anklagen wollen, wenn ich eine Thatsache anführe, die allerdings würdig wäre, in der äzenden Lauge der Satyre recht gründlich verbrüht zu werden.

Die Religion im Munde des Volkes nimmt sich drastisch genug aus.

„Setz will ich in Gott'nam auffteh'n“, sagt der Oberländer, sich des Morgens schwerfällig aus dem Bette erhebend, und gleich darauf: „Kreuzsackra, ist heut' die Suppe noch nicht fertig?“

Er kniet hin auf den Schemel und betet sein Morgen Gebet; er betet es still, aber die Hände hat er hoch gefaltet und die Lippen sind in eifrigster Bewegung — sie klappern fast. Dabei denkt er im Herzen: Wenn heut' schön Wetter ist, gehen wir ins Heu, wenn regnerisch, ins Holz. — Ja, wenn der Betende immer an das langwierige Gebet denken müßte, wo käme Einer da hin!

Das Vaterunser ist unstreitig des Christen schönstes Gebet; im Volksmunde aber wird es ein mechanisches Geplapper und nimmt sich genau so aus:

„Ba druns erd bis nim gal werd nam gums rei wilg scheh niml al sauf erscht; gimß heit ste brod gimß un schul also mir vagehn schul gern fir nit vers an les al nibl amen.“

Aber das ist nicht Volksdialekt, das ist bloß ein mechanisches Zungenspiel, das sich bildet durch den Mißbrauch der unzähligen Wiederholungen im „Rosentanz“.

Das Ave Maria sieht um kein Haar besser aus: „Segra seista maria ful da Gnon der is mit ir is gwen deir an ten weir an gwen deir is die Fru deis leips esas!“

Wenn der Erzengel Gabriel die Jungfrau Maria mit diesen Worten begrüßt, so hätte sie — bei Abrahams Schoß! — kein Wort verstanden und wenn sie noch so gut hebräisch gekonnt.

Die Worte, welche nun noch die Kirche beisezt, klingen im Volksmunde so: „hali mali muara godas bit franz am fin ez ant indascht ans am stam zam!“

Das wird nun an den Sonn- und Feiertagen oft über eine halbe Stunde hinaus wiederholt; dabei knien die Leute um den Tisch und an den Bänken herum, denken an alle möglichen Dinge oder an gar nichts, plaudern mit einander, spotten sich, necken sich oder schlafen ein, — wie's Gott will.

Dann kommt es zur Litanei, wobei gewöhnlich die Heiligen Gottes an die Reihe kommen. Sie werden von dem Vorbeter zu einzeln oder in ganzen Gesellschaften genannt und die Anderen stimmen zu Allem: „Bit franz!“ das soll heißen: „Bitte für uns!“ Und wenn von dem Vorbeter der liebe Gott selbst in Hinsicht seines bitteren Leidens und seiner himmlischen Glorie um eine Gnade angegangen wird, so stimmen die Anderen bei: „Bamidians!“ Dieses soll heißen: Erbarme Dich unser! in der obersteierischen Mundart: „Daborm dih über uns!“ Aber „Bamidians“ lassen sie träge; ja sicher, gegen ein solches Mundwerk ist die Faber'sche Sprechmaschine ein wahrer Cicero.

Sehr viel wird auf den christlichen Gruß gehalten, aber er kommt auch übel weg. Wenn Einer in das Nachbarhaus tritt, so schreit er stolpernd zur Thür hinein: „Glopp seiß Kristi!“ und setzt gleich hinzu: „Des vasslugtn Leut, geh't's auffi in d'Sun.“ Die Dankantwort ist: „Jo, sie scheint net gor viel — in Ewigkeit Amen.“

Das „Beltsgad“ (Bergelts Gott) ist ebenfalls nicht viel werth, und zwar um so weniger, als viele Leute mit diesem Worte ihrer Dankspflicht Genüge gethan haben wollen. Und erst die Ablassgebete, mit denen allerhand Sünden zu tilgen sind! Mit 100 Tage Ablass für ein „Gelobt sei zc.“ ist wohl so mancher heimliche Schaden zu decken und Sixtus V., der Gründer dieses recht handfam darzustellenden Ablasses, ist als wahrer Wohlthäter zu betrachten. Nun wird wacker darauf losgesündigt, der Kaplan auf nächtlichem Pfade geprügelt, der silberne Kelch von der Sakristei gestohlen; einige „Gelobt sei zc.“ gleichen die Sache schon wieder aus. Sixtas Sixtus!

Hundert dergleichen Beispiele wären anzuführen. Würde der Landmann ein einziges Mal denken, was er sagt, oder vielmehr nicht sagt, er müßte das Ding lächerlich finden. Aber so ist es; der Mann hat das, was er Religion nennt, ganz den Lippen übergeben und das Herz muß verkümmern

Ins Herz hinein mit der göttlichen Lehre von Tugend! sitzt sie da drinnen einmal fest, dann wird sie ihren schönen poetischen Glanz schon verbreiten hinaus in die Gemeinschaft der Menschen, dann wird der heilige Geist auf dem Munde schweben und nicht die schnatternde Elster mehr.

Das Trudenkreuz.



In diesem Zeichen ist dein Sieg —
Du glorreiche Dummheit!

Das Ding ist an einer Thür, oder an der Wand des Bettes, oder an der Wiege des Kindes irgendwo angebracht. — Es schützt vor Hexereien und Teufelspuk. Mit besegnetem Pinsel oder mit einer geweihten Kreide muß es gezeichnet worden sein, soll es thatsächlich vor aller Anfechtung bewahren. Aber die Kreide nimmt keine Weich' an, heißt es, und da ist's dann freilich kein Wunder, daß trotz des siegreichen Zeichens auf Thür und Bett so manch' böse Anfechtung noch stattfindet, und daß die Leuten der Anfechtung nachgerade jedesmal unterliegen.

Des Weichselbauers Lise hat schier alle Sonntagnächte heftiges Drücken am Magen, das von der Trud herrühren soll (Alpdrücken); und der Weidknecht hat ihr doch in einem Jahre drei Trudenkreuze auf die Kammerthür gezeichnet. Der Hunger, meint man, kann sie doch nicht drücken, denn gerade an den Sonntagen verzehrt die Lise die meisten Knödel.

Wir werden in diesem Buche noch mehrfach Gelegenheit haben, uns an dem Aberglauben des Volkes zu ergötzen und zu betrüben; dennoch aber sei hier unter dem Banner des obigen Zeichens ein besonderer Spaziergang gemacht durch das Nebelfeld volksthümlicher Albernheit und — Poesie.

Und die Sache gründlich genommen, lieber Leser, bist du selbst frei von Aberglauben und Vorurtheilen? —

Ja. — Ja? siehst du, so hätte ich dich gleich auf einer Art davon ertappt, denn Niemand von Unten bis Oben ist völlig rein. In dem lichteften Geiste liegt irgend ein Punkt dieses Schattens. Als ob es so sein müßte!

Es müßte aber nicht so sein; wir haben einst nur zu aufmerksam den Märchen der Großmutter gelauscht; und auch seither, unsere Seele hat sich zu innig und zu tief in die größten Dichtungen der Zeiten versenkt. Die Religion und die Poesie hat uns entführt in das Reich des Aberglaubens; und wenn wir einen Blick auf unsere Vorzeiten werfen, so begegnen wir großartigen Erscheinungen im weiteren Sinne des Aberglaubens, der Vorurtheile. Der Indier glaubte Gott zu finden in wahnsinniger Kasteiung seines Körpers; der Egyptianer betete einen Stier an und glaubte an die Seelenwanderung; die Griechen vermeinten in den priesterlichen Orakelsprüchen die Stimmen ihrer Götter zu hören, die Römer glaubten ihre Götter durch Kämpfe und Kriege zu ehren; die Christen — die Idee ihrer Religion stand einst in Erhabenheit, da kam die Inquisition, die Hexenverfolgung, der Ablasshandel, die Unfehlbarkeit.

Auch die Poesie hat den Aberglauben verherrlicht; träumend versenken wir uns in das Märchen von dem ewigen Juden, in die Faustsage, aber diese Bilder haben wir uns zurecht gelegt als Spiegel unseres eigenen Seins, und wir richten uns daran auf und läutern unsere Seele. Die Poesie hat es verstanden, aus den Nezen des Aberglaubens eine Leiter zu flechten zu Gott empor, während sie auf dem Gebiete der Religion gar oft zu Geistesfesseln und Fallstricken — zu Fehlern, zu Lastern und Verbrechen wurde. —

In dem Gemüthe des Volkes sind wunderbare Dinge zu finden, besonders in dem des abgelegenen, stillverlornen Gebirgsvolkes, in welchem noch die Seele der Ureltern fortlebt und fortwebt, indem neben dem Kerzenstrahle des Hostienaltars gar noch manches Moderstümpchen von den längst zusammengebrochenen Opfertischen des Heidenthums glibert. Eine Wanderung durch das dämmerige Reich des Aberglaubens ist eine Wanderung durch die Seele des Volkes — wir treten sie an, sie möge uns zur Erforschung des Seelenlebens und zu unserem besten Nutz' und Frommen sein.

Ich will hier unterscheiden den sittlichen, harmlosen, oft poetischen, und den schädlichen und verderblichen Aberglauben, und von beiden Arten eine bunte Reihe anführen.

Die Menschen lassen sich wohl ihren Glauben nehmen, nicht aber ihren Aberglauben, ihr Vorurtheil; und oft ist das gut, oft, wo der Stimme der Vernunft kein Gehör gegeben wird, tritt regelnd und fördernd der Aberglauben ein. Das beiläufig meine ich mit dem sittlichen und poetischen Aberglauben, wovon ich hier Einiges darlege.

Ein jedes „Bergelts Gott“, das man für ein Almosen erhält, tragen die Engel zum Himmel hinauf und kommt als fruchtbarer Regen und Sonnenschein wieder zur Erde. Eine sinnige Aneiferung zur Wohlthätigkeit.

Die Hand, welche sich gegen die Eltern vergreift, wächst dereinst aus dem Grabe hervor.

Die Schwalben soll man nicht verfolgen, sie bringen Glück in das Haus, in welchem sie ihre Nester bauen. Die Schwalben sind Muttergottesvögel. — Die lieben Vöglein in den Lüften haben keinen kräftigeren Schußbrief für ihr Leben, als diesen angeführten Aberglauben. Er

bleibe ihnen so lange giltig erhalten, bis ihnen die menschliche Vernunft einen zweiten begründeteren schreibt.

Die Kreuzspinne bedeutet ebenfalls Glück; dem sie über die Brust gegen das Herz krabbelt, dem bringt sie eine große Freude.

Wer einen vierblättrigen Klee findet, kann mit Zuversicht große Unternehmungen machen, sie werden ihm glücken. Diese Ansicht ist sehr geeignet, den in den meisten Fällen löblichen Unternehmungsmuth zu wecken.

Wenn dem Wanderer vor seinen Füßen ein Eichhörnchen oder ein Hase über den Weg läuft, so heißt das auch Glück, obwohl jener Handwerksbursche behauptete, das bedeute Unheil; Glück wäre, wenn der Hase in der Schüssel läge.

Der Salamander schützt vor Schrecken: gereizt oder mißhandelt stößt dieses Thier einen furchtbaren Schrei aus, und wer den gehört, der wird nichts mehr hören sein Lebtag lang!

Wer Sonntags ungekämmt in die Kirche geht, der bekommt die Friedhofsläuse; wer ungeschälte Erdäpfel isst, der zieht sich anderes Ungeziefer zu.

Wer sich nicht jeden Freitag die Fingernägel schneidet, der bekommt Zahnschmerz.

Wer Del oder Salz verschüttet, dem steht Verdruß zuvor; desgleichen, dem sich das Kleid aufschnäbelt. Dieses zeigt auch einen Mauth an, oder einen freunden Wittwer.

Ein aufgegangenes Schuh- oder Schürzenband bedeutet Untreue des Liebhabers.

Windeln soll der Mond nicht bescheinen, sonst wird das Kind schielend oder mondsüchtig.

Gebete mit einem gefundenen Rosenkranz zählen nur für den rechtmäßigen Besitzer desselben. — Möchte der Begriff von Mein und Dein in allen Dingen so klar auseinander gehalten werden!

Wer ein zum Tödten bestimmtes Thier bemitleidet, der macht die Hand des Mähgers unsicher und verzögert und erschwert das Sterben des Opfers.

So viel Schwabentäfer man in das Feuer wirft, so viel neun Schwabentäfer fallen demnächst in den Suppentopf.

Wenn auf der Brandstätte eines Hauses eine kreuzweise gelegte, geweihte Kerze angezündet wird, so muß der etwaige Brandleger noch vor Jahresfrist elendiglich verderben. Ähnliche Beschwörungsformeln gibt es, um Diebe zurückzubannen.

Der Freitag ist ein Unglückstag, an dem man nichts unternehmen soll.

Wenn dem Jäger auf seinem Ausgange ein altes Weib begegnet, oder wenn ihm Jemand ein „Gut Glück“ zuruft, so mag er ruhig umkehren — er würde an demselben Tage nichts schießen.

Wenn ein Fremder ins Haus kommt, so muß er sich niedersehen, sonst trägt er den Schlaf davon.

Wenn neben dem Bette ein leerer Stuhl steht, so kann man nicht einschlafen; denn auf den Stuhl setzt sich ein Gespenst.

Wer auf seinem Bette kein „Trudenkrenz“ gezeichnet hat, den drückt zuweilen gar die Alp.

Wenn ein Säugling wegen seines gesunden Aussehens, wegen seiner Schönheit und Lieblichkeit gelobt wird, so sagt die Mutter: „Unberufen, unberufen!“ sonst wird das Kind krank und verdirbt. Es wird dadurch angedeutet, daß

nur Gott berufen ist, den Säugling zu schützen und gedeihen zu lassen. (Ist denn Gott so gewissenlos selbstsüchtig und unbarmherzig, daß er einen solch' kleinen Eingriff in seine Rechte von menschlicher Seite durch ein Liebeswort so fürchterlich rächt?)

Wenn am 10. August, als am Laurentiustage Sternschnuppen fallen, so „weint der heilige Laurentius feurige Thränen“. Was Jemand sich bei dem Falle eines Sternschnuppen wünscht, das geht in Erfüllung.

Jeder Mensch hat am Himmel seinen Stern, das ist sein Glücks- oder Unstern. Stirbt ein Mensch, so fällt sein Stern vom Himmel; darum sagen die Leute auch bei dem Falle einer Sternschnuppe: „Jetzt hat wieder wer fort müssen, tröst' Gott sein' arme Seel'!“

Wenn das Herdfeuer pfeift, so winseln in demselben die armen Seelen, und man muß eine Handvoll Brosamen in die Gluth streuen, daß sie gespeist werden.

Die Irrlichter auf Moorhaiden sind die unerlösten Seelen vor der Laufe verstorbenen Kinder.

In großen Wäldern gibt es Irrwurzeln, wer auf eine solche tritt, der verliert den Weg und findet sich nicht mehr zurecht.

Der Dornstrauch ist der Baum des Teufels, aber es liegen oft Schätze unter ihm verborgen. Ein Kranz von rothen Dornröslein verdorrt auf dem Haupte der Jungfrau, bleibt aber frisch auf der Stirne der Gefallenen.

Die Quelle, aus der man nach Sonnenuntergang trinkt, wäscht das gute Gewissen von der Seele; wenn aber ein Flüchtling nach Sonnenuntergang Quellwasser mit flacher Hand über sein Haupt schüttet, so mögen ihn die Feinde nicht mehr verfolgen.

Der Rauch von geweihten Feldfeuern am Sonnwendtag macht böse Gewitter unschädlich. Wenn am Sonnwendabend ein Mägdelein in den Teich guckt, so sieht es darin das Bild seines zukünftigen Bräutigams.

Das Bleigießen in der Walpurgis- und Sylvesternacht läßt in die Zukunft sehen.

Wenn man will, daß die Liebe für Jemanden im Herzen ersterben soll, so muß man von dem Betreffenden Fingernägel oder Haare unter Waldfressboden vergraben und — die Liebe stirbt ab.

In den kreischenden Nachtvögeln schreien die verlorenen Seelen der Verstorbenen den Lebendigen allerhand Mahnungen und Warnungen zu.

Die Heuschrecke, welche auf dem Grasshalme sitzend ihre Vorderfüße gegen Himmel hebt, ist die fromme Gottesanbeterin.

Während man von einer Biene gestochen wird, soll man lachen, sonst bleibt der Stachel im Fleische stecken. — Ein schöner Wink zur Geduld und Selbstüberwindung.

Wenn sich ein Mädchen auf ein Salzgefäß setzt, so bekommt es den erwünschten Bräutigam.

Wo Dreizehn an einem Tische sitzen, da stirbt Einer davon. — (Einer nur?)

Ein Mädchen, welches aus einer glimmenden Kohle eine Flamme anzublaseu vermag, ist noch eine Jungfrau. Ein Bursche, der aus einem randvollen Glase trinkt, ohne einen Tropfen zu verschütten, ist ein Junggeselle.

Wenn man etwas verlegt hat, das man den Augenblick nicht findet, so sitzt der Teufel drauf.

Wer mit dem Finger gegen das Gewitter zeigt, den erschlägt leicht der Blitz.

Wer ein Jahr lang seine Träume nicht aussagt, der erlöst eine arme Seele; aber wer einen Geist erlöst, der muß bald sterben.

Wenn sich am Morgen die Kaze wäscht, so kommt an demselben Tag ein unverhoffter Gast ins Haus. Wem das Ohr kitzelt, der hört über kurz eine Neuigkeit. Wem die Augen beißen, der wird bald weinen. Wem die Fußsohle juckt, der wird einen fremden Weg gehen. Wer mehrmals hinter einander schlucksen muß, an den denkt eine ferne Person; sobald er diese erräth, hört das Schlucksen auf.

Wenn die Weihnachten weiß, sind die Ostern grün, sind die Pfingsten roth, ist Sakobi todt.

Wer fremdes Brot ißt, wird groß; wer gefundenes Brot ißt, verliert sein Gedächtniß.

Die Erdäpfel muß man bei wachsendem Mond anbauen; die Rüben wachsen nicht früher, als sie den Kornwagen hören. —

Und so fort in allen Arten, auf allen Gebieten und auch in allen Ständen. Man sieht, daß in vielen dieser Glaubensartikel des Aberglaubens ein goldener Kern der Weisheit liegt, eine Art Sittenlehre, die in rohen Menschen nur durch ihr abenteuerliches Kleid; in gemüthvollen Herzen durch ihren poetischen Reiz Aufnahme finden.

Soll hier das Tischrücken erwähnt werden, soll ich auf den berückenden Spuk der Magie hindeuten? Soll noch vom Kartenausschlagen, Wahrsagen, von Lottogeschichten die Rede sein? Nein, wir müssen auf ein dunkleres Feld übergehen, nämlich auf den schädlichen und verderblichen Aberglauben.

Wir haben im Obigen zum Theile den Rand dieses Feldes schon betreten, also vorwärts — abwärts.

Um die Feindseligkeiten der Landstreicher und die Exereien der Zigeuner unschädlich zu machen, muß man ihnen gesalzenes Waschwasser nachschütten, wenn sie das Haus verlassen.

Ein durch den Blitz angezündetes Feuer kann kein Mensch löschen. — (Es wird also auch kein Versuch dazu gemacht.)

Seinem Schicksale kann man nicht entgehen; wenn das Unglück will, geht auch eine leere Butte los.

Zur Nachtzeit spuken die Gespenster besonders in Kirchen, auf Friedhöfen, an Wegkreuzen und Martertafeln, in Ruinen und unbewohnten Häusern. In letzteren ist bisweilen zu hören, wie Hasen, Stühle, Besen und andere Geräthe hin- und hergeworfen werden.

Hexen melken am Pfingstsonntag die Kühe auf der Weide und verwandeln sich dabei in Hasen oder Raben.

Auch gibt es sehr viele „gezauberte“ Gewitter, die indeß durch geweihtes Palmsonntagholz, durch Wetterläuten und Wetterschießen vertrieben werden können. Gezauberte Gewitter sind durch Haare zu erkennen, welche in den Hagelkörnern eingeschlossen gefunden werden. Das sind Haare von der Hexe, welche sich nicht selten in einen Wettergeier verwandelt; werden die verbrannt, bevor die Hexe noch in ihre menschliche Gestalt zurückkehrt, so muß sie ihr Lebtag lang ein Wettergeier bleiben. Von dem Pfarrer verlangt sogar manche Gemeinde, daß er durch seinen Segen (Jakobisegen, Lukasgebete, Himmelsbriefe u. s. w.) das Gewitter vertreibe, ist er das nicht im Stande, so verliert er gar oft das ganze Vertrauen der Leute.

Es gibt auch Hexeneier, und wer ein solches aufschlägt, der wird urplötzlich von einem übelriechenden Rebel umgeben und um ihn hebt es an zu blißen, zu donnern und zu hageln und er kann von Glück sagen, wenn er mit heiler Haut davon kommt.

In vielen Gemeinden wird am Charfsamstag auf dem Friedhose aus morschen Sargbrettern ein Feuer angemacht; jeder Hausvater sucht von diesem Feuer auf seinen Herd zu bekommen, und ist besorgt, daß es das ganze Jahr hindurch nicht auslischt. Das ist das heilige Feuer, und schützt vor Bliß und Brand und anderem Unglück.

Hier wäre hundert und hunderterlei zu erzählen von geweihtem Feuer und Wasser, von Reliquien aller Orten und aller Zeiten, von kräftigen „Gebettern“, von wunderthätigen Amuletten, von himmlischen Schußbriefen wider den Teufel und wider das Unglück.

Und die Heilung von Krankheiten durch „Sympathiemittel“, die unzähligen Arten von Wunderkuren!

Für Rheuma ist gut, sich nackt in einen Ameisenhaufen zu setzen; die Auszehrung kann durch folgendes Gebetlein, welches aber alle Tage wiederholt werden muß, geheilt werden:

„Gottes Vater, Gottes Sohn,
Und der Geist im höchsten Thron:
Mark und Blut, Fleisch und Bein
Soll von dir gesegnet sein,
Du heiligste Dreifaltigkeit,
Von nun an bis in Ewigkeit.“

Und bei diesen Worten müssen alle Theile des Körpers betruzt werden.

So ist auch für Hühneraugen das Abbeten das sicherste Mittel. Und wenn du an deinem Körper Warzen hast, so nimm einen am Charfreitag gesponnenen Faden,

mache in demselben so viele Knöpfe, als du Warzen be-
sitzest, begrabe ihn unter den Dachtraufen, und bis der
Faden verfault ist, werden dir alle Warzen vergangen sein.

Es wird auch gesagt, daß in jeder Apotheke alljähr-
lich ein Mensch zerstückelt und zur Medicin verwendet, und
daß daraus gar manch' geheimnißvolles Mittel erzeugt
werde.

Aber all' die heiligen, geheimnißvollen Mittel helfen
nichts, wenn der Todtenvogel schreit. Eine Eule ist's, die
um das Haus krächzt, ein Uhu ist's, der auf dem Firste
jauchzt — und Eines von den Hausbewohnern muß fort,
da hilft nichts, da ist das Holen des Doctors überflüssig,
da ist der Gang zum Todtengräber das Vernünftigste.
Der Todtengräber aber weiß es auch schon im Voraus,
wenn wer stirbt; da beginnen einige Nächte früher an der
Wand sich die Sargstricke zu schlängeln und zu winden,
und sie rasseln ordentlich — da weiß der Mann schon,
daß er ein neues Grab zu bereiten habe.

Indeß, frische Graberde ist gut für die Lungensucht! . . .

Wir sind am Grabe angelangt. Wir dürfen selbst
hier noch nicht umkehren, wir müssen vollends hinabsteigen
in die dunkelsten Gründe des Volksgemüthes.

Steigt doch auch jener unheimliche Mann hinab in
das neu aufgeschaukelte Grab, wühlt die Leiche aus —
er gebraucht sie. Mit Schuhen aus Menschenhaut will er
um seine Waldhütte einen Kreis treten, denn ein solcher
Kreis ist ein sicherer Wall gegen alles Unheil. Und er
holt das Herz aus der erstarrten Brust, um es zu ver-
zehren, auf daß er Zaubermacht habe gegen die Elemente.

Es ist noch nicht zu lange her, daß man im Ge-
birge einen Burschen hinrichtete, der — du sträubest dich,

liebe Feder, es aufzuschreiben — ein schwangeres Weib umgebracht hatte, um von dem Kinde im Mutterleibe die Fingerchen zu bekommen. Er wollte dieselben bei Diebstählen anzünden, denn er hatte gehört, daß, so lange in einem Hause zur Nachtzeit solche Kerzchen brennen, die Leute nicht aufwachen können.

Und meine Großmutter hat einen Mann baumeln gesehen, der sechs bräutliche Mädchen ermordet hatte, weil die Sage war, daß der Genuß der Herzen von sieben Bräuten unsichtbar mache. Das Scheusal hatte auch schon das siebente Opfer in den Klauen, aber es entkam ihm und brachte den Bösewicht vor den Richterstuhl. —

Ich habe im Geiste gesehen, lieber Freund, wie du auf dieser unserer Wanderung mehrmals den Kopf geschüttelt hast; wohl dem, der ausrufen kann: Es ist unglaublich! und ähnliche Dinge nicht erfahren hat. Ich aber habe einerseits die Poesie und andererseits die Abscheulichkeit gesehen, die in der verwahrlosten Seele des Volkes ruht, und ich habe hier nur ein unendlich flüchtiges Bild davon gegeben.

Der Aberglauben ersterer Art wird wohl nie ganz auszurotten sein; es ist hier nur das Eine zu wünschen, nämlich, daß das Volk an ihm die Form und den Geist unterscheiden lerne. Der Aberglauben letzterer Art, der schädliche und verderbliche Aberglauben muß, muß ausgeilgt werden mit Stumpf und Wurzel. Es ist an dieser Vertilgung in den letzten zwei Jahrhunderten, Gott sei Dank, viel gethan worden, aber noch immer klebt an dem Herzen unseres Volkes von den Abscheulichkeiten solchen Aberglaubens und Vorurtheiles ein erklecklicher Theil.

Durch liebevolle und redliche Leiter auf dem Gebiete der Religion, durch umsichtige und gewissenhafte häusliche Erziehung und durch das heilige Institut der Volksschule muß hier gebessert werden. — Das Trudentkrenz möge uns weiter nicht anfechten; lehren wir zurück zu einem traulicheren Einrichtungsstück des Hauses.

Die Uhr.

Horch! ich höre Schritte. Die Zeit geht durch das Haus; — die Wanduhr tickt. Schon seit Jahrzehnten geht die Wanduhr ihren gewohnten Schritt, und wird, so Gott will, — auch noch eine gute Weile gehen, um den Leutchen im einsamen Bauernhause gewissenhaft die Tage zur Mühe und die Nächte zur Ruhe vorzumessen. Der Bauer zieht sie jeden Tag einmal auf, und sie lebt und webt. Ei, denkt sich der Bauer, warum ist nicht auch der Mensch zum Aufziehen eingerichtet? Doch selbst die liebe alte Wanduhr wird müde und ihr Zifferblatt erblindet wie das Gesicht des Großmütterleins, und die Maschine stockt endlich — denn die Mädchen sind von Holz. Aber der Bauer ist auch nicht von Eisen.

Eine gute hölzerne Wanduhr überdauert drei Bauern, und hat sie stets gleiche Wärme und gleiches Gewicht (denn die Mäßigkeit verlängert selbst der Uhr das Leben), überdauert sie wohl auch noch den Vierten. Die Zeiten aber mögen sein wie sie wollen, in Mißjahren, in Krieg und Pest geht die Uhr ihren gleichen Schritt; über Glück und Noth und Sterben schreitet sie ehern dahin. Wenn man's recht bedenkt: Aus des Menschen Hand ist nichts Kühneres

aber auch Entsetzlicheres und Grauenhafteres hervorgegangen, als die Uhr, dieser geheimnißvolle Maßstab, mit dem er sich, unbekümmert um Sonnen- und Mondestreisen, von der Ewigkeit gelassen seine Tage abmißt. Und bricht der Mensch auch plötzlich todt zusammen, die Uhr geht eine Zeitlang noch über ihn hinaus und läßt sich immer wieder aufziehen, wenn über dem Todten schon längst des Pfarrers Ziegen weiden auf dem Kirchhofe.

Und weil das ein gar so beständig Ding ist, so ereignet es sich auch nur alle zehn oder fünfzehn Jahre einmal, daß jener Mann mit seiner an allen Enden klingelnden und schrillenden Trage zur Thür hereinsteigt. Ein merkwürdiger Mann! er trägt, wenn man's so nehmen will, unberechenbare Zeiten auf dem Rücken; er schleppt der jungen Hausdchter Hochzeit, der Bäuerin Großmutter-schaft und des Bauers Sterbestunde mit herein. Aber das Alles ist tief versteckt in den Rädchen und Zeigern und Schlagstellen der Uhren, welche dereinst die Stunden der Gescheße verkünden werden.

Die Trage steht auf der Sitzbank, der Träger daneben trocknet sich das Antlitz. Etwas weiter ab lauert der Bauer; er sagt, er brauche keine neue Hausuhr, es sei die alte noch da, und schlagen thäte sie auch. Die Bäuerin hört das Wort und will auffahren — jetzt hat sie schon gemeint, er habe von ihr gesprochen.

Der kleine Bub ist auch da und beguckt die Trage von allen Seiten, und schrickt völlig zurück, wenn eine Metallfeder schrillt. Er hat was gesehen; über einem Zifferblatt lugt ein grünrother Kukul heraus; und so oft der Mann die Stunde spielen läßt, hüpfst der Vogel hervor und schreit die Zahl.

Der Junge zupft den Vater beim Hemdzipfel, daß der Vater die Kuckucksuhr kaufe. Der Kleine hatte sonst sein Herz bereits an lebendige Vögel, an Lämmer, Kälber und Mundharmoniken gehalten, aber all' das verblaßt nun plötzlich wie die Sterne vor der Morgensonne, und eine ganze neue Welt geht ihm auf in der Kuckucksuhr.

Jetzt kommt der junge Knecht des Weges. Der fragt den Krämer heimlich, ob er nicht eine Uhr habe, die in der Nacht langsamer ginge als am Tage; mit der alten rußigen Hausuhr sei es nicht mehr auszuhalten; kaum thue man des Abends die Augen zu, daß man ein wenig ruhe und von den Lotterienummern träume, so brumme sie schon wieder zum Aufstehen, und da sehe man nur die Boshaftigkeit, um ganze sieben Stunden habe sie den Zeiger vorgeschupft. Dahingegen aber trotte sie am Tage so schlaftrunken dahin und könne nicht weiter, und es könne der Magen zehnmal zum Essen rufen, die Mahlzeit sei kaum zu erwarten. Das sei keine Uhr für ein ordentlich Bauernhaus.

Die alte lahme Einlegerin hinkt herbei, die sagt just das Gegentheil. In der Nacht, wenn alles Andere schlief, hebt auch die Uhr an zu duseln, und das seien ewig lange Stunden, bis einmal der Hahn anhebe zu krähen.

Die Bäuerin hinwiederum ist schon sieben Jahre im Haus und weiß kaum, daß die Uhr ein Schlagwerk hat. Sie hört kein Schlagen und sie denkt an keine Stunde, sie mißt die Zeit mit ihrer Arbeit. Sie geht ins Bett, wenn sie fertig mit der Küche, sie steht auf, wenn sie ausgeschlafen. Und so pünktlich ist sie hierin, daß sich jede Uhr und jeder Hahn und jeder Morgenstern nach ihr kann richten. Und wenn der Bauer mit den Worten: er brauche keine

neue Uhr, es sei die alte noch da, wirklich sein Weib meinte, so hätte er nicht Unrecht.

Aber, daß ich nur wahrhaftig bin, der Bauer kummert sich um die alte braune Hängeuhr weit mehr, als um sein ehlich Gespons, und so lange er in ihrem Bereiche ist, horcht er stets wohlgefällig auf ihr Ticken, und wenn sie schlägt, so zählt er in jeglicher Lage andächtig die Schläge, und wäre er mitten im Vaterunser.

Nun sind noch andere Leute im Hause. Die alte Magd lehrt sich an die Uhr höchstens, wenn sie krank ist; da verschreibt ihr der Bader: Alle Stund' ein Spöffel voll!

Der alte Knecht aber steht auf die Hausuhr gar nicht an, der hat sein „Zeugel“ mit dem mächtigen Schildkrötengehäuse an der Magengrube liegen; das ist sein Stunden- und Wegweiser durch dieses Leben. Hat er seine Uhr in der Tasche, so ist er gewappnet und fest, da weiß er, was er zu thun hat und geht langsam und sicher seiner Wege, und er ist auch noch niemalsen früher hungrig geworden, als es auf seiner Uhr Essenszeit war. Wenn aber diese feine Uhr — des Herrn Rathschluß ist unerforschlich und rückt dereinst auch noch die Weltenuhr aus ihrem Geleise — wenn also diese Sackuhr doch einmal stehen bleibt, so bleibt der alte Knecht eben auch stehen und stopft sich ein Pfeisichen.

Mit der jungen Magd verhält sich's so: wenn sie auf die alte, braune Hängeuhr sieht, so hat sie keinen Liebhaber. Hat sie einen Liebhaber, so hat sie von diesem auch ihre eigene Sackuhr, auf die sie schaut und vertraut mit getreuestem Herzen, da mag der Zeiger schon stehen wie er will.

Auf vertrautestem Fuße jedoch mit der alten, rußigen Hängeuhr ist die junge, hübsche Tochter des Hauses. Das ist die Einzige, die dem Kettenhund ihre Hand darf in den Nacken legen, ohne daß er sie zerfleischt, und sie ist die Einzige, die auf den Schemmel steigen und der alten Brummerin den Zeiger verrücken mag, ohne daß es der Bauer merkt.

Da trifft es sich zuweilen, etwa so nach einer lieblichen Samstagsnacht, wenn des Nachbars Sohn spät noch im Mondenschein vorüberging und sich an dem Hausbrunnen einen frischen Trunk gönnte — trifft es sich, sage ich, am Sonntagmorgen, daß der Hahn wider alle Gewohnheit vor drei Uhr kräht und daß der Morgenstern eher zum Fenster hereinlugt, als der Hausvater durch dasselbe hinausstarrt und die Hausleute vom Schlafe aufpoltert. Die Uhr hat eben auch ihren Feierabend gehabt, hat gestern Abends, wie der Nachbarsbursche am Brunnen getrunken hat, ein wenig zugehört, wie das Wasser plätschert — hat sich um eine ganze Stunde verspätet. Die junge hübsche Tochter aber hat recht ausgeschlafen und ist zufrieden.

Solch' wiederholte Vorkommnisse von Unverlässigkeit der alten Uhr sind es auch, die den Bauer heute länger vor dem Uhrenkrämer stehen lassen, als er es sonst vor Hausirern zu thun pflegt. Der Krämer bindet seine Frage auf und legt mehrere Gattungen Uhren mit hellen Zifferblättern, kohlschwarzen Ziffern, funkelnden Zeigern und rothen Blumen an der Stirne aus. Alle lächeln so hold, als hätten sie lauter glückselige Stunden in sich. Und das Büblein hat mit dem Kukul schon so weit Bekanntschaft

geschlossen, daß es seinen Finger hinzuhalten wagt, bis der Vogel hervorspringt und darnach piksen will.

Der Bauer hebt zu feilschen an. Der Krämer betheuert, das sei seine einzige Kuckucksuhr und er hätte sie eigentlich schon dem Bürgermeister von Bumshöfen versprochen; wenn er sie aber doch hier weggäbe, so thue er es rein dem Knaben zu lieb, das sei so ein herzig Bübel, und er sei schon so, er sei ein wahrhaftiger Kindernarr. Deswegen verlange er für die Uhr auch nicht einen Pfennig Profit, und er, der Bauer, möge es nur frei sagen, was er geben wolle.

„Ja mein, ja mein“, hebt der Bauer an, „was mag denn so ein Beugl auch werth sein? Ich denk' — eins — zwei — drei — vieri — fünfi — sechsi — siebemi — achti — neuni —“

„Jesses, um acht Gulden geb' ich sie Euch auch!“ schrie der Krämer, „von Euch verlang' ich keinen Profit.“

„Was habt Ihr denn?“ sagt der Bauer gedehnt, „bei dem Geschrei kann Einer nicht einmal ordentlich nachzählen, wenn die Uhr schlägt. Ich denk' — hab' ich sagen wollen — ein Gulden dreißig Kreuzer ist häufig genug für den Scherben, häufig genug, gelt, Alte?“

Da verliert der Hausfurer kein Wort mehr; mit so einem Menschen hat er nichts weiter zu reden. Er beginnt seine Trage zu binden.

Der kleine Junge merkt Unheil, sein Mund beginnt sich zu dehnen, die Unterlippe legt sich heraus, die Mundwinkel biegen sich tief abwärts auf beiden Seiten und der Seelenschmerz löst sich auf in ein schrilles Geheul.

Das ist der maßgebende Moment. Die Bäuerin tritt vor und ersticht die Kuckucksuhr um drei Gulden.

Und die alte Rußige muß fort von ihrem Platz, den ihr des Bauers Großvater in Ehren angewiesen, muß hinaus in die finstere Kumpelkammer. Dort nagen die Mäuse an ihren bepichtten Schnüren; der Zeiger steht still und weist immerfort auf X, und das ist das Grabkreuz.

In der Stube aber tickt die neue Uhr, und der Kukur schreit Sommer und Winter, jahraus, jahrein, und lockt zuletzt dem Jungen — dem jungen Bauer ein Weibchen ins Haus.

Das Weibchen paßt wohl recht zur freundlichen Uhr mit dem heiteren Vöglein und ist wie die gute Stunde.

Der Kalender.

Auf dem Fensterbrett, oder auf dem Altarleischchen liegt der Kalender. Dieses seltsame, steierische Büchlein ist eines näheren Studiums werth; es ist in der ganzen Kalenderliteratur das merkwürdigste Ding.

„Neuer Bauernkalender auf das Jahr — — Mit k. k. Privilegium, bei Strafe 10 Mark löthigen Goldes keinen in Steiermark einzuführen. — Zu haben bei Leykam in Graz.“ So stehts auf dem Titelblatte.

Dieser Kalender ist einen Bogen stark, hat 1180 Illustrationen, wovon 216 reich colorirt sind, und kostet broschirt und versendet sammt Stempel à 6 kr. Alles in Allem 10 — seit Neuestem 12 — Kreuzer Oesterreicher Währung. Dieser Kalender ist alljährlich in 260.000 Exemplaren verbreitet und für Leute eingerichtet, die — nicht lesen können. In jedem Bauernhof und in jeder Hütte der Steiermark ist er zu finden und der Holzhauer trägt ihn

in seinem Tagwerkbüchel und der Bettelmann in seinem Schnapsack und gar manche Stallmagd trägt ihn sorglich verwahrt an ihrem Busen, wie ein Amulet und thut zuweilen einen andächtigen Blick in die bunte Hieroglyphenschrift.

Das Wort Neuer Bauernkalender ist just nicht ganz buchstäblich zu nehmen, der älteste Jahrgang, den ich davon sah, datirte aus dem Jahre 1808, indeß geht seine Spur zurück bis in die Achtzigerjahre des vorigen Jahrhunderts. Das Aeußere und das Innere dieses wahrhaftigen Volkskalenders aber ist sich gleichgeblieben seit seinem Entstehen bis auf den heutigen Tag; er erschien einst mit den gleichen und denselben 1180 Figuren und mit seinen Farben, mit seinen schwarzen und rothen Hütchen (Werk- und Feiertagen), mit seinen Sonn- und Mondesfinsternissen und Himmelszeichen und Monathbildern und Lostagen und Wetterregeln, wie heute. Er entbehrt aller Reclame und wird in ungeheuren Massen abgesetzt. Der Bauer muß ihn einmal haben, das ist sein Hausbuch, sein Evangelium. Dieser Kalender ist ihm der Begriff der Zeit; zwanzig solche Kalender, da ist noch das erste Viertel und er kann heiraten, sechzig solche Kalender — dann ist Matthäi am Letzten. Es wollen sich viele andere Jahrbücher einschmuggeln, aber der Bauer mag sonst keines; in keinem sonst sind so viele Fasttagkreuze angehängt, die ihm Sterz und Krapfen verheißen, in keinem sonst sind die Bauernfeiertage so roth gemalt, als in seinem „neuen“ Bauernkalender.

Er kann ihn im Spätherbste schier völlig nicht erwarten, und wenn er ihn endlich heimbringt vom Krämer, so fällt gleich Alles darüber her. Die Bäuerin zählt die

Fasttage, die Knechte machen sich über die feuerrothen Feiertage her und die Mägde wollen vor Allem wissen — wie lang der Fasching ist. — „Wo ist denn Derselb, mit der großen Nasen und den langen Hörnern?“ heißt es, denn diese Figur bezeichnet die Fastnacht, und es ist ein Jubel, wenn sie gegen Ende des Hornung, oder gar erst im März steht — da gibt es viele Tänze und Hochzeiten und da kommt zuweilen doch Eine oder die Andere dran.

Ein gar verdächtiges Zeichen ist es, wenn sich eine Magd zu eigens den Kalender kauft und oft verstohlen in demselben blättert. Nicht der Heiligen Gottes wegen thut sie es, die sich durch all' die zwölf Monate hin in buntester Reihe postirt haben, auch nicht der Fasttage und Feiertage und des Faschings wegen, es sind ihr ferners die Sonn- und Mondesfinsternisse und die Bitterungen gleichgiltig, sie will was Anderes wissen, sie zählt Wochen ab bis zu der zwanzigsten, dreißigsten, vierzigsten und dort macht sie mit der Stecknadel ein Loch — und das ist das Zeichen.

Nun ein wenig zu der Einrichtung des Kalenders. Die Zeichenbedeutungen sind vorne zum Theile wohl erklärt, aber auf die 216 „Heiligen“ ist nicht genügend Rücksicht genommen. Zu den „Heiligen“ werden nämlich auch die Zeichen der Finsternisse und Tageslängen gerechnet, da sie in dem Kalender mit jenen in gleicher Reihe stehen und roth oder gelb bemalt sind. Vorne auf dem Titelblatte sind Sonne, Mond und Sterne mit kohlschwarzen Strahlen. Unter diesen stehen drei Landleute in der Tracht des achtzehnten Jahrhunderts, welche für „Sterngucker“ gehalten werden. Die Sterngucker, das sind die Kalendermacher,

sind aber übernatürliche Wesen, denn ein Mensch kann sich nicht gleich hinsetzen und einen Kalender machen, er weiß ja nicht die Feiertage und die Witterung und wie lang der Fasching und ob in demselben Jahr nicht etwa der jüngste Tag ist!

„Solche Dinge wissen die Menschen wohl zu berechnen“, sagte ich einmal zu einem alten Bauer, „sonst könnten sie ja auch die Sonn- und Mondesfinsternisse nicht voraussagen.“

„Sonn- und Mondesfinsterniß voraussagen“, meinte der Bauer, „das'selb' wird wohl kein Zauberstückl sein, schaut Eins halt in den Kalender, drin stehts.“

Die Tageslängen werden in diesem Kalender durch eine Sanduhr angezeigt, auf welcher eine römische Ziffer die Sonnenstunden des betreffenden Tages bedeutet. Diese Figur wird die Uhr genannt. Quatember wird durch einen Stockfisch verfinnlicht, welcher zwischen den „Heiligen“ aufrecht steht und auch die Farbe und Größe derselben hat, so daß zuweilen unliebsame Verwechslungen vorkommen. Mittfasten ist eine große, gezackte Rose. Die Hundstage werden dargestellt durch zwei riesige blutrothe Hunde, ebenfalls zwischen den Heiligen. Kirchweih ist ein mächtiges Kreuz — das Sterbe- und Grabkreuz für manch jungen Burschen, der auf dem lauten, tollen Kirchweihfeste erschlagen wird. Zu Allerseelen steht das Bild des leibhaftigen Fegfeuers. Als erster Adventsonntag prangt ein ziegelrothes Kind im Mutterleibe mit zwei durchkreuzten Hörnern; als Christtag ein Kindlein, auf einem Polster liegend. Dieser Polster wird von chnischen Bauernknechten für den Christkrapsen gehalten. Den Freitag der Schmerzen Mariens bedeutet ein von sieben Schwertern durchbohrtes Herz; den

Charfreitag ein schwarzes, hohes Kreuz; den Ostersonntag eine rothe Fahne; Kreuz-Erfindung das aufgerichtete Kreuz Christi mit den Marterwerkzeugen; Christi Himmelfahrt zwei Fußstapfen auf blutrothem Grasboden; Pfingstsonntag eine rothe fliegende Taube; Frohnleichnam eine gelbe Monstranze mit einer blutenden Hostie.

Nun zu den Heiligen selbst, welche die Hauptsache sind. Die heiligen Bischöfe werden durch ungeheure Bischofsmützen versinnlicht, die Päpste durch dreifache Kreuze und Kronen. Drei verschiedenfarbige Kronen übereinander bedeuten die heiligen drei Könige; ein rother Mann mit zwei Glöcklein am Stabe bedeutet den heiligen Einsiedler Antonius; ein anderer rother Mann auf dem Pferde, dem in Gestalt eines orangegelben Fächers das Himmelslicht entgegenstrahlt, den heiligen Paulus, der sich eben bekehrt; ein anderer zinnoberrother Mann mit einem riesigen Schlüssel den heiligen Petrus. Ein zusammengedrängtes Häufchen weiterer rother Leute stellt die vierzig Märtyrer vor, eine Garnspule, an welcher zwei Ratten klettern, die heilige Gertrud; ein fliegender Löwe mit einem Buche den heiligen Marcus; ein Knäuel Gedärme um einen Bischofsstab gewunden den heiligen Erasmus; ein Lamm mit einer rothen Fahne den heiligen Täufer Johannes (das „Sonnwendlamperl“); ein nackter Mann unter einer Treppe kauern den heiligen Alexius; ein feuerrothes Weib vor Kreuz und Todtenkopf knieend die heilige Magdalena; zwei übereinandergelegte Hände unter einem Kreuze das Fest Portiuncula; ein hochrother Prediger auf der Kanzel den heiligen Dominicus; ein nacktes Mädchen in den Flammen die heilige Afra; ein Menschenkopf auf dem Teller den heiligen Johannes (Enthauptung); und zwei

Jungfrauen, die ihre eigenen Köpfe auf dem Schoße tragen, stellen die heilige Felicitä und Regina vor. Ferner bedeutet ein Crucifix zwischen zwei Hirschgeweihen den heiligen Eustachius; ein rother Topf mit Bischofsstab den heiligen Rupertus; ein gelber Löwenkopf den heiligen Hieronymus, ein Mann unter dem Galgengerüste den heiligen Coloman; ein Wolf, der einen Holzkloß trägt, den heiligen Gallus. Von diesem Wolfe wird gesagt, daß er das Winterholz einträgt, weil Gallus in den October fällt. Eine rothe Menschenhaut, welche auch für eine — gerupfte Sans ausgegeben wird, versinnlicht den heiligen Martinus; ein gebrochenes Rad die heilige Katharina; ein Kelch mit der Hostie die heilige Barbara; drei Aepfel auf einem Tisch den heiligen Nikolaus; drei verschiedenfarbige Steine den heiligen Stephanus; ein Kelch mit der Schlange am Rande den heiligen Evangelisten Johannes u. s. w. u. s. w. — Diesen vorwiegend rothen Costümen nach zu schließen, gehört die Mehrzahl der Heiligen Gottes zur social-communistischen Partei.

Von all diesen Figuren weisen dünne Striche auf die schwarzen oder rothen Hütchen, die unterhalb in einer Reihe stehen, die Tage vorstellen und mit den Himmels- und Witterungszeichen und den Datumziffern versehen sind. Von den Witterungszeichen bedeutet ein Kreis mit einem Punkte in der Mitte: Sonnenschein; ein Kreis in vier Theile getheilt: hell, temperirt; ein Pfeil: Blitz und Donner; ein Handschuh: kalt; ein Ramm: Regen; ein Ramm mit Rundbogen: Nebel; ein Stern: anhaltend u. s. w.

Sonn- und Mondesfinsternisse werden durch gelbe Kugeln mit rother Halb- oder Ganzdeckung dargestellt; sie befinden sich ebenfalls in der Reihe der Heiligen.

Die zwölf Himmelszeichen dürfen weder als Monats-schild, wo sie sehr reich verziert und colorirt sind, noch bei den einzelnen Tagen fehlen, denn bei Landbau und Viehzucht ist sehr darauf Rücksicht zu nehmen; und gar, wenn ein Mensch geboren wird, was sich denn doch wohl auch zuträgt, ist es unbedingt nothwendig, zu wissen, ob es im Löwen, oder im Krebs, oder im Steinbock, oder im Stier oder gar in den Zwillingen geschieht, weil das auf den Charakter des Neugeborenen von großem Einfluß ist. (Unsere Landleute lassen es nicht gelten, daß sie alle miteinander im Krebsen geboren; sie meinen in Zwillingen, weil sie sich gerne paaren, und im Fisch, weil sie gerne trinken. Auch gibt es ehrsame Basen, die in dem Zeichen der Jungfrau das Licht der Welt erblickt.)

Diese Figuren und Zeichen nun muß der Bauer, der nicht lesen kann, auswendig wissen. Er weiß sie auch; da kennt kein Mönch sein Brevier so gut, als der Bauer seinen Kalender. Zudem knüpft sich für ihn an jede Figur eine Erinnerung, ein Wahlspruch, eine Regel, eine Sitte.

Und dieser Kalender ist ihm sein Tagebuch. Hier an den Tagshütchen merkt er sichs an, wann ein Sturmwind, ein Hagel war (was nicht allzeit ganz genau mit den Witterungszeichen übereinstimmt), und er merkt sichs an, wann sich seine Kuh begattet und wann sie gekalbt hatte. Und hier im Kalender bezeichnet er die Geburt seiner Kinder und wann sie zur ersten Communion und zur Firmung gingen, und wann sie heirateten oder zu den Soldaten mußten. Und in diesen Kalender trägt er jegliches Ereigniß, Glück und Unglück ein, so über sein Haus gekommen, und die Krankheiten und Todestage seiner Angehörigen.

Und ist das Jahr um, so wird ein neuer Kalender gekauft und der alte zu all den älteren geheftet. Und so bildet sich ein Familienbuch, eine Chronik des Hauses in Hieroglyphen, allen Nachkommen verständlich und heilig.

So lebt und webt dieses kleine, bunte Büchlein, ungekannt und ungeahnt von der großen Welt, im Verborgenen, in den Geheimnissen des friedlichen Hofes, in dem Allerheiligsten der stillen Hütte und in dem Gemüthe.

Evangelium und Religion, Sitte und Talisman, und Tagebuch und Hauschronik und Kalender dazu, das Alles ist dem steierischen Landmanne dieses kleine, bunte Büchlein. Beim Alten bleibt er, so lange es sein „neuer“ Kalender bleibt; wenn es aber in diesem einmal steht, er soll sein Pferd in den Wagen setzen und sich selbst an die Deichsel spannen, so setzt er sein Pferd in den Wagen und spannt sich selbst an die Deichsel. Und wenn zu jedem Neujahr hundert und hundert Kalender erscheinen, wenn dereinst aber dieser einmal ausbleibt, dann rührt der Bauer keine Art und keinen Pflug mehr an, dann legt er sich auf die Pritschen, denn dann ist's aus mit aller Zeit und der Jüngste Tag ist nahe.

Geistige Schätze.

Der Kalender ist durchaus nicht das einzige Buch im Hause. Es gibt auch ABCkundige und belesene Bauern. Und solchen gegenüber kommt die Literatur zu einer eigenartigen Bedeutung; der Landmann pflegt sie aber nicht ihrer selbst wegen, wie das in geschulten, ja selbst in gelehrten Kreisen so oft der Fall ist — sondern feinetwegen.

Er liest nicht, weil das Buch da ist, sondern er verschafft sich das Buch, weil er das Bedürfniß fühlt, sich über die Grenze seiner Welt herein Belehrung, Erbauung oder Erweiterung zu holen. Nicht aber Unterhaltung. Das Wort Unterhaltung ist dem Landmann ein verdächtiger Begriff; — „Unterhaltung, das ist nur so für Leut', die nichts zu thun haben. Ich brauch keinen Zeitvertreib mir ruht die Zeit auch so früh genug davon.“

In seiner Landwirthschaft läßt er sich durch Bücher nicht unterrichten, wie er überhaupt zu Fachschriften wenig Vertrauen hat.

Von belletristischen Werken sagt er gerne, daß sie „ein rechter Fabelhans“ geschrieben haben müsse, und selbst der „geistlichen“ Literatur setzt er mit den Worten: „Ah mein, 's Papier ist geduldig, da kann man draufdrucken, was man will“, sein gelindes Mißtrauen entgegen.

Und dennoch liest er — heißt das, wenn er das Lesen thatsächlich gelernt hat.

Von Schule ist allerdings nicht viel die Rede; sie macht, wird sie nicht gründlich aufgefaßt, den Bauersmann gar oft schlechter, als er in seiner Einfalt ist. Die Schule erzieht auf dem Lande häufig Winkeladvokaten, Heger, selbst Taugenichtse. Die erste Anwendung des Verstandes bei gemeinen Leuten besteht in Umgehung der Geseße.

Die Lectüre des Bauers aber, der thatsächlich gute Früchte aus der Schule gezogen hat, besteht in der Bibel, der Landesgeschichte, in Reisebeschreibungen, in Fabeln und Märchen phantastischen Inhaltes.

Ei, wie lange besinnt sich der Bauer, wenn er am Kirchtag vor dem „Büchelkrämerstand“ steht, wie unent-

schlossen und unbeholfen blättert er in dem Büchelchen, das er kaufen möchte, oder er fragt gar Pfarrer und Schulmeister um Rath. Zuweilen aber wendet er sich bloß vertrauensvoll an den Krämer: „Hat Er nicht so ein Geschichtenbüchel, oder so, wo g'späßige Sachen drin stehen, so vom Wünschhütel, vom Rauberhauptmann oder von einer schönen Prinzessin? — und wenn's nit gar zu theuer wär'?" —

Mustern wir denn die Literatur in einem Bauernhause. In dem maßgebendsten Bereiche des Hausvaters, das ist in der großen Stube, liegen auf den Wandstellen, oder auf Kästen und Fensterbrettern durchräucherte Bücher mit wurmfstichigen Deckeln, Lederklappen und rothem Schnitt. — Was erzählen die närrisch verschörkelten Buchstaben auf dem Titel?

„Großes Leben, Leiden und Sterben unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und seiner hochgebenedeiten Mutter Mariä, mit einem Anhang über die vier letzten Dinge — wohl approbirt durch Ihre Erzbischöfliche Gnaden u. s. w. von P. P. Kochem.“

Ferner die „Lebensgeschichte der Heiligen Gottes eingerichtet für alle Tage und Festtage des ganzen Jahres, von M. Vogel“.

„Geistlicher Hausschatz des alten und neuen Testaments 2c.“

„Bieharzneibuch zum Gebrauche für 2c. 2c.“

„Hundertjähriger Kalender.“

„Der reumüthige Christ, fünfzehn Betrachtungen von der Todsfünd und von dem erschrocklichen Tod des Sünders und der ewigen Höllepein.“ — „Betrachte, o Christliche Seel“, beginnt jedes Kapitel in diesem Buche, und

die letzten Worte sind: „Ende dieses Büchleins, der Ewigkeit kein Ende.“

Das blaue und gelbe „Steuerbüchel“ mit „Datum der Schuldigkeit“, und „Datum der Abstattung“. Sind auch noch die alten Robotverpflichtungen darin enthalten.

„Der Weg zum Himmel, in kräftigen Gebettern und zierlichen Bildnissen dargestellt und gedruckt in diesem Jahre.“

„Der große Katechismus mit Beispielen und ergötzlichen Historien für das liebe Landvolk.“

„Der daumenlange Hansel mit dem ellenlangen Barte.“

— Und so weiter.

Die Bücher der Bäuerin:

„Das Zweiundfünfzig-Messenbüchel, enthaltend 52 heilige Messen für alle Sonntage des Jahres.“

„Guldener Himmelschlüssel, auch damit das Fegfeuer aufzusperrn und die armen Seelen zu erlösen.“

„Heilig-Dreikönig-Gebetter, oder morgenländischer Schuzmantel zu Wasser und zu Land, in Feuer und Brand zc.“ — „Die sieben Schloß, womit sich ein frommer Einsiedler in das Herz Jesu verschlossen hat.“ Der „Tobiassegen, gegen böse Hexerei und allerhand Ansechtungen zu gebrauchen“. — Alles in diesem Jahre zu Znaim gedruckt.

Ferner hat die Bäuerin etwa einen ganz besonderen Schatz, der in doppeltes Schweinsleder gebunden nur für die hohen Festtage bestimmt ist. Der Titel desselben lautet: „Himlisch vnd Erquickende Morgen-Röt/ Das ist: Geistreicher Schatz der wolriechenden Morgen-/ Abendt- vnd Meß-Gebetter/ Bueß-Psalmen zc. Allen in GOTT lebenden Seelen zu Nutz vnd mehreren Eyfer zusamen getragen

und mit schönen Bildern geziert. Der Allerheiligsten/ Großmächtigsten und Unübertwindlichsten Fürstin und Frauen/ Frauen/ Jungfrauen Mariae/ gekrönten Kayserin des himmlischen Reiches/ Großherrscherin der neun englischen Heerscharren/ Geböhrenen Königin zu Israel/ Großfürstin des gelobten heiligen Landes/ Fürstin aus Judaea/ triumphirende Zerknirscherin der alten Schlangen/ gewaltigen Widerbringerin der Heyden/ siegreichen Berweiserin der Ketzer/ allmächtigster Frau der ganzen Welt/ Jungfräulichen Gespons und Mutter des Allerhöchsten/ 2c. — seiner nach GOTT allergnädigsten Kayserin und Frauen/ Frauen/ Allerheiligsten und Jungfräulichen der GOTTES Gebährerin Majestet demütigster Knecht J. J. K. T.“

Nach solchem Eingange kann man sich den erhabenen Inhalt des Buches denken.

In dem Buche als Merkzeichen und zum Küssen und Abbeten liegen bunte Heiligenbilder, Missionsgebete, etwa ein Traumbrief und der Bericht von dem „allheilsamen, wunderthätigen Rosenbuschbalsam“.

Unter den Büchern des Schulknaben befindet sich ein „Christliches Baumgärtlein, Mef-, Morgen- und Abendgebete mit Litaneien“, und „Die schöne Magolona mit dem Grafenpeter“.

Die Schulbücher des Jungen tragen auf dem ersten Blatte gewöhnlich folgenden Vers: „Liebes Büchlein, laß dir sagen, wenn dich Jemand weg will tragen, sag: ei, laß mich liegen in Ruh, ich gehöre dem N. N. zu.“

Indeß kommt sehr selten Jemand vor, der die Schulbücher „weg will tragen“.

Die Magd ferner hat ein „Jubilä-Ublaf-Büchel“, und ein sehr schönes „Zeit und Ewigkeit, oder göttlicher

Herzenstrost“, ein Mariazellergeschenk von ihrem Herzb Liebsten.

Da ist es der Guten aber schon mehrmals passirt, daß sie in der Kirche das Buch verkehrt gehalten, denn die Buchstaben — aber sie denkt in der Kirche ja an die nährischen Buchstaben nicht — wenn Eins ins Gebetbuch schaut, so muß man ans Beten denken und sonst schon einmal an gar nichts.

Und bei den Buchstaben — dasselb muß sie sagen bei den Buchstaben, hat sie gar keinen einzigen Bekannten, der ihr thät weisen, wie das Buch zu halten.

Ihre Gesponsin, die andere Magd ist „gelehrt“, die kann ein Betbüchel wohl brauchen. Dieselbige besitzt auch die „rührende Historia von der Pfalzgräfin Genovesa“. Sie liest bereits im dritten Jahre daran an jedem Sonntag Nachmittag, wenn sie nicht just nothwendig für sich oder wen Andern zu flicken hat. Der Schmerzenreich ist ihr Ideal und jede Nacht träumt sie von der Hirschkub. Den Solo hat sie schon tausendmal in die unterste Hölle verwünscht und sein Bild im Buche ist vielfach mit Nadelstichen verlegt. Wo der Bösewicht mit vier Pferden zerrissen wird, so weit ist sie noch nicht, denn sie besitzt das Buch erst seit wenig Jahren. Sie weiß auch nicht mehr recht, wie der Anfang war und was der Graf Siegfried gesagt, als er fort in den Krieg zog. Aber sie kennt Einen — den Schulmeisterbuben, der studirt — derselb ist so geschickt, daß er die ganze Genovesageschichte auswendig erzählen kann.

Auch haben viele Mägde, wie oben dargethan worden, ihren „Neuen Bauernkalender“, weil doch jeder Mensch seine Zeit kennen soll.

Betagte Knechte besitzen in ihren Kleidertruhen oft einen wahren, aus den verschiedensten Zweigen der Literatur gesammelten Bücherschatz. Da sind die „Bier Heimonskinder“, „Das Glücksrad“, oder die Kunst, reich zu werden, „Zill Eulenspiegel“, „Neueste Feuerlösch-Ordnung der Stadt Wien 1828“, „Das Leben der heiligen Monika“, „Räthselbuch mit fünfhundert unterhaltlichen Fragen und Antworten“, „Die heilige Kreuzwegandacht“, „Tête à Tête, oder Louis Philipp und Metternich“, „Aegyptisches Traumbuch“, eine „schauderhafte, achtfache Mordgeschichte, welche sich, u. s. w.“ „Das lustige Lieberbuch“, „Josef II. Leben und Thaten“ zc. zc.

Alle diese Werke sind nicht etwa zufällig da; aus innerem Antriebe sind sie gekauft worden und aus innerem Antriebe wird zur Feierabendzeit darin gelesen oder buchstabirt.

Im Lesen selbst haben die Leute wieder ihre Eigenheiten. Der Eine kann nicht lesen, ohne dabei die Lippen zu bewegen; der Andere nicht, ohne mit dem Finger die Zeilen zu schieben; wieder ein Anderer „g'schafft gar nichts“ so nicht und so nicht; der ist wohl einen Winter in die Schul' gegangen — aber hat halt gar Alles wieder vergeffen.“

Indeß ist es so eingerichtet, daß auch Solche, die „selber kein Büchel brauchen können“, der geistigen Schätze theilhaftig werden. Freilich zuvörderst nur der christlichen, die der Hausvater an den Sonntagen laut vorliest, die aber den Predigten und Christenlehren des Pfarrers so auf ein Haar ähnlich sehen, daß Einem dabei die Augen zugehen.

Da ist es schon possirlicher, wenn der Knecht sein literarisches Wissen verwerthet und Geschichten erzählt vom Zauberfloß und vom versteinerten Wald, und von dem Meerfräulein, das kein Kittelchen braucht, weil es „unterhalb ist, wie ein Fisch“. Und wenn er Räthseln aufgibt: „Boran als wie Holzschlegl, bei der Mitt' als wie Sagblock, hint' als wie Harreisten — was ist das?“

Anregend ist die Sache und das Denkvermögen mag seine schwachen Beine einmal ein wenig üben.

Die Bücher im Bauernhause, wie sinnlos zusammengewürfelt, harmlos oder geheimnißvoll sie sein mögen, sind ein unerschöpflicher Fond für die unbeholfenen Geister, die bei all der dringenden Händarbeit jahraus, jahrein müßig dastehen und zuletzt verkümmern müßten ganz und gar, wenn sie nicht zuweilen so etwas zu nagen hätten.

Auf den Charakter und die Lebensweise der Landleute hat ihre Literatur wenig Einfluß, nur daß zu Zeiten ein Bauer, der sich zu sehr in seine geistlichen Höllenschwefeleien vertieft, verrückt wird; der vorwitzige Knecht Eulenspiegelstückchen treibt, oder sich selbst neue Märchen und Räthseln ausdenkt, oder das „Glücksrad“ versucht, oder gar ein Traumausleger wird. Und mancher junge Bursche bildet sich ein, er sei der Grafenpeter und späht in allen Nachbarschaften nach einer schönen Magelona.

Vor nicht allzulanger Zeit ist ein Patent herausgekommen, das unter den bäuerlichen Literaturfreunden nicht geringes Aufsehen erregte. Es kamen durch den Gemeindevorstand blaue Büchelchen ins Haus, die dem Hausherrn und den Dienstleuten eine Unzahl neuer Gebote vorschrieben, wie sie bisher in keinem Evangelium und Katechismus zu finden gewesen waren. Ältere, sehr verläß-

liche Leute meinten, die Büchelschen seien nichts Geringeres, als der Katechismus des Antichrist. Aber jeder Dienstbote mußte eines haben, mußte sich darin auswendig und inwendig beschreiben lassen, wie der Held in einer Geschichte, oder es kam ein „Schandarm“, führte ihn davon und hin auf den Fleck, wo er das Licht der Welt erblickt — und wenn die Stätte auch nur mehr ein Steinhausen war.

Ja, die „Dienstbotenordnung“, das war nun eine Weile schier das wichtigste Buch im Bauernhause, bis in unseren Tagen die Kleriker und die Volksbildungsvereine kommen, und das Landvolf mit einer Sündfluth von Papier überschütten und befehren wollen.

Das Stiftbüchel.

Bevor wir unsere Bücherschau beschließen, wollen wir noch ein literarisches Erzeugniß näher ins Auge fassen. Dasselbe war vor wenigen Jahren (heute wird es zumeist durch lose Briefbögen ersetzt) noch das verbreitetste Buch im Lande, trotzdem es sich keiner besonderen Beliebtheit erfreute. Der Inhalt war kostbar, denn doch etwas gar zu kostbar. Es gibt Bücher, die schon Manchem arg geschadet haben — aber so viele Existenzen hat noch keines zu Grunde gerichtet, als das Stiftbüchel — das Steuerbüchel.

In Großgehöften freilich vermag das blaue oder gelbe Stiftbüchel so viel Unheil nicht anzustiften. Jedoch kleinere Wirthschaften, die durch dieses Heftchen aufgelistet worden, werden nur zur oft durch dasselbe auch abgestiftet.

Wie das kommt?

Will versuchen, es durch nachstehendes Bildchen aus dem Walde begreiflich zu machen.

Auf den rauhen, knorrigen Tannen- und Fichtenbäumen wächst auch Brot.

Und wenn das Feld nach all der Arbeit und Plage des Landmannes die Frucht versagt, und wenn die sorgsame Pflege der kleinen Heerde im Stall und auf der Weide segenlos bleibt; — so starrt der Landmann wohl düster vor sich hin und kraht seinen struppigen Bart, aber dann nimmt er die Axt auf die Schulter und geht in den Wald hinaus.

Da grünt und blüht und duftet es, da schallt Vogel-
sang und alle Aeste winken und grüßen und flechten Kränze
in aller Lebensfreudigkeit.

Das Brot aber, um das der darben-
de Landmann gekommen, das wächst erst aus den Kohlen, aus der Asche
dieses schönen, herrlichen Waldes empor. —

Vom frühen Morgen bis in die späte Abendstunde
hallt die Axt im Walde. Die Bäume geben dem Holz-
hauer Schutz und Schatten, noch während dieser das scharfe
Beil an ihren Fuß und Lebensnerv setzt; sie haben wohl
schon eine leise Ahnung, was unten an ihnen vorgeht,
aber sie schütteln das Haupt — sie können es nicht glauben
vom Menschen, dem sie so manch' Freundliches und Liebes
gethan, daß er die Wohlthaten so schnöde vergelten sollte.
Aber schon fährt ihnen der blitzende Stahl in das Herz
und sie brechen zusammen.

Geschäftig eilen die Leute nun hin und her, hauen
die Aeste und schneiden die Rinden von den Stämmen,
und Andere sägen und hacken wieder an anderen Bäumen,

und bald liegen vom schönen Wald nur die bleichen, zerbrochenen Glieder da.

Doch, an derlei empfindsame Geschichten denkt der Bauer wohl nicht, wenn er im Geseläge arbeitet; an die fertigen Holzkohlen denkt er und wie viel Geld er wohl dafür einnehmen werde. Das Mehl und Schmalz für das Mißjahr, die Winterkleider für seine Familie, das Schulgeld und die Steuer — das Alles steckt noch da drinnen in den rauhen Baumstrünken. . . . Der Mann sägt und hackt und spaltet, bis ihm Hände und Füße zu zittern anfangen vor Mattigkeit. —

Aber endlich nach Wochen steigt über dem schwarzen Meiler der weiße Rauch auf, der Köhler schürft aus der Löfche die grauen, mattglänzenden Kohlen hervor, gießt Wasser darauf und wacht Tag und Nacht dabei, daß nicht etwa ein Funken lebendig werde unter dem Haufen. Noch tagelang knistern die Kohlenstücke, aber es ist kein Feuer mehr darin und endlich spannt der Bauer seine Ochsen ein und führt die hochgeschichteten Kohlenwägen stundenweit hinaus gegen das Thal bis zum Eisenhammer.

Und im Eisenhammer sprüht die blaue Flamme — Pflug oder Schwert, die Kohlen glühen für Beides, sind sie doch am Ziele, und die Hauptsache ist nun, daß der Bauer hingehet zum Werksherrn, sein Merkbrett, den „Kosch“, zeigt und sagt: „Euer Gnaden, so viel Wägen voll hab' ich gebracht.“

Der Werksherr sieht ihn kaum an, nur auf das Merkbrett wirft er einen Blick, dann nimmt er ein Paket Banknoten aus einer Lade und zählt dem Holzbauern davon vor. Es sind dreißig Gulden! Das Bäuerlein schielt

verstoßen und ein wenig lächelnd auf die Banknoten, so viel Geld hat es schon lange nicht mehr gesehen.

„Habt gut gemessen, Alter“, sagt der Werkscherr und wirft dem Bauer noch einen Gulden hin. „Vergelt's Gott zu tausendmal!“ ruft dieser aus und will dem reichen Mann die Hand küssen; aber der Werkscherr brummt: „Schon gut!“ und winkt gegen die Thür.

Das ist denn heute nach so vieler Mühe und Plage ein Freudentag für den guten Landmann. Ein Gläschen Wein darf er sich wohl vergönnen. Er eilt ins Wirthshaus und setzt sich an den hintersten Tisch, damit er mit seiner Freude allein ist. Er zählt das Geld; das sind drei neue, große Banknoten und noch ein kleiner vom guten Herrn extra. Das reicht aus über den ganzen Winter, der vor der Thür ist, und der Mann braucht jetzt wochenlang nicht mehr zu sorgen und zu darben. Aber der Wein will ihm gar nicht munden, weil er so allein dabei sitzt, 's ist besser, er nimmt ihn mit heim zu Weib und Kindern. „Herr Vater!“ ruft er dem Wirth zu, „füllt mir eine Maß Wein ein und leih mir die Flasche dazu, zum nächsten Samstag bring' ich's schon zurück.“ Auch einige Semmeln steckt er noch in die Tasche, dann zahlt er und wandelt seinem Berge zu.

Daheim veranstalten sie nun ein kleines Fest. Das Weib kocht einen Erdäpfelsterz, die Kinder decken den Tisch auf und streiten sich schon um den Platz bei Vater und Mutter, und der Mann legt die Semmeln hin und stellt die Flasche Wein dazu; so haben es die Kinder noch nicht gesehen auf ihrem Tische! Endlich steht die frische Milchsuppe und der dampfende Sterz da; die Kleinen knien auf der Bank, weil sie sitzend nicht in die Schüssel

langen könnten, schielen aber während des Essens immer und immer auf die schwitzende Flasche, bis die Mutter endlich einen kleinen Hafen bringt und Wein in denselben schänkt.

„Segn euch's Gott, Kinder! Segn dir's Gott, Weib!“ ruft der Mann lächelnd, „Morgen geh' ich ins Dorf um Lebensmittel und die Kleinen kriegen jedes einen Lobenrock.“

„Und ich brauch' eine Fibel, Vater“, sagt das kleine Mädchen, und Alle drängen sich nun schmeichelnd um den Alten und Jedes braucht sehr nothwendig etwas Besonderes für sich.

„Nur ruhig“, meint der Vater, „Lerno hab' ich auch just keinen gemacht, aber was nothwendig ist, werd' ich euch schon kaufen.“

Jetzt klopft es an der Thür. Alle schweigen und horchen — es hat in ihrem Leben noch Niemand an diese Thür geklopft; Alle haben sich ohne die Höflichkeitsform kurzweg geöffnet, wie es Sitte ist auf dem Lande. — Wenn's ein Bettler ist, denkt sich das Weib, so muß ich ihm einen Löffel Sterz aufwarten, ein andersmal, wenn ich keinen hab', kann ich's auch nicht thun.

Nun öffnet sich die Thür — der Amtsdienner vom Bezirksgericht tritt in die Stube. Einen kalten „guten Tag“, sagt er, dann hält er dem Bauer einen Bettel und das blaue Büchel hin: „Es ist zum Steuerzahlen.“

„Ist schon recht“, sagt der Bauer, „werd' wohl zahlen, wie viel machts denn?“

„Ist man blind? stehts doch da! neunundzwanzig Gulden achtundneunzig Kreuzer machts!“

„Neun — neunundzwanzig, meint ihr?“ versteht der Bauer und erhebt sich langsam, „da laß ich den gestrengen Herrn wohl um Nachsicht bitten, so viel kann ich nicht zahlen. 's wird auch ein Irrthum sein; die Grundsteuer beträgt bei mir nur zwölf Gulden.“

„Wenn man's nicht versteht, so thut man am Besten zu schweigen; heißt's da nicht: Außerordentliche Zuschläg'!“

„Aber grad heuer, wo mir der Schauer das Korn in die Erde geschlagen hat und meine beste Kuh in der Seuche gefallen ist. Ich weiß mir ja nicht zu helfen!“

„Helf euch Gott! Ich bin um das Geld da; aber wegnehmen werd' ich's euch nicht, — man hat schon andere Mittel, die Auspfändung.“

„Pfänden?“ ruft der Bauer, „was wollts mir denn pfänden? Etwa die kleinen, halbnackten Würmer da?“

„Respect, Alter, oder ich zeig' euch was Anderes! Man hat noch eine Kuh, ein Haus!“

„So? Mein Dach also wollt ihr mir wegnehmen; vor die Thür wollt ihr uns stoßen, jetzt, zur kalten Winterszeit . . . will das der Kaiser haben? wenn er das will, so . . .“

„Sei doch ruhig, Mann“, beschwichtigt ihn das Weib, „und gib ihm, was du hast, man kanns nicht ändern, es ist ein Elend!“

— Hast recht, armes Weib, es ist ein Elend. Gearbeitet ruhlos, gedarbt in Geduld, gegrämt, gehofft und endlich errungen ein kleines Stück Existenz; — da tritt ein Mann in die Hütte und ruft: „Geld! gib her!“ — und dann hingeben das kleine Stück Existenz. Der Fremde eilt fort mit den blutigen Hellern — und zurück in der

Hütte bleibt die Noth, der Hunger, die Verzweiflung. —
Es ist ein Elend!

Ja, wenn es die blutigen Heller draußen den leichtsinnig verschwendeten Millionen erzählen wollten, daß sie von der Arbeit eines ganzen Sommers in der Hütte für den Winter nur ein paar Kreuzer zurückgelassen haben! — aber sie erzählen es nicht, lautlos fallen sie in den grundlosen Schlund, und die arme Familie? — Der helfe Gott!

Die Trottelkammer.

Eine solche haben wir eigentlich nicht, trotzdem sich Steiermark des Ruhmes erfreut, das Land der Eretins und der — Kröpfe zu heißen. Dieser Ruhm ist ein durchaus unverdienter, wie es Erfahrung und Statistik Jedem beweisen, der sich hierin einer Belehrung unterziehen will.

Da aber schon so oft Nachfrage nach diesen „speciell steierischen“ Landesproducten gehalten wird, so will ich an der Stelle wohl Einiges über die Sache verlautbaren — denn, über etwelche Kröpfe und Trotteln haben wir immerhin zu verfügen. Früher aber einen ganz kurzen Blick über die Grenze.

Drin im schönen Salzburgerland tragen sie ihre pfundschweren Kröpfe in Tüchern zu Bündeln geformt. In den Armenhäusern Tirols kann man Geschöpfe sehen, auf welche die steierische Bezeichnung „Trottel“ gar nicht mehr paßt, weil sie zu armselig sind, um „trotten“ (langsam und träge herumholpern) zu können.

Wir finden die Kröpfe als auch die Cretins durch die ganze Alpenkette mit Ausnahme weniger Gegenden bis nach Savoyen hinein. Allerdings sind uns die steierischen hier am nächsten, doch wenn wir in diesem Lande den „Tappeln“ und „Sacken“ auf den Wegen und in Feld und Wald begegnen, so beweist das nur, daß sie nicht so verkrüppelt und mühselig sind, um stetig auf den Strohsäcken und Bänken des Spitales kauern zu müssen.

Es ist gerade nicht possirlich, von den armen Wesen zu sprechen und dem Aesthetiker zulieb will ich die Leutchen nicht allzu gewissenhaft beschreiben. Es sind verkrüppelte Zwerge mit kurzen, nach einwärts gerichteten Füßen und langen Händen; sie haben dicke Hälfe und große Köpfe mit struppigem Haar, die Stirn ist niedrig, die grauen, oft schielenden Augen gloßen matt und ausdruckslos vor sich hin. Die Nase ist platt und der Mund hat stets etwas zu lachen. Im Allgemeinen ist die Menschheit durch den vollständigen Gebrauch ihrer Sinne veräufelt ernsthaft geworden, nur der Seelenstumpfe und Gedankenlose lebt noch in Arkadien und freundlich lächelt und grinst er zu Allem, was er sieht. Dem Dummen gefällt die Welt noch . . . und der lachende Cretin wäre also gar nicht zu bedauern?

Doch immer lächelt er nicht. Ich will von den Qualen, die ihm seine körperliche Beschaffenheit verursacht, noch die ihm von seiner zumeist rohen und oft boshaften Umgebung zugefügt werden, nicht sprechen. Aber auf die Gewalt der Leidenschaften will ich hinweisen, welche in diesen sonst so ohnmächtigen Menschen stecken kann. Ich kannte einen Cretin, dem ein ganzes Haus unterthan war; er war der Bruder des Hausbesizers und mußte bei dem Gute ver-

sorgt werden. Niemand wagte, ihn irgendwie zu reizen, zu meistern, man fürchtete seinen Bohn, dem er mit der Stallgabel oder mit der Holzart wesentlichen Ausdruck zu geben verstand. Er war verschmigt und erfinderisch in seiner Rache, er war gefürchtet in der ganzen Gegend.

Einen Andern kannte ich, vor dem ging kein Weib sicher. Er verstand sonst kaum, Hand und Fuß zu rühren, den Kopf ließ er hängen wie ein Gelähmter. Er kauerte stets an dem Kobel des Kettenhundes, starrte im Halbschlaf vor sich auf die Erde hin und der Hund beleckte ihm sein fahles Gesicht. Er war zu keiner Arbeit fähig und sonst zu keiner körperlichen Bewegung zu bringen; kam aber eine Frauensperson in die Nähe, da traten ihm die Augen hervor, grunzend sprang er auf, und das Weib hatte gute Mühe, ihm zu entkommen. — Es gibt keine unter den sieben Hauptsünden, deren ein Cretin nicht fähig wäre.

Anders steht es natürlich mit den Tugenden, zu deren Uebung eben schon Seelenbildung und Geistesanlagen nöthig sind. Trotzdem finden wir bei den Cretins schöne Beispiele von Eltern- und Geschwisterliebe, von Freundschaft und Treue, von Friedfertigkeit und Geduld. Vor wenigen Jahren erst war es, daß in einer Kaserne von Graz ein häßlicher, argverkrüppelter Knirps erschien, der sich mit seiner schweren, lallenden Zunge kaum verständlich machen konnte. Endlich brachte man es doch von ihm heraus, er war da, um den Johann Filzmoser von dem Soldatenleben zu befreien und selbst für den Mann einzustehen. Alles lachte laut und der Filzmoser rief dem Trottel zu: „Ja, weßweg willst denn just mich auslösen, Luß, mich hast doch nie leiden mögen.“

„Ich Dich freilich nit, Du Büffel“, war die gröhrende Antwort, „aber die Mirzel kreuzigt sich Deinetwegen zu todt. Und Du mußt heim zu ihr.“

„Was geht denn Dich die Mirzel an?“

Der Eretin wollte nicht antworten; er kauerte sich zusammen und grub mit seiner Faust in den Kieselsteinen des Hofes. Und als man immer wieder frug, was ihn die Mirzel angehe, zog er den Hals ein und stotterte: „Gern hab' ich sie.“

Er suchte den verhafteten Nebenbuhler zu befreien, um der Geliebten den Erwählten zuzuführen und sie glücklich zu machen. Ist in der Geschichte hochherziger Helden ein Beispiel größerer Selbstlosigkeit verzeichnet?

Viel häufiger als die „Trotteln“ sind die „Halbnarren“, die Halberetins. Diese leiden gewöhnlich nur an körperlichen Gebrechen, als Verkrüppelung der Glieder, Schwerhörigkeit, Schwachsinn, doch entbehren sie durchaus nicht des Denkvermögens. Solche Menschen, gleichwohl einigermaßen stumpfsinnig und nicht weltläufig, sind oft mit einem gewissen Kunst-Instincte begabt. Es gibt z. B. Schnitzer und Mechaniker unter ihnen, die ihr Geschäft mit großer Fertigkeit und mit Erfolg betreiben. In einem Seitenthale der Mürz steht ein Bauernhaus, in welchem es zugeht wie in einer großen Fabrik; in allen Enden und Ecken treiben Räder und Rädchen, klappern Hämmer, bewegen sich Balken und Möbel wie durch unsichtbare Hand. Die Dreschmaschine und die Kornmühle und die Butterrühre und die Wanduhr und die Brodausschneide und selbst die Wiege treibt ein Wässerchen, das draußen vorüberfließt. In der schaukelnden Wiege liegt ein blauäugig Rüblein,

das wird allen Ansehens nach gewiß gescheidter wie sein Vater, aber so findig wird es sicher nicht.

Wer seinen Vater nur des Weges trotten, oder ihn im Wirthshaus stumpfsinnig vor sich hinstieren sieht, der nennt ihn einen Halbtrottel; wer ihn näher kennt, mit ihm arbeitet oder andere Geschäfte hat, der heißt ihn ein „Kreuzköpfel, der seine Sach' unter dem Hütel hat“. Das Kreuzköpfel hat den ganzen Mechanismus, wie er in seinem Hause spielt und spukt, aus sich selber erfunden und dargestellt.

Eine andere Species der Halberetins sind die Rechenmeister, die Zahlen- und Kalendertrotteln. Diese haben oft ein fast unglaublich scheinendes Zahlen-, Orts- und Namensgedächtniß. Sie wissen alle Heiligen des Kirchentaltenders und ihren Datum. Sie wissen fast niemals den Grund eines Geschheiffes, aber sie wissen die Zeit und den Ort desselben ein- für allemal.

Der Uebergang von den cretinartigen Menschen zu jenen mit gesunder Vernunft ist ein allmäliger, und das Außere trägt hier oft arg; Jeder ist kein Narr, der die Kappe trägt. Hingegen weist der durchaus uncultivirte Dorf- oder Waldbewohner trotz seines ausgebildeten gesunden Körpers oft den Stempel des Cretinismus auf der Stirne.

Den Kreuzmartin hielten sie im Dorfe für einen Halbnarren seines Betragens wegen in der Unglücksstunde. Eines Tages brach nämlich im Hause des Kreuzmartin, das abseits vom Dorfe auf einem Hügel stand, Feuer aus. Die Flammen brachen zum Dach hervor; der Martin schrie gegen das Dorf hinab, was er schreien konnte: „Helfet, Nachbarn! steht mir bei ihr lieben Nachbarn,

mein Haus brennt mir nieder! Kommt mir zu Hilfe, um Jesu Christwillen, ihr meine Pfarrgenossen, meine Brüder!"

Vergebens schrie er. Die Leute standen auf der Dorf-
gasse und betrachteten von Weitem das brennende Haus,
an dem, wie sie meinten, nichts mehr zu retten war. Und
als der Martin sah, sein Bitten sei vergebens, da schlug
seine Stimmung um. „Verflucht und vermaledeit sollt Ihr
sein, allmiteinand!" rief er, „der Teufel soll Euch holen-
hinab in die untersten Höllen!"

Seitdem sagt man im Dorfe, der Martin sei ein
Narr. Ich aber halte den inständigen Hilferuf und den
plötzlichen Bornausbruch des Mannes für echt menschliche
Natur.

Wir haben uns von dem eigentlichen Gegenstand ein
wenig entfernt. Aber der vernünftige Mensch mag nun
wohl fragen: Ja, was ist die Ursache des Cretinismus-
warum kommt dieser gerade in den Alpen vor, wie groß
ist die Zahl der Unglücklichen und wie könnte die Erschei-
nung verhütet oder gemildert werden?

Die Hauptursache der cretinischen Anlage dürfte wohl
die Kälte und Feuchtigkeit des Bodens sein. Die Kälte und
Feuchtigkeit des Bodens hängt nicht allein von der Lage,
den Höhen und Vertiefungen des Gebirges ab, sondern
auch von der Formation desselben. Die derben und festen
Gebirgsarten, wie z. B. die quarzig-kry stallinischen Urgebirg
und Grauwacken-Formationen sind nicht geeignet, die Feuch-
tigkeit in sich zu saugen, wie dies etwa bei der Kalkfor-
mation der Fall ist. Und in der That finden wir nach
Macher's Forschungen, daß in den Gegenden des Ur-
gebirges und der Grauwackenbildung die meisten cretinischen
Anlagen vorkommen. Diese Gegenden sind in Steiermark

die Bezirke Murau, Obervölz, Oberzeiring, Stubenburg, Knittelfeld u. s. w. An den südlichen Abhängungen des Urgebirgs, in den Bezirken Voitsberg und Frohnleiten, erscheint die cretinische Anlage etwas milder; auffallend stärker hingegen in den Quellengebieten der Raab und Feistritz, besonders in den Bezirken Weiz und Birkfeld. In der Kalkalpenkette des Ennsthales und in den Niederungen des Unterlandes ist von dem Cretinismus nicht viel zu spüren.

Die ungünstigen örtlichen Verhältnisse sind es jedoch nicht allein, welche die cretinische Anlage begründen und nähren. Der Keim derselben wird häufig schon von den Eltern auf die Kinder übertragen und durch Vernachlässigung der Kleinen begünstigt. Schlechte Nahrung, dumpfige Wohnung, un Zweckmäßige, ungenügende Kleidung, Unreinlichkeit, üble Behandlung und allerlei abergläubische Mißbräuche sind es, die den Keim des Cretinismus sich entwickeln helfen. Kaum sieben Jahre alt wird das Kind barfuß hinausgeschickt auf die einsame Weide zum lieben Vieh mit dem es nun jahrelang umgeht. Dazu kommt der Mangel an Unterricht, an jeder geistigen Anregung. Da dürfen uns die häufigen Blödlinge in den Alpengegenden nicht Wunder nehmen. Indes ist die Zahl der wirklichen Cretins doch nicht sehr groß; in Steiermark werden gegenwärtig etwa 300 solcher Individuen gezählt und ist in den letzten zehn Jahren sogar eine wesentliche Abnahme der Erscheinung nachweisbar.

Zur Verhütung oder wenigstens Milderung des Cretinismus wären uns verschiedene Mittel an die Hand gegeben. Vor Allem ein wachsame Auge auf die Gehirnleiden der Kinder; Gehirnkrankheiten können ja in jedem

Lande und unter allen Verhältnissen cretinartige Folgen nach sich ziehen. Der wirkliche Cretin muß auf humane Weise versorgt, der Halberetin möglichst unterrichtet und angemessen beschäftigt werden. Steiermark hat zwei Cretinversorgungs-Stiftungen, die eine in Admont für zwölf, die andere in Graz für sechs Cretins. Letztere ist, da sich keine Cretins vorfinden, mit gebrechlichen Handwerksleuten besetzt, und in Admont sind aus derselben Ursache ebenfalls nur Halberetins und Blöde versorgt. Der Landmann gibt seine Cretins nicht gerne aus dem Hause, denn es herrscht der Glaube, daß der Trottel ein Haussegen sei und den Gottessegen in die Wirthschaft bringe. Dieser Glaube schützt die armen Geschöpfe vor mancher Mißhandlung. Die an und für sich schöne Idee der Erziehungs-Institute für Cretinkinder ist deshalb nicht zu empfehlen, weil, wie schon unter den Erwachsenen bekanntlich ein Narr zehne macht, der Umgang cretinischer Kinder mit und untereinander mehr schaden als nützen müßte.

Ein Mittel, um das Uebel schon in seinem Keime auszurotten, wäre Kreuzung der Ehen zwischen den Gebirgs-, Thal- und Hügelbewohnern. Bisher hat der Militarismus viel zur Erhaltung des Cretinismus beigetragen. Die körperlich und geistig gesunden Männer wurden dem Lande entzogen und zuweilen als Kanonensfutter verwendet; die Krüppel und Blöden blieben daheim mit der Obliegenheit, ihre Gattung fortzupflanzen.

Die glänzendsten Erfolge zur Verhütung und Tilgung der cretinischen Anlage müßten Turn- und militärische Uebungen haben. Ich weise hier hin auf die gesunde Bevölkerung der Schweiz, in welcher die Bedingungen des Cretinismus nicht minder vorhanden, als in den übrigen

Alpenländern, in welcher aber nicht bloß das Unterrichts-, sondern auch das Turnwesen völliges Gemeingut des Volkes geworden ist. —

Nun hätten wir aber vorläufig am Bauernhause genug. Unterbrechen wir die Werkeltage; halten wir Sonntag; gehen wir zur Kirche.

Die Kirche.

Das Gotteshaus auf Erden! das ist eine jener zahllosen Ideen, durch welche sich die Staubgebornen emporheben aus dem Staube, gleichwie sich die Rebe rankt an den himmelwärts ragenden Stab. Solche Ideale, sie mögen heißen wie immer, sind göttlich, sobald sie fähig sind, Menschenseelen zu retten aus den unzähligen Schaaren, die, nach dem Rechten strebend, mit den wilden Wogen dieses Lebensmeeres ringen.

Um die wenigen Seligen zu finden, denen die Kirche noch ein Gotteshaus ist, müssen wir auf schlechten Pfaden Gegenden zuwandern, in denen nie noch der Pfiff des Dampfrosses gehallt. Dort klingt die Glocke rein.

Sie klingt weit über die Wälder hin und um den schlanken Thurm der Bergkirche kreisen die Schwalben. Unten um den Hügel herum ist das Dorf gelagert. Es sind Häuserchen und Hütten, so freundlich und idyllisch schier wie jene, von deren Bewohnern ein kindlicher Dichter sang:

Sie spann am Hemd des Glücklichen,
Er saß zu ihren Füßen,
Und zupfte Hans und zupfte Hans,
Und wollte nichts sein Leben lang
Als sitzen hier und zupfen.

Beinahe so glücklich sieht unser Dörfchen von weitem; wer wollte nur glauben, wie viel Elend und Leidenschaft und Sünde unter so einem niedrigen Bretterdache Raum haben kann?

Oben ragen die wettergrauen Mauern der Kirche; an den Fenstern bricht sich der Morgensonnenstrahl; der Zeiger an der Uhr weist nach abwärts; man weiß es nicht, meint er die sechste Stunde oder die stillen Gräber, die sich rings um die Kirche reihen. Oder meint er die schmucken Leutchen, die sich allmählig vor dem Kirchenthore versammeln. Diese stehen auf den Hügeln ihrer Vorfahren, sie schäkern mit einander und schlagen Tabaksfeuer. Sie gedenken noch ein Pfeifchen zu rauchen, ehevor sie zum lieben Herrgott in die Kirche gehen. Nur etwa das alt' Weiblein an der Krücke, den braunen Rosenkranz schon in der zitternden Hand bereit, schleift sich durch, taucht seine dürren Finger tief in den Weihwasserkessel und torkelt in die Kirche, in welcher der liebe Herrgott beim ewigen Lichte noch völlig allein ist. Das taugt dem Mütterchen, es will ja ganz allein mit ihm sprechen, es hat ein Anliegen, es hat eine schwere Bitt' — nicht zu sagen wie schwer, es will sein alt' Herzchen erleichtern.

Auch die Kinder finden sich bei Zeiten ein; diese kommen noch ohne Eigennutz in die Kirche, sie haben den Herrgott lieb, weil er ein so guter Mann ist. Auch ergöhen sie sich an den bildlichen Darstellungen, an dem Lichterglanz, an der Musik und ihnen ist das Gotteshaus ein Lusthaus.

Was die bildlichen Darstellungen anbelangt, so findet man in jeder Dorfkirche etwa drei bis sieben Altäre mit den betreffenden Pfarr- und Kirchenpatronen, mit sehr vielen

Engeln und goldenen Wolken, ferner die vierzehn Kreuzwegstationen, die Bildnisse: den heiligen Josef als Sterb-, den heiligen Florian als Feuer-, den heiligen Donat als Wetter-, den heiligen Leonhard als Bich- und den heiligen Sidor als Bauernpatron. Diese Darstellungen haben ihre Kerzen, Bänder und Blumen. Des Weitern gibt es zahlreiche Crucifixe und in der Zeit von Frohnleichnam bis Kirchweih ist der Fahnen und Fähnlein kein Ende. Die schwarze, weißbesäumte Todtenfahne ragt im dunkelsten Winkel der Kirche und kommt nur bei feierlichen Begräbnissen in die freie Luft. — Die Musik betreffend, geht es ohne Pfeifen und Geigen nicht ab; dazu viel Geklingel und Gepauke und so ist das denn für die Kinder eine wahre Lust.

Die Zweck- und Gedankenlosen in der Kirche sind die Erwachsenen in ihrer Alltägigkeit, in ihrem Wohlbefinden. Die sind da, damit sie da sind; „Du sollst an Sonn- und Feiertagen Deine Messe hören“ — schon recht, sie ist ja bald vorbei, etwa hängt man seine Wollenhaube in Ermanglung eines Wandnagels an einen Pfeil des heiligen Sebastian und lehnt sich während der Messe ein wenig an die Banklehne, da sitzt man bequem, und bis die Anderen zum Weihwedel (asperges) aufstehen, ist man leicht wieder wach.

Das Lasterhafte aber geschieht hoch oben im Thurm. Kein Mensch ahnt es; der Pfarrer freut sich, daß er endlich dem „Wirthshaus sitzen“ während des Gottesdienstes gesteuert hat, und daß draußen im Gebüsch keine herumlungernenden und allotriatreibenden Jungen mehr zu sehen sind — und hoch oben im Thurm, da sitzen sie, ihrer drei, vier Gefellen beieinander — „Eichel ist Trumppf, zugeben! Herzdam!

Kreuzsakerment nocheinmal! Gestochen! Aß!“ — und mit der Kreide auf der Glocke merken sie in Strichen und Kreuzen ihren Verlust an; auf derselben Glocke, die jetzt durch den niederhängenden Strich anhebt zu schwingen und in grellen Schlägen zu klingen, der ganzen Umgegend von der hochheiligen Handlung berichtend — denn unten am Altare hebt der Priester das Brot und den Kelch.

Der Hirte draußen auf sonniger Au hört den Glockenklang, nimmt seinen Hut vom Kopf und betet . . .

Wer sollte ahnen, daß gleichsam auch die an die Glocke gehangenen Spielschulden mitschwingen und mitklingen auf dem Thurme!

So treibt mans im Allgemeinen. Ganz andere Bedeutung jedoch erlangt das Gotteshaus zur Zeit der Noth und Drangsal. Erst wenn ihnen z. B. in Feuersbrünsten das Psalterbuch und der Rosenkranz verbrannt, können die Leutchen beten.

Dort in der Nische kauert ein Mann und bebt vor Schluchzen. Er fühlt den Schmerz der Brandflecken an seinen Gliedern nicht; ein Liebstes von den Seinen ist zugrunde gegangen bei dem Brande seines Hauses, dessen Stätte noch raucht draußen zwischen grünenden Feldern. — „Mußt Dich trösten, Nachbar“, haben die Leute gesagt; „schau, das Unglück kann uns Alle treffen, das Haus wirst schon wieder aufbauen nach und nach, und geh' jetzt von der Leich' weg; schau, die Seel' ist im Himmel.“ So schwägen die Leute und nennen es trösten. Der unglückliche Mann weiß nicht, wohin er sich sollt' wenden in seiner Verzweiflung. Er irrt herum, kommt nur zufällig zur Kirchenthür — da will er hinein, daß er doch Ruhe hat vor dem Trösten der Leute. Da liegt er an der kalten

Mauer und weint," und jetzt jählings fällt ihm ein: Du bist ja in Deines lieben Herrgotts Haus. — Komm' her zu mir, der du mühselig bist und kummervoll! Das hat er ja selber gesagt, der so viel hat leiden müssen auf dieser Welt und der heut' in der Herrlichkeit steht und Allen vermag zu helfen. Meine Vorfahren sind auch in der Drangsal gewesen, haben wohl auch gekniet auf diesem Stein und es sind doch wieder Freuden gekommen. Setzt und liegen sie Alle da draußen in der ewigen Ruh und Alles ist vorbeigegangen; und mit mir wird es auch so sein. Leichter muß man nehmen . . .

Beruhigter, gefasster steht der Mann auf, freieren, gleichwohl feuchten Blickes noch tritt er hinaus in den Sonnenschein — und er weiß es nicht einmal, daß er gebetet hat, so wie Gott es lehrt, daß Menschen beten sollen.

Ferner ist ein Bettelmann bekannt, den der Herr einst bei einem Steinschießen die beiden Arme einbüßen ließ. „Er hat's zugelassen, jetzt muß er mich versorgen“, sagte der Verunglückte, stellte sich an die Kirchenthür, um kleine Gaben zu sammeln; aber auch zu Zeiten, wenn keine Seele um die Kirche ist, steht er an der Pforte. Geht hin und fragt ihn, was er denn hier so allein mache; „der lieb' Herrgott hat mich zum Pfortner bestellt“, wird er antworten. Und das arme gläubige Herz erglöh't, wie drinnen das „ewige Licht“, für seinen Gott, und der Mann ist glücklich in dem Gedanken, des Gotteshauses Pfortner zu sein.

Es ist gut bestellt, daß gerade die Armsten, von der Welt Verlassensten das Herzenskleinod des lebendigen Glaubens bewahren. Solche finden in der Kirche thatsächlich den Trost, den sie suchen und bedürfen.

Andere freilich, die kommen in voller Leidenschaft zum Gotteshause heran, möchten am liebsten den Tabernakel erbrechen und rufen: „Hilf mir, Herrgott! Ich hab' dir viel Geld in den Opferstock geworfen jahraus, jahrein, ich hab' Messen gezahlt, ich hab' einen Seitenaltar renoviren lassen — hat mich ein Heidengeld gekostet. Unserrins muß sich seine Kreuzer mit blutigen Händen erwerben, hörst du? Zahl's ab, allmächtiger Gott, hilf mir!“ — Noch gut, wenn sie seinen Beistand nicht geradewegs zu Sünd' und Laster anrufen, wie der Bierpaul, der zu der goldenen Rosenkranzbruderschaft gehörte und immer zur Beicht und Communion ging, so oft er seinem Nachbar ein Schaf oder eine Ziege aus dem Stall stehlen wollte. Als er aber bei diesem Geschäfte einmal erwischt wurde, sagte er bei sich: „Entweder hab' ich in unwürdiger Weise die Communion empfangen, oder der Allmächtige ist gekränkt, daß ich ihm von den heimgeführten Schafen nicht die Wolle habe zukommen lassen.“ Auch solche Kostgeher hat der liebe Gott.

Leichter zu entschuldigen ist immerhin das fünfundzwanzigjährige Mädchen, das nach dem Gottesdienste noch ein Weilchen in der Kirche bleibt, und wenn endlich alle Leute davon sind, den lieben Herrgott ganz im Geheimen bittet: „Auf daß den Michel der Bauer nicht derwischt, wenn er in der Samstagnacht zu meinem Fensterl kommt, bet' ich dieses Vaterunser, der du bist im Himmel, geheiliget u. s. w.“

Um nicht zu sagen besser, so doch sicherer ist jene Maid daran, die, zur Jungfrauenschwesterschaft gehörend, den Herrn, der wahrhaft mit Fleisch und Blut zugegen, selbst ihren Bräutigam nennen darf. Einer solchen Jungfrau

ist freilich nirgends so wohl als in der Kirche, dem Hause ihres Geliebten. Merkwürdig ist nur, daß eine derartige heilige Neigung thatsächlich oft in die Leidenschaften der irdischen Liebe ausartet; Eifersucht spielt hier keine kleine Rolle. Eine überbietet die Andere an Seufzen und Begierden und häufig genug drängen sich diese Jungfrauen sehnsuchtsvollen Herzens zur Communion, um den Herrn zu genießen.

Das sind die „Frommen“ geheißen; es sind die himmlischen Messalinnen. Solchen aber ist die Dorfkirche nicht erbaut, wie sie auch in jeder nicht zu finden sind.

Dem Landmanne ist seine Kirche ein ins Dramatische übersehener Kalender. Hier spielen sich die Tageszeiten, die Jahreszeiten, die Feste ab; ohne Kirche keine Weihnacht, kein Ostern, kein Erntefest; Alles bringt der Landmann mit der Kirche in Verbindung. Sein ganzes Leben wird erst in der Kirche zur Gestalt

Greifen wir aus der Gemeinde einen Mann heraus, wie es deren viele gibt, und nennen wir ihn den langen Augustin. Er ist Nagelschmied im Dorfe; danach haben wir aber nicht gefragt, uns verlangt nur, seine Beziehung zur Kirche zu wissen.

Seine erste Bekanntschaft, das ist selbstverständlich, machte er mit dem Taufbecken; das steht in der Nische eines Seitenaltars und hat Johannes den Täufer zum Sinnbild. Dann nach ein paar Jahren kam der kleine Augustin schon zur ersten Beichte und steckte sein rothes Näschen durch das Schubfensterchen und log in der Eile dem Priester ein paar Sünden in den Beichtstuhl. — Ein halb Stündchen darauf kniete er am „Speisegitter“ und rechte sein Büngelein hervor, auf das die Hostie gele-

wurde. — Durch die Sacramente begnadet, wurde der Augustin Ministrant und diente dem Priester bei der Messe; und dieses englische Amt trug sogar Geld: für eine gewöhnliche Messe einen, für eine bezahlte zwei Kreuzer. Ueber das weiße Ministranten-Töplein hinausgewachsen, wählte der Augustin den Strick und läutete die Glocken auf dem Thurme; er läutete zu den Gebetzeiten, zu Todesfällen, zu Gewittern, bei Feuersbrünsten und allen Gelegenheiten, in denen Glockenklang den Menschen was bedeutet. Später kam er auf den Chor und trat dem Organisten den Blasebalg. Dann, als sein Körper eine ganz besondere Schlankheit gewonnen hatte — der Augustin maß sechs Schuh drei Zoll — eignete er sich zum Lichteranzünden und Auslöschen in der Kirche, und insonderheit für den Klingelbeutel, dem er durch seine eigene Länge einen erweiterten Wirkungskreis gab.

Um diese Zeit ereignete es sich, daß der Augustin ein Weib nahm. Es geschah so plötzlich, daß der Bursche schier selbst darüber erschrad, als der Pfarrer das Brautpaar von der Kanzel verkündete. Nun wurde er in dieser seiner Kirche getraut. Die Ehe hielt den Augustin indes mit nichten ab, in der Kirche weiter zu fungiren; im Gegentheil, nun bließ er auf dem Chore erst die Flöte, nun wurde er für die Sommer-Processionen erst Fahnenträger, nicht lange nachher Himmel-(Balдахin-)Halter, und als er der Kindlein fünfse zur Taufe geschickt hatte, war der Augustin für werth befunden, an hohen Festtagen unter den Ersten der Gemeinde zu glänzen; er wurde nun, als einer der vier Ältesten, mit dem Purpurmantel bekleidet und war — Windlichtträger.

Nebstbei besorgte er zur Weihnachtszeit die Aufstellung des Krippels, zur Fasten die Vermummung der lieben Heiligen in blaue Tücher, zu Ostern die Errichtung des heiligen Grabes und zu Pfingsten die Herabkunft des heiligen Geistes, der vom Kirchenschiffe nieder stets an einer Schnur tänzeln muß. Man hat nach alldem erwartet, daß der Augustin einen seiner Söhne zum Priester studiren lassen werde; aber er meinte, das thue er nicht, er sei sein Lebtag schon allzu viel hinter der Wand gewesen. Den einen Dienst will der alte wohlhabende Mann der Kirche noch thun, den nämlich, zu sterben und sich mit dem großen Conducte begraben zu lassen.

In solchen und ähnlichen Beziehungen stehen die Gemeindeglieder zu ihrer Pfarrkirche; diesen ist sie ein Bethaus, Anderen ist sie eine Werkstatt, ein Unterhaltungs-ort, ein Ruheplatz, eine Bußkammer, selbst eine Sündenbrutstätte; ein Gotteshaus ist sie nur Wenigen.

Denen sie es aber ist, die sind selig zu preisen; sie haben in ihrer Herzens-einfalt das Höchste gefunden, wonach der Philosoph oft vergebens ringt — den Frieden der Seele.

Die Wiege.

Wird uns des Lebens Ungemach und Erbärmlichkeit zu grell, so kehren wir an die Wiege zurück.

Das liebe Schaukelbettchen steht zwischen Ehebett und Ofen. Es ist selten leer; das Eine hütet es, bis das Andere kommt.

Begucken wir uns ein solches Kommen ein wenig.

Der Grünhof steht in der Morgensonne. Alles in und um ihm geht d'runter und d'rüber und die ganze Wirthschaft ist aus dem Geleise gekommen.

Der Bauer steht nicht vor der Hausthüre, wie sonst zur Morgenstunde, wo er mit dem Halter schreit und dem Großknecht Befehle gibt. In der Küche schafft die Magd sie kocht die Frühsuppe und ist in großer Sorge, daß dieselbe die entsprechende Güte bekommt.

Im Bauernstübel geht die Nachbarin aus und ein und wirthet beim Herd und in den Kästen und Schränken, als ob sie da zu Hause wäre.

Im Bauernstübel ist die Hetschenwaberl — sind wahrscheinlich auch noch andere Leute, was weiß ich, man darf ja nicht hinein.

Nur Weiber dürfen in das Stübel, und Weiber kommen mehr und immer mehr, und jedes hat ein geheimnißvolles Gesicht und jedes weiß einen praktischen Vorschlag, einen weisen Rath und vieles Andere. Die Eine verordnet in der Küche, daß man Ziegel wärme; die Andere will, daß man im Stübel die Fenster verhänge; eine Dritte gebietet leises Auftreten beim Gehen, und eine Vierte kümmert sich um Faden und Scheere.

Was denn das bedeuten mag? Se nun, der Ofen ist zusammengefallen! sagen sie. Wir fragen, was das heißt, denn der große Backofen steht eben ganz wohl erhalten da, aber die Weiber huschen an uns vorüber und Keines antwortet auf unsere Frage. Ei doch! Unbekümmert um alle Geheimnißthuereien, schreit im Stübel Jemand auf und schreit und schreit und — jetzt wissen wir Alles.

Ein junger Grünhofer erzählt es uns, daß er da ist und gibt seine Forderungen an die Welt und an die

Menschheit kund. Energisch verlangt er, daß man ihn kleide in das feinste Linnen, daß man ihn speise mit der süßen Muttermilch — und auf den Händen getragen will er auch schon sein. Mittlerweile schauen sich die Nachbarinnen nach dem Kalender um und sehen, in welchem Zeichen der Kleine geboren ist, ob der Mond auf- oder abnimmt und genau, zu welcher Jahres- und Tageszeit es ist; denn das ist Alles von großer Bedeutung! — Wißt ihr, wann ein Glückskind geboren werden muß? An einem neuen Sonntag, das heißt, an einem Sonntag, an welchem Neumond ist. Der Wiefentoni hat es getroffen, und richtig, er hat einen Terno in der Lotterie gemacht. — Viele aber behaupten, der Toni müsse an einem vollen (Vollmond-) Montag geboren sein, weil er mit seinem Terno sonst nichts gethan, als sich vollgetrunken hat.

Ist's, wie immer, wir kehren in unser Stübel zurück.

Die Bäuerin liegt im Bett und betet und dabei lächelt sie, als ob ein großes Glück in ihrem Herzen wäre. Dann nimmt sie den kleinen Weltbürger in die Hände und küßt ihn, und der Hausvater steht auch am Bett und möchte den Kleinen ebenfalls herzen; er darf ihn aber nicht anrühren, bis der Kleine nicht erst gewaschen und besegnet ist.

Die anderen Kinder sind aufgestanden und lärmen nun zur Thür herein, allein eine alte Nachbarin gebietet Ruhe; und als die Kleinen gar das seltsame Schreien hören und das winzige Büblein sehen, da sind sie ganz verblüfft und machen große Gesichter. Die Steinleitnerin erklärt hierauf, daß die Hetschenwaberl ihnen ein Brüderl gebracht habe, und sie dürften dasselbe auch ein wenig ansehen, aber ganz friedlich müßten sie sein.

Hierauf wird das kleine Wesen gebadet.

Ich gäbe viel darum, wenn ich euch erzählen könnte, wie die Heßchenwaberl das Bad zubereitet hat, aber das ist ihr Amtsgeheimniß. Von diesem Bade hängt eigentlich der ganze Lebenslauf des Neugeborenen ab und die Waberl meint, wer beim Zubereiten des Wassers just die rechte Zeit und das rechte Mittel träfe, dem könne es nicht fehlen und das Kind müsse zeitlebens bewahrt bleiben vor allem Unheil.

Nach diesem wichtigen Acte folgen die Vorbereitungen zur Taufe. Das Kind wird sogleich am Tage der Geburt getauft, weil man keinen Heiden im Hause haben will. Man läßt das arme Wesen nicht einmal zur Mutterbrust, bevor es nicht als strenggläubiger katholischer Christ kommt.

Aber jetzt tritt eine große Frage in den Vordergrund, welche alle hochweise Nachbarschaft oft nur schwer zu lösen vermag. Wie soll der Neugeborene heißen? Zwar im Grunde genommen bleibt nicht viel Wahl, denn so viel steht fest, daß man das Kind nicht „zurücknennen“, d. h. nach dem Heiligen eines bereits verflossenen Datums benamfen dürfe, weil es sonst entweder rückwärts im Krebsgang in den Himmel müsse, oder gar einen Höcker bekäme, auf welchem der Namensheilige nachreite; und so viel steht auch fest, daß kein Heiliger im Kalender, insofern er erwünschten Geschlechtes ist, übersprungen werden darf, weil derselbe ansonsten seine Fürbitte verweigern würde. Sohin bleibt nur der laufende und der nächstfolgende Tag zur Wahl. Nun macht aber der Kalender oft den Streich, an Einem Tag mehrere Namens-Candidaten aufzuführen; denkt euch, wenn er gerade mit den

vierzig Märtyrern oder gar mit den eilftausend Jungfrauen kommt, welch schwieriger Fall! —

Ist nun endlich diese Angelegenheit geschlichtet, so wird zur Taufe gegangen oder gefahren; dazu ist stets die Hebamme und der Pathe oder die Pathin auserlesen. Ist die Taufe vorüber, so verfügen sich die Weiber mit dem neuen Christen von der Kirche in das Wirthshaus, damit es die ganze Gegend sogleich erfahre, daß „ban Greanbarn der Dfn zsummgfoln is — daß die Bäurin von sen rechtschhoffnan Haus zu da Taf gschickt hot“!

Unterwegs wird der Kleine gut unter Tücher und Schirme verwahrt, damit ihm die Sonne nicht ins Gesicht scheine, denn in diesem Falle bekommen die Kinder gerne Sommersprossen. Eine gute Vorbedeutung ist es, wenn auf dem Taufgange ein Gewitter überrascht, denn das bedeutet Macht und Stärke dem jungen Weltbürger.

Freudig bringt nun die Gevatterin mit dem Kleinen die Kunde heim: „An Judn hobn ma fuattrogn und an Kristn bringa ma wieda zrug!“ und es gibt viel Heiteres im Hause.

Nach und nach schleichen auch die Dienstmägde in das Stübel, um sich zu überzeugen, ob das Kleine doch nicht etwa ein Muttermal, eine Hasenscharte, an einer Hand sechs Finger oder dergleichen habe — aber ihre Neugierde kann nicht befriedigt werden; der Hebamme und der Pathin liegt es ob, das Kind in den ersten Tagen sorglich zu überwachen, daß es kein fremdes Auge anblicke, denn sonst könnte es „verschaut“ werden — manche Leute haben böse Augen!

Da ist vor Jahren, als die Baunbäuerin in Kindbetten lag, eine Bettlerin zu ihr gekommen und hat das

Kind mit ihren grauen Augen angeschaut, weil es so „a liabs Wuzerl“ gewesen ist. Was ist geschehen? In einigen Wochen darauf ist das Kind der Saunbäuerin gestorben.

Eine erfahrene Hebamme kennt es auch gleich, wenn ein Kind verschaut worden ist. Wenn ein Diensthote oder ein Fremder im Stübel war, so „schleckt“ sie unmittelbar darauf die Stirne des Kindes ab und hat diese einen „harben“, bitteren Geschmack, so ist das Kind verschaut. Sie beneßt sofort die Stirne mit ihrem Speichel, denn das ist das einzige Mittel, den bösen Folgen vorzubeugen.

Nun wird die Wiege hervorgeholt, denn die jungen Steirer wollen in der Regel nicht ruhig sein, wenn sie nicht eingelullt und immer gewiegt werden. Auch die Großen und Alten lassen sich nur zu oft noch einlullen, und wenn nur das Wieglein wackelt und ein Kinderslieblein tönt, so verschlummern sie ihre ganze Lebenszeit! —

Einige Tage nach der Geburt kommt von der Gevatterin ein Bote, welcher einen großen gefüllten Kopfbrot trägt. Der bringt der Wöchnerin das „Gabbrot“, kleine Laibchen aus Weizenmehl, mit verschiedenem Gewürze ausgestattet.

Im Korb befindet sich aber auch noch ein kleines, sorglich gebundenes Paketchen. In diesem ist das Kresengeschenk (im Mittelhochdeutschen: kreseme oder krisem, Krisam, geweihtes Del, mit welchem der Täufling gesalbt wurde). Das Kresengeschenk besteht gewöhnlich aus Silbergeld nebst einem geweihten Bildchen, welches den Namenspatron des Kindes vorstellt.

Die Mutter bewahrt das Geschenk auf, und wenn das Kind zum Gebrauche seiner Vernunft gekommen ist,

so übergibt sie ihm das Geld mit dem Bildchen und der Eigenthümer muß es nun selbst hüten und wahren; er ist mit der Uebnahme des Kresengeschenktes gleichsam selbstständig geworden. Aber er darf es auch nicht vertauschen und verschenken, bis er in den Ehestand getreten ist — dann erst mag er es seiner erwählten Hälfte hingeben.

Aber so weit sind wir noch nicht im Grünhose. Hier s'igt die Bäuerin an der Wiege und s'ingt:

„Heidl, nuß Heidl,
Greane Stäudl,
Kote Bedl dron,
s Büaberl schloft schon!“

Aber „s Büaberl“ schläft noch nicht, das guckt mit seinen braunen Auglein so munter hinter der blauen Decke hervor, daß die Mutter noch ein zweites Lied anstimmen muß:

„Biga boga Hobathurn,
Bichni Kina sein geburn;
Liegt da F'isch
Aufn Tisch,
Kimmt die K'op,
F'rißtn F'isch,
Kimmt da Weba mit da T'oschn,
Geit da K'op a brave F'loschn,
Sogt die K'op: Miaun!
Wo muuß i mei Häuserl hinbaun;
Baut ihr Häuserl in Kerschbam auffi,
Da Kerschbam hebt on zan brina,
s Kaperl hebt on zan springa!“

Aber nun lächelt das Büblein erst und die Mutter s'ingt ein Anderes:

„Schlof mei Büaberl, schlof,
Aufn Ofn obn sein d'Schof,
Die schworzn und die weiffn,
De thaten s Büaberl beiffn!“

und:

„Schlof mei Büaberl, schlof,
Dei Woder is a Grof,

Dei Ruader is a Fee,
 De führt dih üban See;
 De setzt dih auf a hohes Roß
 Und führt dih in a Rinigschloß,
 Selm host a guldas Tischl glei
 Und a Bettl ah dabei.
 Schlof mei Büaberl, schlof,
 Dei Boder is a Grof!“ — —

Und siehe, das war das rechte Lieblein, das hat den Kleinen hinübergetragen in das goldene Wunderland . . . er hat die Augen geschlossen.

Aber es gibt Zeiten, wo Niemand daheim bei der Wiege bleiben kann, wo sie Alle hinausgehen auf die Wiese und auf das Feld. Da wird das Haus zugesperrt und die Wiege mit dem Kleinen ist einsam in dem Stüblein. Und dennoch steht sie nicht still — sie wieget und wieget, wie von Geisterhand bewegt. Die Wiege wird nämlich ruckweise von einer Schnur geschüttelt, welche von der Stube durch die Wand in das Freie und zum Hausbrunnen geht, wo sie durch ein Wasserrädchen in Bewegung gesetzt ist.

Diesen „Wieger“ findet man im Oberlande, wo in den meisten Gehöften kräftige Brunnen sprudeln, ziemlich häufig; er schüttelt die Wiege nicht übermäßig, wie der Halterbub, wenn ihn die Hausfrau dazustellen, und er nicht auch nicht dabei ein, wie lieb Großmütterlein — er wiegt ruhig fort und das plätschernde Wasserrädchen singt auch das „Heidllied“ dazu.

Das Fensterl.

In der gebildeten — ich meine, in der feinen, geschliffenen Welt gibt es für die Jugend eine schreckliche

Zeit. Da geht eine Seuche herum, und die packt den Knaben, und just zur Zeit, wo er zum Jünglinge werden will. Es gibt nichts Erbärlicheres auf Erden, als Einen, den diese Geisteskrankheit erfaßt hat; er magert ab, legt die Hand ans Herz, sagt nichts als Ach und Weh und ist namenlos unglücklich. Es gibt kein Mittel dagegen; indeß geht die Qual nach abgelaufener Zeit gewöhnlich von selbst wieder zu Ende. Doch es ist auch schon geschehen, daß sie zum Tode geführt.

Im Landvolke herrscht dieser Zustand nicht. Die Bauersleute „lieben“ sich eigentlich gar nicht, sie „haben sich nur: gern“. Wohl findet sich Männlich und Weiblich auch auf dem Lande trefflich zusammen; ich wüßte kaum einen Burschen, der kein Mädchen bekäme, und umgekehrt; indeß wird Eines oder das Andere auch wirklich einmal angeführt, es ist der lieben Abwechslung wegen und man macht beiderseits nicht viel Aufhebens. Und trotzdem hält Alles viel fester.

Besonders unter dem Dienstvolke sieht eine Liebesgeschichte ganz eigen aus.

Der Waldhofer Michel, ein Bursche von zwanzig Jahren, der alle Samstagnächte mit den Anderen auf der Gasse ist, aber sich noch nicht recht zum Fensterl traut, weil er eben noch kein bestimmtes hat, trifft ein paarmal nach einander Sonntags auf der Kirchgasse zufällig die Kathl, welche Ruhmagd beim Sonnleitner ist.

Sie reden vom Wetter zuerst, von der Wirthschaft, von dem und dem Bauer, von den Kleidern, wie man sie jetzt trägt und wie sie am besten stehen, da fragt der Michel auf einmal:

„Wer nagelt dir denn deine Schuh, Kathl?“

„Mein Gott, der Bauer, aber er thut's nicht gern.“

„Ich will sie dir nageln, wenn es dir recht ist.“

„Geh weiter, was thäten denn die Leute sagen!“

„Seht's wen was an?“ sagt der Michel.

Sie führen wieder das gewöhnliche Gespräch fort, aber am nächsten Feierabend kommt der Bursche richtig in den Sonnleitnerhof und bringt Wäsche mit und bittet die Kathl, daß sie ihm wasche. Sie sagt es zu und bringt ihre Schuhe zum Nageln. So geht es nun fort, sie wäscht und flickt für den Michel und er nagelt ihr zu Zeiten ihre Schuhe.

Ihr kennt sie doch, diese Schuhe, wie man sie auf dem Lande trägt; um den Rand der Sohle sind sie mit einem Kreise scharfer Nägel beschlagen, das gibt Festigkeit sowohl für den Schuh, als auch für das Bein an den steilen Hängen. Seht und diese Nägel für den Fuß der Kathl muß nun der Michel besorgen, weil er ihr „Bub“ geworden ist.

Auf dem Kirchweg kommen sie jetzt allsonntäglich zusammen und bald gehen sie gar ins Wirthshaus und der Michel zahlt die Beche. Da stecken zwar anfangs die Leute ihre Köpfe zusammen und munkeln: „Lieber Gott, jetzt gehn Die miteinander!“ aber das legt sich.

Nun bleibt der Michel in der Samstagnacht schon gar nicht mehr zu Hause. Er geht mit anderen Burschen aus und jauchzt und singt mit ihnen — er hat eine gute Stimme; — gegen Mitternacht aber schleicht er davon und läßt die Anderen allein singen, so lang sie wollen.

Der Michel eilt dem Sonnleitnerhose zu, beschwichtigt den Kettenhund und schleicht zum Kammerfenster der Kathl.

Da klopft er leise an der Scheibe. Er klopft mehrere Male, endlich hört sie's und sagt:

„Was ist denn das für ein Unfried heut!“

„Der Michel ist da“, lispelt er.

„Was will er denn und warum geht er denn so herum in der Nacht?“

„Wo wird ih umagehn!
 „Dös sullst du eh vastehn,
 Zu dir zan Fensterl her,
 Du sullst aufstehn ba da Nocht;
 Klopff ih ban Scheibelein,
 Loß miß hinein!“

„Geh weiter, wenn du nicht schöner singen kannst, so bleib lieber daheim.“

„Kathl!“

„Sib Ruh jezt, ich laß dich doch nicht herein!“

„Wenn-ich dich aber schön bitt, Kathl!“

„So leg' ich mich auf die andere Seit' und schlaf. Ich lach' dich nur aus, Michel, und ich mag dich nicht.“

Das hört sich wohl etwas derb an, aber der Michel kennt das, er weiß schon, wie es gemeint ist. Zwar hinein kommt er wirklich nicht in die Kammer, aber durch das Fenster plaudern sie lange, halten sich fest bei der Hand und — auf Ehre! — er steckt den Kopf zu ihr hinein und da hebt es zu schnalzen an und will gar nicht mehr aufhören.

Auf einmal sagt die Kathl:

„Du, Michel, wenn jezt der Bauer draußn mit dem Ochsenziemer kãm' und du brächtest den Kopf nicht hinaus!“

„So blieb' ich halt stecken in meinem Himmelfenster!“

„Ja, aber der Buckel ist draußen und der Ochsenziemer auch und du brächtest von deinem Himmel ein ganzes blaues Firmament mit in dein Bett!“ —

Indeß, so heillos kommt es doch nur selten; am Morgen ist das Fensterlein wieder fein zu, und man sieht es ihm nicht an, daß in der Nacht des Michel's Kopf darin gesteckt drei volle Stunden.

Wenn sich nun der Michel im Laufe des Tages seine Wäsche holt, so sagt er:

„Bin doch recht froh, Kathl, daß du mich heute Nacht nicht hineingelassen hast, wer weiß, wie es gekommen wäre; und dich unglücklich machen — nein, das will ich nicht!“

Er entschuldigt sich ordentlich, daß er feck war; zur nächsten Samstagnacht aber kommt er doch wieder und bittet um Einlaß.

Trefflich geht es auf der Kirchweih zu. Da kauft der Michel der Kathl ein seidenes Halstuch, oder so was zum „Kiata“, und am Abend finden sich die Weiden im Wirthshause zusammen, und auf dem Tanzboden tönen die Pfeifen und Geigen! Da gibt es aber auch tolle Händel auf dem Tanzboden. Wenn sich der Hansel ein Bißchen auffallend um die Kathl zu schaffen macht — gleich ist der Michel in Hemdärmeln da und schreit:

„Was willst, Hansel, was willst? Wer mit der Kathl tanzen möcht', der hat mich zu fragen, und einmal erlaub' ich's; wer aber mehr möcht', und viel möcht' und allerhand möcht', den schlag' ich nieder! Hörst mich, Hansel?“

Da stürzt der Hansel auf die nächste Bank zu, bricht einen Stuhlfuß und schwingt ihn:

„Wen schlagst nieder? Mich? Michel, schau, daß dich die Mucken nicht umblasen, du Krautmandl!“

„Simmelsaggera!“ flucht der Michel wild auf; da eilt schon die Kathl herbei: „Jesus Maria, Michel, wirfst doch nicht raufen!“

Und wenn sie ihn beschwichtigt hat, setzt sie noch hinzu: „Bist aber ein rechter Wildbling, bringst Einem kein' Ehr auf der Kirchweih, und mit dir geh' ich nicht mehr, das kannst dir merken, und ich mag dich nimmer, das kannst dir auch merken!“

„Und ich lauf, dir nicht nach, der Waldhofer Michel kriegt Andere auch noch!“

Dem entgegnet die Kathl nichts, aber gleich darauf sagt sie:

„Nein, was du für ein Reißzusammen bist, jetzt ist dein Hemd schon wieder hin unter der Achsel, das mußt du mir morgen gleich bringen, sonst wird das Loch noch größer.“

So ist die Ausföhnung, und dann wird gegessen und getrunken und — heimgegangen wird erst nach Mitternacht. Aber dieses Heimgehen ist das Allergefährlichste im ganzen Jahre — da gibt es allerhand Wurzeln auf dem finsternen Boden und da ist schon oft Eine gefallen und hat sich ein Glied oder die Ehre gebrochen und ist ein Krüppel geblieben für's ganze Leben.

Aber der Michel ist wachsam und führt die Seine glücklich nach Hause.

Ist der Michel indeß einmal über die Dreißig hinaus, so nimmt er's mit der Kirchweih' und mit der Samstagnacht nicht mehr so genau; — allemal muß es ja nicht sein! Da geht er am Feierabend nach dem Nachtmahle

gleich ins Bett und gähnt und meint zu sich selbst: „Ja ja, so ist's, und ich bin doch froh, daß ich daheim bin!“ Aber auf dem Kirchweg ist er stets bei der Kathl. Da schmollt sie: „Lieber Gott, Michel, wie schaust denn heut wieder aus, so bürst doch dein Gewand und puß dich z'samm — ich schäme mich frei mit dir. Wie geht's dir denn sonst, bist gesund?“

In der Jugend wird viel geschmollt, im Alter viel gegrollt, aber Eines kann ohne das Andere nun nicht mehr leben.

Heiraten! — das dürfen sie nicht, so lange sie nicht ein Gütchen erwirthschaftet haben, und das gelingt dem Michel nun und nimmermehr; er raucht ein wenig und kann Sonntags sein Gläschen nicht lassen. Aber die Kathl spart. Sie besitzt bereits einen Buschen Flachs in der Truhe und ein Mutterschaf im Ställe, ferner — ja, drei Frauenbildzwanziger hat sie auch noch!

Trog alldem dürfen sie nicht heiraten. Sie müßten mindestens dreihundert Gulden zusammen haben, sonst gibt's die Gemeinde nicht zu. Dreihundert Gulden! — Ja, gesehen haben sie wohl schon so viel Geld in ihrem Leben.

Und dennoch lassen sie nicht von einander, und wenn sie siebzig Jahre alt sind, so sieht man sie noch zusammen auf der Kirchgasse und auf der Kirchweih' im Wirthshaus.

Und wenn gerade einmal eine schöne, warme, sternhelle Herbstnacht ist, so könnt ihr dem alten Graukopf, dem Michel, wohl gar im Freien begegnen, er muß ein wenig nachschau'n, wie's der Kathl geht, und klopft ans Fensterlein. Und seht, jetzt läßt sie ihn auch ein und sagt: „Nimm den Stuhl, Michel, und seß' dich an mein Bett, ich muß dir was sagen. Weißt, Michel, ich bin nicht mehr

jung und auf der Brust hat's mich auch — mag nicht mehr recht rennen, wenn ich die Rüh' austreib' und da hab' ich sagen wollen, wenn's mich etwa einmal packen sollt' — das Schaf gehört dein, Michel, und was in meiner Truhe ist, auch; — eine heilige Mess' zahlst und sonst laß' es gut sein!“ —

Das ist die Liebe im Volke. So lernen sie sich kennen, so gehen sie miteinander durch das Leben, als ob es eben so fein müßte, und sie haben nicht näher darüber nachgedacht. Kein einziges Mal haben sie sich Liebe gestanden und geschworen, das Geschwäß von Sehnsucht und ewiger Treue war ihnen unbekannt — wacker gescholten haben sie sich und es bieder und ehrlich mit einander gemeint. — Das Vorurtheil hat ihnen freilich die Ehe verweigert, aber sie haben auch nichts gefragt darnach, freiwillig haben sie an einander gehalten bis zum Tode — sie sind ein Ehepaar gewesen, das Gott zusammengefügt in seiner Liebe.

Selbstverständlich gibt es auch hierin zahllose Variationen. So ruhig und gelassen zumeist die Liebesverhältnisse im Volke sich abwickeln, so können sie sich bisweilen auch zu einer dämonischen Leidenschaft erheben, sobald dem Ziele etwas im Wege steht. Begabte Landmädchen haben oft ein glühheißes Blut und auch eine Kuhmagd kann dem Liebesgram erliegen. Selten zwar kommen Romeo und Julie auf dem Dorfe vor, aber gänzlich mangeln sie nicht.

Indeß bietet sich die Gelegenheit zum Liebesgenuße auf dem Lande ja so häufig dar; die schweren Folgen daran sind oft nur die einzigen Sittengerichter, aber wie sollen diese im Fieberdrange der Leidenschaft gehört werden!

Und trotzdem, sie werden gehört. Ich traue dem Gebildeten im Allgemeinen nicht die Selbstbeherrschung

zu, wie sie das Bauernmädchen hat, das seinem Liebsten zur nächstlichen Stunde die Thür in das Kämmerlein öffnet, demselben gleichzeitig aber auch einen Stuhl zum Sitzen zurecht rückt, damit er, während sie schwätzen, nicht auf seinen Füßen stehen müsse.

Wenn der Pfarrer zu Neujahr aus dem Taufbuche ein Drittel unehelich geborner Kinder herabliest, so nimmt es einen Kenner der Zustände nur Wunder, daß es nicht — zwei Drittel sind.

Der Brautstab.

Jedesmal bleibt es nicht verborgen, was im Geheimen und Finstern des „Fensterlins“ geplant worden. Oft keimt es auf zu jenem Baum, der den Brautstab beut und das Wiegenholz.

Heute ist der Brautstab nicht mehr recht im Gebrauche; ältere Ehegatten aber haben einen solchen noch aufzuweisen und bewahren ihn als Heiligthum im besten Schranke ihres Hauses. Einst ging der Bräutigam ohne diesen Stab nicht zum Traualtare.

Es ist ein etwa vier Fuß hoher Stock mit Knopf und Quaste; er bedeutet die Würde und wohl auch die Herrschaft des Mannes über die Frau. Nur bei großen Gelegenheiten, wichtigen Familienfesten sieht man den Hausvater mit diesem Stocke wandeln. Mancher läßt sich den Stab endlich auch mit in das Grab legen.

Wir jedoch wollen mit diesem Stabe in der Hand das heitere Bild einer Hochzeit enthüllen.

Eines jungen, sich liebenden Paares Trauung und Ehrentag, das ist wie ein heiterer Sunisonntag. Es grünt, es blüht, am höchsten steht die Sonne, und es ist noch keine Schwüle und kein Gewitter. Das ist des Lebens leuchtender Frühmittag, und was je zur Rose werden will auf Erden, hier wird es zur Rose, und was je glücklich werden will auf Erden — hier wird es glücklich.

Trauung und Hochzeit! darum hat das eine so absonderliche Färbung bei allen Völkern, und besonders ist es eine gar eigenartige Komödie, die sich hierin abspielt in dem Volke unserer Berge. — Komödie mag man's wohl heißen — endet das Ding doch mit der Hochzeit, obwohl ich einmal behaupten gehört habe, die Antrauung bis zum Tode sei der würdigste Schluß für eine Tragödie.

Ob ein Mägdelein je an das Letztere denkt, wenn es zur Sonntagszeit sich ein Kleidchen zusammennäht, und es schlingelt sich dabei der Faden? Bedeutet das Schlingeln doch, daß es in diesem Kleide Hochzeit halten werde. Und weun sich dem Burschen ein Schuhband löst, so geht er auf Freiersonnenfüßen, und er fragt den Kuckuck, er fragt das Maßlieb um Weisung und er meint, die ganze Welt müsse nun darauf hinweisen, daß er Hochzeit halten will.

Du sollst an verbotenen Zeiten keine Hochzeit halten! sagt das fünfte Gebot der Kirche. Diese verbotenen Zeiten sind vom ersten Adventsonntag an bis zum Dreikönigstag, und vom Beginn der vierzigtägigen Fasten bis zum Weis-sonntag. Auch werden zur Zeit der Hohernte und in der Allerseeleuoctav öffentliche Lustbarkeiten gemieden.

In dieser Zeit wird in Steiermark wirklich nicht gehochzeitet und nicht gefreit, aber wer das junge Weibervolk nur ein wenig beobachtet, immer dreht es mit dem

Kalender herum und zerrt an den Blättern — der Tausend, wie lang' doch heuer die Fasten dauert!

Aber gottswegen, die Fasten dauert bei mancher Maid oft schrecklich lang — durchs ganze Leben; — keine Schönheit und kein Geld; und nach dem Herzen in der Brust — wer fragt danach!

Dann und wann aber doch! Es fragt wer danach. Wenn es eben nicht gar beim Fensterln ausgemacht wird, so kommt doch auf einmal ein junger Bursche und ein alter Mann, gewöhnlich der Pathe des ersteren, in den Hof; eine Kuh thäten sie gern kaufen oder ein Kalb — oder so was, und da zögen sie halt so umher. Und wenn sie in den Stall kommen, da sprechen sie viel mit der Magd, und fragen, wie sie's hält mit der Fütterung, mit dem jungen Kälbchen, mit der Milch — wie denn umsichtige Bauersleut' das immer gerne wissen mögen. Dann gehen sie aber fort und reden unterwegs miteinander: „Ich sag', die wär' geschickt, Bub, die thät's.“

„Halt ja, die thät mir wohl gefallen, Göd.“

„Sie wird eine gute Gattung sein; hat rechtschaffen Holz bei der Hütten!“ („Holz bei der Hütten haben“ heißt so viel als, sie hat einen schönen vollen Busen.)

„Dasselb hab' ich auch schon gesehen, Göd.“

„Ich sag', du beißt an Bub.“

„Werd völli, werd völli, Göd.“

Und in wenigen Tagen nachher kommt der Pathe allein zum Bauernhof, aber offen sagt er's heraus und freit für den Burschen um die Magd.

Sie sitzen lange beisammen im Kuhstall auf dem Barren, er kaut an seinem Pfeiflein, sie kaut an einem Strohalm und zupft und zerrt allweg an etwas und

blickt zu Boden. Was er auch sagen und fragen mag, er bekommt in neun Fällen keine Antwort; sie starrt nur so vor sich hin. Das Morgenroth glüht ihr auf den Wangen, jetzt soll es gar Tag werden für die, die bisher die arme vergessene Magd war; sie kann's kaum fassen. „Ja, ich weiß es halt nit, und ich weiß es halt nit“, sagt sie immer, und zuletzt: „Mögen thät ich ihn schon!“

Das ist genug, an dieses Wort häkelt er an, jetzt hat er sie am Band, jetzt mag er sie eine Weile herumführen in der Oeffentlichkeit, zwischen hundert heißen Blicken, stechenden Worten hindurch bis in die stille Kammer des Bräutigams.

Und von diesem Augenblick an sieht's anders aus mit der Welt, die Magd ist Braut, der Pathe ist „Bidelmann“, wie sie den Brautführer heißen. Der Dienstherr der Braut kann's auch nicht fassen: „Willst mir leicht 's Ruhmensch aufgabeln? Schau, bist aber ein Kreuzschwerenöther, du. Und für den jungen Ringimhof, gelt! Na, wenn's Mensch ihr Glück macht, bin ihr nit im Weg. Ein Frühstück geb' ich schon am Hochzeitstag, 's wird mir ein' Ehr' sein!“

Und bald hernach können wir den Brautleuten begegnen auf allen Wegen und Stegen. Sie haben sonst einfache Kleider an, aber der Braut steckt so ein kleiner Strauß zwischen dem Lüchelchen, das sie sitzsam in der Hand hält, und auf dem Hüte des Bidelmanns flattern großmächtige Bänder. So ziehen sie herum, um Leute zur Hochzeit zu laden.

Wenn nun die Brautleute von Haus zu Haus wandern, um alle Nachbarsleute zur Hochzeit zu laden, so werden sie überall auf das Zuborkommendste empfangen

und bewirthe, und erhalten wohl noch Flachs, Leinwand oder andere Wirthschaftsgegenstände zum Brautgeschenk. Sehr gebräuchlich ist in manchen Gegenden die „Brautschüssel“, welche eine Bäuerin den Brautleuten verehrt. Bei der Uebergabe derselben wird der Wunsch ausgesprochen, daß sie stets mit guten Bissen voll sein und daß Jeder, der daraus ißt, gesund bleiben möge.

Ist das Brautpaar noch jung und unerfahren, so begleitet es auf solchen Gängen häufig der „Bidelmann“, der sich um Alles, was zur Heirat und Hochzeit gehört, anzunehmen hat. Dieser Mann muß, nebst anderen Eigenschaften, Stellung und Geldbeutel betreffend, den Mund hübsch auf dem rechten Fleck haben.

Der Bidelmann macht zu Zeiten, wenn die Brautleute andere Wege zu wandeln haben, diesen Gang wohl auch allein, dann sagt er, wenn er ein zu den Thüren tritt, den Spruch:

„Braut und Bräutigam schicken mich her und lassen euch schön grüßen, und es ist ihr und mein einfaches Gebitt, ihr möcht' so gut sein und euch zur Freud' und Hochzeit finden ein; und möcht' euch zum Montagmorgen in's Haus, wo die Braut thut leben, ja wohl auch zu einem kleinen Frühstück begeben. Nachher möcht's auch so gut sein, und ihnen geben das Geleit über Gassen und Straßen, über Weg und Steg, durch Wald und Halb, über Haib und Land, hin zum Dörflein wohlbekannt, und zu der Pfarrkirche, wo der Herr Jesus thront, und wo im selbigen Haus der heilige Jacobus wohnt. Dort wird sich ja wohl auch ein hochgetweiheter Priester einfinden, und wird die christlichen Brautleut' zusammenbinden, daß sie Niemand nicht wird lösen können, als der allmächtige

Gott und der bittere Tod. Nachher werden wir sie ja wohl auch zurück geleiten zum goldschönen Hochzeitshaus, und dort wird aufgesetzt werden ein Ripperl Fleisch und eine Gabel Kraut, ein Glasel Wein und ein Stückel Brot, wie's Gott der Herr in Keller und Kuchel beschaffen hat. Und so lang, daß das Hackbrettl wird klingen, Jung und Alt wird wohl umspringen, werden wir lustig sein und uns g'reuen — und so laßt's einen schlechten Boten für zwei gute sein!“

Wohl andächtig hören sie den Spruch an, dann kommt die Bäuerin und setzt dem Bidelmann ein Gericht vor aus Eiern und Schmalz, und sie bringt noch ein Geschenk für die Brautleute, Wolle etwa, oder feinen Flach, oder Eßgeschirr, oder andere Geräthe, wie sie nie zu viel sein können in einem Haushalte.

Sedoch ist überall das unvermeidliche, das spottende, beißende, boshafte Gerede und Jedes weiß etwas Nachtheiliges von den jungen Brautleuten zu erzählen. „Willst g'schimpft wer'dn, muaßt heirat'n!“ sagt die Großmutter, und es ist richtig!

Dann aber kommt der Hochzeitstag. Das ist ein Pöllerschießen und Sauchzen in der Gegend und schon zur frühen Stunde versammeln sich die Geladenen im Hause der Braut. Die Braut aber ist nirgends zu sehen, die hat in ihrem Kämmerlein große Sorge mit dem Hochzeitskleid und mit dem Brautkranz — und sie wird kaum fertig mit der Vorbereitung.

Wie nun der Bidelmann mit seinem langen würdigen Hochzeitsrock und seinem behänderten Brautführerstock in's Haus tritt, wendet er sich zum Bauer und sagt:

„Wie ich vor drei Wochen bin da gewesen, da hab' ich bei Euch Eine eingestallt zum Holzäpfellesen, Haselnußschälen und Federschleifen, und wie die Berrichtungen schon alle heißen. Heut' möcht' ich die gern sehen, wie's ausschaut und was mit ihr ist g'schehen; wenn sie geworden ist zaunmarterdürr dermalen, so will ich kein' Kreuzer Futtergeld zahlen!“

Nun läßt der Bauer alle buckeligen, tropfigen Maid- und Stallmägde vorführen, die er nur auftreiben kann, und fragt den Bidelmann, ob die Seine nicht dabei. Da dieser wüthend und immer wüthender verneint, so tritt endlich die hochzeitlich geschmückte Braut auf. Der Bräutigam sieht sie wohl an von ferne, aber er darf noch nicht recht mit ihr verkehren. Dieses Recht steht heute einzig nur dem Bidelmann zu.

Dann setzen sie sich zum Frühstück, welches zum größten Theil aus fetten Speisen besteht, damit sich im Laufe des Tages ein redlicher Durst einstelle, für den heute zur Genüge Sorge getragen.

Die Dorfmusikanten sind auch da. Alles klingt, Alles ist geschmückt, Alles ist freudig.

Die Sonne steht schon hoch am Himmel, bis die Böller endlich schweigen, und die Braut und Hochzeitsleute zu Fuß und zu Wagen der oft mehrere Stunden entfernten Pfarrkirche zuziehen. Welch' ein lustiges Treiben das ist, über die Auen, durch die Wälder! Raun das Mehlein scheut sich heut' vor den Menschen, und die Bögelein hüpfen umher auf allen Nesten und Zweigen, schwingen sich wonnig auf in die stille Himmelsbläue und bauen Nester in den dicksten Kronen.

Halt doch! Was steht der Zug so plötzlich still? Ei, er kann ja nicht weiter. Der Waldweg ist mit Bäumen und Sträuchen verrammelt — ein „Schur“, eine Rache von Nichtgeladenen. Aber fort muß das Hinderniß; in's Pech greifen müssen die so sorgfältig gewaschenen Hände, während die oft in der Nähe versteckten Missethäter voll boshafter Schadenfreude lichern.

Oder ist dieses Wegverrammeln eine wohlgemeinte Warnung, ein vorläufiges Zurückhalten in der Freiheit des Waldes, eh noch der Traualtar für ewige Zeiten bindet? —

Endlich kommt der Hochzeitszug im Pfarrdorfe an. Ei, was doch dort in der Höhe für ein schöner, bunter Luftballon schwebt! Höher und höher steigt er und funkelt in der Sonne — o du herrlicher Vogel, willst du gar in den Himmel fliegen! Aller Augen verfolgen das seltene Ding, doch plötzlich schreit der Bidelmann: „Auweh, auweh! die Braut ist weg!“

Und sie ist weg, entführt, verloren, so wie es auch in alten Tagen geschehen ist, daß man dem Bräutigam die liebliche Braut geraubt von dem Altare weg.

So ernst wie einst wirds doch wohl heute nicht mehr gemeint sein!

Die Rolle des Entführers unternimmt stets der flinkste und witzigste Bursche im Dorfe; meistens Einer, der nicht zur Hochzeitsgesellschaft gehört. Er weiß den Bidelmann, der die Braut führt, zu überlisten, indem er dessen Aufmerksamkeit auf irgend etwas Besonderes lenkt, um dertweilen mit der schon früher ins Einverständnis gesetzten Braut zu entfliehen. Er eilt nun mit seinem Raube in ein abgelegenes Wirthshaus, wo er sich auf

Unkosten des Bidelmannes gültlich thut, bis ihm dieser auf die Spur kommt und die Braut mit einigen Gläsern Weines auskaufen muß.

Ein weiteres Hinderniß harret unmittelbar vor der Kirchenthüre. Die Frau Wirthin, in deren Hause die Hochzeit stattfinden soll, stellt sich hier plötzlich der Braut in den Weg und gebietet dieser strenge, schnell mit ihr ins Haus zu kommen, es müsse „das Kraut gesalzen werden“. Und in der Küche reicht sie dem Mädchen mit folgenden Worten den Salzlöffel:

„Jungfrau Braut,
 Laß dir eine Lehre geben,
 Salz' das Kraut,
 Aber nicht versalz' dem Mann
 das Leben!“

Und die Braut streut das Salz in den brodelnden Topf. Reiche Bräute salzen das Kraut auch auf eine andere, weit bessere Art, sie nehmen eine Handvoll Silberzwanziger aus dem Sack und streuen sie in den Topf. Das sei, sagen die Küchenmägde, ein sicheres Anzeichen von der Vortrefflichkeit der Braut.

Endlich folgt der Kirchgang zum „Brautamte“ und zur Trauung. Dazu wird Wein gebracht, der Priester hat den ersten Trunk, dann nippt die Braut, der Bräutigam, dann trinken alle Anderen.

Man sollte meinen, die Hauptsache sei nun vorüber. Mit nichts.

Sie verlassen die Kirche und ziehen unter Musik und Pulverknallen ins Wirthshaus. Hier werden vor Allem die Ehrentänze abgehalten; da tanzen der Pfarrer, der Richter, der Bader, kurz, die Besten der Gemeinde einigemale mit der Braut herum — das ist der Ehrentanz.

Endlich flüchtet sich die Braut zu ihrem jungen „Alten“, und der tanzt ihr — wie sie sagen — das Kranz ab.

Und nun geht's zum Essen und zum Trinken, welches stets vom Tanzen unterbrochen, bis spät in die Nacht hinein währt.

Es endet mit dem „Gesundheitstrinken“, wobei der Reihe nach Jeder sein Glas zu leeren und ein Liedchen zu singen hat.

„A Bräuterl a jung's,
Und an stoanalk'n Wein,
Und wo wa da Bua,
Der nit lusti kunnt sein!“

Und

„Schneid' Birnbam schneid' Buzbam,
Schneid' birn-buzbam'ni Lad'n,
Und mei Schatz will a buzbamas
Bettstadtl hab'n!“

„Dort sibt an alt's Weib
Auf'm Schüffelkorb drobn,
Und jekt is ihr a Heuschreck
In's Maul eini g'flogn.“

„Dan, Zwen, Drei fürcht ih nit,
Sechs und siebn ah noh nit,
Wann gleich da Teufel kam,
Gauat ihn z'sam!“

So geht's durcheinander und dergleichen Liedchen fehlen bei keiner Bauernlustbarkeit und oft kommen sie aus dem Stegreif.

Plötzlich aber wird es still. Der Bidelmann, welcher Kopf und Herz stets am rechten Fleck haben muß, hebt sein Glas empor, und zu den Brautleuten gewendet, ruft er: „Gesundheit, Brautleut, zur Lust und Freud für die Lebenszeit und in Ewigkeit!“

Heiße, da klingen die Pfeifen und die Trommeln und die Gläser drein: „Gesundheit, Brautleut!“

Da die Hochzeitsgäste die Mahlzeit gewöhnlich selbst zahlen, so wird der Bidelmann von dem Wirthe beauftragt, kundzuthun, wie viel auf jeden Einzelnen zu steuern kommt, und der Bidelmann weiß für das unliebsame Ding ein gar buntes Köcklein und hält nun folgende Rede:

„Meine lieben Männer und Weiber und Buben und Menscher! Ich heb' auf die Höh mein Glaserl Wein: Und wann ich heut kunnt der Herrgott sein! Ich thät schenken ein langes Leben und den Brautleuten eine Butten voll Kinder daneben! Oder wenn ich der Josua kunnt sein, heute ließ ich die Sonne nit abi gehn, sie müßt bis morgen schein! Ei, 's Essen und 's Trinken und 's Tanzen und 's Scheiben, und erst das andere Gallobritreiben! d'rum frag' ich Euch jeztund: ist der heut'ig' Tag nicht die gute Stund! So einen Zug gib't nit aus und ein — nur — der Speisemeister schaut finster drein. Da — da freffen's, hätt' ich bald g'sagt — wie die Haber Drescher, und saufen wie die Bürstenbinder; ja wahrhaftig, meine lieben Kinder! Und auf das Zahlen will Keiner denken! Zwar will uns der Speisemeister schenken das Bratl und den Wein; aber 's Wasser hätt' er gern zahlt und die Wein'. Die Manner und Lumpen, die so sind voll Schulden, denen laßt der Herr Speisemeister den ganzen Schmarn um drei Gulden; — die Weiber aber, die selten im Wirthshaus z'spüren, die will er heut einmal gottslästerlich schnüren, die müssen — 's ist schon beschlossen gar — zahlen dreihundert Kreuzer, und baar! — Und weil wir mit dem nun fertig sein, so laden wir auch noch den Herrn Jesus ein, wie auf der Hochzeit zu

Galiläa, auf daß er uns segne Wasser und Wein, die Hochzeitgäste und 's Brautpaar; die Spielleut' und die ganze Pfarr, und alle Schmarozer und Maisenschützen, die beim Ofen sitzen. Amen."

Damit aber ist noch nicht Alles vorüber. Jetzt geht die Thür in allen Angeln auf, ein alter, buchtiger und häßlicher Mann tritt herein und spricht:

„Glop sei s Kristas!“ Dann stellt er sich vor den Bibelmann: „Des mei liaba Herr Hausvoda, ih hät wul a schöns Gebit, wann ih deasab zwoa oda drei Schriat zu da kristlichn Ehtostl firitretn!“

„Wannst a rechtschhoffna Gost bis, konnst scha zuhakemma!“

„Oft is scho recht, oft wünsch ih holt in Brautleutn und Hohzatlleutn an guadn Obnd, a guads Johr, an guadn Tog, a guade Stund und an guadn Appetit zan Essn und Trinkt. Ih wünsch in Brautleutn an schön Ehrntog und viel Glück zan heilin Ehtstond! Hops ma niz fr unguad, wann ih miß in da Red a went thua stopan (stolpern); stopad sih douh oft monis Pferd, und is a hundert Thola werth. Ih bin heunt gor weit und broad umanonda groast. Ih bin groast in an wildn Wald, do is s gwen schiferi und kolt; ih bin groast in an grean Wald, do hobn d Bögl gsunga jung und old; ih bin groast in an tiafn Grobn, do hätn miß bold gressn d Roban und d Robn; ih bin groast über a broads Feld, do bin ih kemma zan a Lezoltzelt, und hon einkast Schifftln und Med, tun ih epper aufwortn damit, Herr Ged? — Oft bin ih keman in a weits Thol, do hon ih ghört a Tubl und Gscholl; den Tubl bin ih flug zuagrennt und hon mit Freudn dös Haus dakennt. Und wir ih bin

tema zu den Haus, schau' ban olle Fenster d' Nacht
 heraus. Und wir ih hon ghört die Geign Klinga, und
 wir ih hon ghört s' Hochbredl stimma, do bin ih
 runt in d' Labn einaglouffn, und hon ba da Thür d'
 Musikanten ontrouffn. Do hon ih mein Bingl hinta die
 Thür umiglad — ih hon dina ghot lauta Mäus und
 Rogn, und hon mi ghfürcht, wann is s' ehatrogn that,
 möcht's in Hausvoda d' Augn austrogn. Und ih bin
 rund nohaglasn und grennt, und hon meine Augn firi
 gwend't, und hon glei Dani ba da Toffl datennt; auf
 diesebi that ih mi spign, wann ih a went kunnt zuwi-
 sijn. — D' Jungfrau Braut sijn in Rosngoatn; schuldiga
 Weis kimm ih aufzwoatn. Got s' nit gessn, so is s' douh
 gessn; hot s' nit trunkn, so hot s' ma douh mit die
 Neugerla gwunkn. Dös Winkn that ma recht gfoln und
 gfrein, wann s' da Bräutigon liassad mit mir aufn Tonz-
 boudn gen? auf an Tonz, auf oans, zwoa, drei, wie s'
 holt da Brauch is glei!"

Auf dieses entgegnet der Bidelmann:

„Ah, wos nit nouh! Wann d' Jungfrau Braut tonzn
 will, sein nouh Bessere do!"

„Wann ma da Bräutigon an Tonz that dalabn,
 so that ih n' schbendirn an Koblwogn mit vier Schimmel
 und an Gutscha mit Stiefl und Spodn, damit a konn
 in Riata (Markt) fodn! — Wann ma da Bräutigon die
 Braut that dalabn (erlauben), so that ihn schbendirn an
 Bam vulla gulbani Birn, oft konn er die Birn van
 Bam oaha stirn. Da Bam stecht mittn aufn Noan,
 ghört in Bräutigon nit alloan!"

„Na du, mit so an Hondl konnst di hoamgeigna
 lossn; ih hon imma ghört: Viel Nohbarn, viel Hund'sfiad!"

„Wann ma da Bräutigon die Braut that vatraun, so däafad er die Birn auf mei Seitn ah zsomklaubn: die Birn sein aufstn vulla Gulb und Schein, und gstott die Redn sein Korfunklstoan drein!“

„Oft friß deine Birn selba, daß d an guldan Mogn kriagst!“

„Wann da Bräutigon mit sei Braut so hoagl will sein, so hät ers gewickelt in a Popierl ein, und häts in Säckl gschobn schön stad, und hätn mit Redan (Ketten) und Droht zuagnaht!“

„Woast, mit dein Schimpfn richst nig aus, wannst nit gleich okrozst, so suachn ma fü di a Hoflnußsolbn!“

„Wann mas da Bräutigon nit will vatraun, so will ih holt auf mein We wieda schaun; oba, wann miß da Herr ausn Haus wird vatreibn, so wird a nit meh long Nichta vableibn!“

„Schau, daß d weita kimmst und sog, du warst dogtven!“

„Wann ma da Bräutigon die Braut that dalabn, so gab ih n mei Haubn, und is s nouh nit gmua, so schbendir ih n an Kleibnkas ah nouh dazua!“

„Wannst nig Gscheitas woast, wie dös Gfras, so vaflehn (verklebe) da die Papn selba mit den Kas!“

„Heunt will ma da Herr gor nig meh glaubn, und mir sein douh mitanonder umgangen in Raubn; selm hot er miß gor guat kennt, wie mar ollzwen Muregg hobn onbrennt!“

„Geh, geh, für an Rauba schauft ma viel z ledschad aus!“

„Ih bin von Bruggatreis, da Herr hot gor so viel Flöh und L—, wann er ma heunt an Tonz wullt dalaubn, so that ih eahm de Thierler ausklaubn!“

„Geh, wannst so a Flöhtromma bist, so schau, daß d gleich wieda fuatkimmst mit deine braun Husarn!“

„In Boarn und in Sochn thoan aufn Bama die Diandln wochsn und in den lontweilin Grobn is gor Roani ztriagn und zhobn! — Wann ma da Bräutigon die Braut that dalabn, und wann er ma mein Ehrlichkeit selba nit will glabn, so wullt ih n drei guati Zeugn aufführn. In ersten vo Fürstnsfeld, der hot an Weidl und ka Geld; in zweitn von Zillakreis, der hot so viel Geld wie L—; in dritt n von Tradnboch, der laßt um an Kreuzer an iadn Bumerl noch.“

„Dös warn ma saubere Zeugn, de deasab ma wulfeila vakasn, wie da Judas insan Herrgoudn!“

„Wann da Herr den Zeugner ah nit will glabn und er ma douh die Braut that dalabn, so wullt i ondere drei Zeugn aufführn. Der erste is da sankt Flurion mitn grossn Faun, den kunnt ma die Zeugnshoft onvatraun; da zweit is da Paul mit sein Schwert, der wird douh sein a Zeugnshoft werth; da dritt is sankt Peda mit die Himmelschlüßl, der wird douh vo da Zeugnshoft wissn!“

„De drei warn scho recht, wann da Fluriani außs Fuir Dchtin gabab, da Paulus die Kristn nit vafulg und da Pedrus insan Herrgoudn nit valaugnt hät!“

„Wanns da Herr den ah nouh nit will glabn und mir die Braut nouh nit will dalabn, so will ih die leßtn drei Zeugn herstellen. Der erste is Goud Woda, der ins daschoffn hot; da zweite Goud Suh n, der ins dalöst hot; da dritte Goud heilige Geist, der ins gheilig hot! Wann da Herr in den ah nouh an Fahla thuat findn, oft wird er zsommt sein Hohzatleutn nit in Himmel findn!“

„Segn sölchte Zeugn hon i nix dagegn, und weisß d a guada Krift bist und die Braut gor so gern zan Tanz fährast; in Goutesnom, so hon i nix dagegn.“

„Weil ma hiazt so weit richti sein und bekonnt, so nimm ih s Glaserl Wein in mei Hond; da Wein is hell und fein, weiß und roth zommgouffn, so wia zwoa liabe Herzerln sein zsomgchlouffn in on Liab und fist koana meh. Der Wein sull gwochsn sein bei Sunn- und Maunschein zwischn Himmel und Erdn, so wia ma insa Seel von ouden hobn und in Leib vo der Erdn; und da süasse gul-dane Wein sull Braut und Bräutigon und olln Hohzat-leutn ia Gsundheit sein!“ —

Hierauf nimmt der Mann die Braut an der Hand, führt sie auf den Tanzboden und tanzt mit ihr dreimal herum für Glück und Segn und ein langes Leben. —

Mit diesen Sprüchen und Schwänken wird die Hochzeit beschlossen, der Tanz aber währt fort und es können sich an ihm nun auch ungeladene Gäste betheiligen.

Vor Zeiten sollen nach dem Hochzeitsmahle dramatische Scenen aufgeführt worden sein, besonders erzählen alte Leute noch gerne von dem „Paradeisspiel“, in welchem die Erschaffung der Eva aus der Rippe des Adam, der Sündenfall und die Austreibung aus dem Paradiese bildlich dargestellt wurde.

In manchen Gegenden Steiermarks wird auch noch der zweite Tag mit allerhand Spielen gefeiert. Besonders beliebt ist das „Wiegenholzföhren“, bei welchem junge Bursche aus dem nächsten Wald einen grünen Baumstamm herbeischleppen und denselben mit Sträußen und Bändern schmücken.

Vor alten Tagen sollen jungfräuliche Mädchen zu diesem Werke auserlesen gewesen sein.

Heute haben dies. Geschäft wie gesagt Junggesellen übernommen.

Sie stellen den grünen Baumstamm entweder vor dem hochzeitlichen Wirthshause auf, oder sie verrammeln damit die Hausthür des jungen Brautpaares.

Dieses aber kommt schon irgendwo hinein zu seinem eigenen Herd. Und vorüber ist nun das bunte, hochbedeutungsvolle Drama der Vereinigung und es beginnt die Zeit der stillen zurückgezogenen Häuslichkeit.

Das Glück kann wohnen im Kämmerlein, das Unheil kann einziehen — aber fest hält das Band, das da geschmiedet worden unter dem Takte der lustigen Klänge; der Tod allein nur ist's, der kommen kann, als Zerstörer einer seligen Zeit oder als Retter aus bedrängten Tagen.

Einstweilen noch wird jung Weibchen gar roth im Gesicht, wenn es das herbeigeschleppte Wiegenholz sieht; — übers Jahr aber sitzt sie am Schaukelchen und wieget und wieget.

Das Ausnahmshäufel.

Wir hören es hier zum erstenmal, daß der Hausvater in seinem eigenen Hause nicht daheim ist. Er ist in demselben zwar geboren, hat in dasselbe sein Ehgespons eingeführt, hat wohl über ein halbes Jahrhundert in diesem Hause gelebt. Aber zu sterben hofft er — falls der Tod nicht jählings anklopft — unter einem andern Dache.

Da haben viele, in manchen Gegenden die meisten Grundbesitzer nebst ihrem eigentlichen Haus und Hof auch noch

ein kleines Gütchen, ein Häuschen mit Garten und einem Aeckerlein, welches entweder an das Gehöfte sich anschließt oder abseits und vollkommen abgegrenzt steht.

Das ist das Kleingut, das Ausnahmshäufel.

Dieses Gütchen wird mit Vorsorge gehegt und gepflegt und stets in gutem Stande erhalten. Der Bauer als Hausvater, so sicher und fest er auch eine lange Zeit hindurch das Scepter seines Reiches führt, weiß gar wohl, daß es einmal anders wird. — Die Kinder sind schon da und der älteste Bub klettert aus Uebermuth draußen auf den Bäumen umher wie ein Eichhörnchen. Just hat er sich am Höschen ein arges Loch gerissen, so daß die Franzl-Toni-Hiaslbäuerin *) durch das Fenster hinausruft: „Wart', Hansl, ich komm' mit der Ruth', wenn du nicht gleich herabsteigst!“

Er freilich steigt er gleich herab und schleicht hinter die Stallungen, weil er Strafe fürchtet. —

Aber es kommt eine Zeit, wo der Hansl nicht mehr die Ruthe scheut, wo er fest hintritt vor die Mutter und sagt: „Mutter, ihr habt mich nicht mehr zu züchtigen!“ — ihr dann den Birkenzweig aus der Hand reißt und denselben in viele Stücke zerbricht und zerknittet!

Da nimmt die Bäuerin wohl die Schürze vor das Gesicht und schluchzt. Aber der Sohn faßt ihre Hand „Nein, Mutter, so war's nicht gemeint; schaut, es ist mir so gäh gekommen und ich bin halt kein Kind mehr!“

Es ist wieder gut; aber am Abend, wenn die Bäuerin allein bei ihrem Mann im Stübel ist, sagt sie: „Alter,

*) In der östlichen Steiermark werden als Vulgärbezeichnungen eines Hofes die Namen des Besitzers, dessen Vaters und Großvaters beibehalten.

unser Hansl wird scharf! Ich mein', wenn er einmal die Wirthschaft hat, so werden wir Alten recht zum Kuschen kommen."

"Dann gehen wir ins Ausnahmshäusl, Alte; wir haben ja noch was, und vom Buben lassen wir uns nicht unter die Füße treten!"

Und gleich den andern Tag schickt der Franzl-Toni-Hiaslbauer um den Maurer, den Zimmermann und den Dachdecker und läßt das Häuschen auf dem Kleingute neuerdings prüfen, ob wohl Alles seinen guten Stand hat. Dann schickt er ein paar Knechte, daß sie die Säune herrichten und Dünger auf das kleine Grundstück führen.

Da kommt wohl der Hansl zum Bauer und sagt: „Vater, ich kenn' mich nicht aus, was das zu bedeuten hat; mit so was hat's ja Zeit. Ihr seid noch stark und könnt noch allweg der Wirthschaft vor sein. Wenn ihr mir sie dann einmal übergeben wollt, so ist's schon recht; aber deswegen bleiben wir noch Alle, wie wir sind, beisammen im Hause, und ihr könnt schaffen und rechten, wie ihr wollt, und der Mutter folg' ich auch. Nein, da bin ich nicht so, Vater!"

Der Alte steht da, hängt den rechten Daumen an den Hosenträger, starrt zu Boden und schüttelt langsam den Kopf.

„Werden's schon sehen, jetzt können wir noch nichts sagen“, entgegnet er endlich und schreitet gegen den Feldkasten.

So vergeht eine Zeit. Alles ist ruhig und fügt sich, aber der Bauer läßt nichtsdestoweniger im Ausnahmshäusel fleißig vorbereiten.

Da sagt die Bäuerin einmal zu ihrem Mann: „Du Alter, was ist denn das mit unserem Hansl, er ist ja in keiner Nacht daheim!“

Der Bauer beißt sich in die Lippen, kratzt ein wenig den weißen Kopf und meint: „Der Bub' wird mir doch nichts anfangen!“

Dann geht er in die Futterkammer, wo sein Sohn Heu mischt, und sagt zu diesem: „Hansl, ich hab' ein wenig was zu reden mit dir — schau, du kommst jetzt so in die Jahre — wenn's dich angeht, so sag' mirs. Kannst ja heiraten; meinettweg schon; bin nicht mehr jung, und ich übergeb' dir Haus und Grund, wann du willst; mein Vater, der Magl-Franzl-Lonibauer, hat's mit mir auch so gemacht.“

Der Hansl mischt das Heu, daß der Staub fliegt, aber er sagt kein Wort, er sieht den Vater gar nicht einmal an.

„Sag' mirs, Hansl, mir ist's lieber, wie wenn du so heimlich mit Einer herumthust; — schau nur, daß sie brav ist und ein wenig was hat!“

„Die Krautschlager Tochter wär' halt so Eine“, bemerkt der Junge und mischt eifrig das Heu.

„Die Traudl?“ fragt der Alte, „geh', die ist wohl gar ein wenig zu jung.“

„Nein, Vater, sie ist nicht mehr kindisch und groß ist sie mir auch schon genug.“

Die Bäuerin hat vom Kuhstall durch die Bretterwand geguckt. Sie eilt jetzt in das Haus zurück und wie sie auf dem Herde Feuer macht und das Mittagsmahl kocht, lächelt sie immer bei sich und meint: „Die Traudl, die ist mir schon recht!“

Der Bauer läßt ein paar Einrichtungsstücke in das Ausnahmestübel befördern, und wenn er jetzt dem Hansl was befiehlt, so setzt er immer hinzu: „So, das ist meine Meinung; kannst aber thun, wie du willst.“

Dann kommen auf einmal die „Schafleut“ (Abschäfer), und die essen und trinken und schreiben dann Alles auf, was liegt und steht, und fragen zuletzt den alten Mann ernstlich, ob er nicht sonst auch noch was habe? All sein geheimes Walten muß er jetzt offenbaren, die geheiligten Räume seiner Habe, die Frucht jahrelangen Fleißes und Kummers muß er fremden Blicken darlegen und Rechenschaft geben über Alles — es ist nicht mehr sein.

Was sich der Franzl - Toni - Hiaslbauer vorbehält? Das Ausnahmshäusl mit den dazugehörigen zwei Joch Ackerland auf lebelang, für den Fall, daß das Zusammenleben mit den jungen Leuten etwa nicht gut ginge.

Ferner jährlich auch noch drei Megen Korn und zwanzig Pfund Schmalz von der großen Wirthschaft und die Kleidung wie sonst. Das lasse er nur so anmerken, aber er wolle nicht hoffen, daß es so weit kommen sollte; mit ihm und seinem Weib sei es ja leicht auszukommen, und die junge Hauswirthin werde wohl nicht gar so scharf sein und der Hansl werde auch nicht seiner Eltern vergessen.

So wird es geschrieben und der Hansl setzt seinen Namen darunter und der alte Bauer und sein Weib machen mit der Feder nur so ein Kreuz auf das Papier, weil sie nicht schreiben können. Von der Zeit an haben die Alten im Hause nichts mehr zu schaffen; der Hansl ist Besitzer und der Hof heißt nun: Beim Toni-Hiasl-Hanslbauer.

Der Hansl sagt wohl: „Thut nur anschaffen, Vater, wie ihr's haben wollt“, — wenn es aber an die Sache selbst kommt, so thut der Junge doch nach seinem eigenen Kopf.

Die Bäuerin fragt ihren Sohn, was sie für die Mahlzeiten kochen müsse, und da läßt der junge Bauer den Tisch gewöhnlich mägerer werden, als es beim alten war.

Und endlich kommt die junge Braut ins Haus. Sie ist gegen Alle sehr freundlich und zu den Ausnahmsteuten, wie das alte Ehepaar nun heißt, sagt sie: „Grüß euch Gott, Vaterleut', wir werden schon auskommen mit-sammen; ich fürcht mich gar nicht. Ein wenig geb ich nach und ein wenig gebt ihr nach, und so werden wir schon zusammenziehen.“

Aber gleich am nächsten Tag stellt sie sich an den Herd und sagt zu der alten Bäuerin: „So, jezt probir ichs, wenn ich auch nicht viel kann, ein wenig kann ich doch was.“

„Aber nein“, entgegnet die Alte, „das Kochen kann ich doch nicht auslassen; du weißt es ja noch nicht, Traudl, wie's bei uns der Brauch ist.“

„Das macht nichts“, sagt die Traudl, „ich werd mirs schon einrichten, wie's am klügsten ist — wir sind jußt nicht so reich, als daß wir so viel Mehl und Schmalz verprassen könnten!“

Das trifft die Alte fast ins Herz; sogleich geht sie zu ihrem Mann: „Du, Hansl, jezt haben wirs schon; zu wenig Vermögen ist der Jungen da und jezt wirft sie mirs schon vor; sie seien nicht reich, meint sie, und kochen kann ich ihr auch nicht recht! Nein, das hätt ich mir von

der Traudl nicht gedacht — die hat jetzt bei mir schon ausgedient!“

„Laß sie nur gehen, Alte, wir bleiben schön beisammen allzwei, thun sie was sie wollen“, beschwichtigt der Ausnehmer; hängt dann aber seinen Daumen an den Hosenträger und starrt zu Boden.

So sind die Ausnahmsleute die längste Zeit mit sich selbst allein, im Hausstübchen.

Aber das ist der Jungen auch nicht recht; „die Vaterleut' sind noch nicht gar so schwach“, meint sie „und ein wenig könnten sie schon was arbeiten; da sitzen sie zusammen drin und wollen nichts als essen und gut leben. — Und unser Bett, Hansl“, sagt sie dann zu ihrem Mann, „unser Bett oben auf dem Dachboden ist mir auch nicht ganz recht; hab's doch mein Lebtag nicht gesehen, daß die Bauernleut' (der Bauer und sein Weib) auf dem Dachboden schlafen. Wir könnten den Vaterleuten ja in der Küche beim warmen Herd ein Bett herrichten, daß wir in das Stübel kämen. — Die Mutter steht sonst auch allweg am Herd, wenn ich koche, und ich kann ihr schier nichts recht machen. Und dann hält sie gar mit den Dienstboten und schimpft über die Kost und daß ich so schlecht koche. Nein, Hansl, das hätt' ich wohl nicht glaubt, daß deine Mutter so ist, und wenn's nicht anders wird, so halt' ichs gar nicht aus und ich geh dir noch fort!“

Das junge Weib weint heftig und der Hansl geht sogleich ins Stübchen und sagt zu den Ausnahmsleuten: „Habt's auch nicht noth, daß ihr mir die Traudl so schlecht macht! Seid's froh, daß ihr euch um die Wirthschaft nicht mehr zu sorgen braucht und daß ich euch zum Arbeiten nicht zwing'. Ihr habt dieselbe Kost, die wir haben; wenn

sie für uns Arbeiter gut genug ist, wird sie für euch auch nicht zu schlecht sein. Ihr habt ein warmes Stübel und auch ein besseres Bett als andere Leut'. Wenn ein Auskommen mit euch gewesen wär', so hätt' ich euch das Stübel mit Willen gelassen, aber wenn's euch nicht recht ist, zwingen will ich euch nicht, daß ihr dableibt!"

So hat er gesprochen, der Hansl, und wie er fortgeht, wirft er die Thüre hinter sich zu, daß das ganze Haus erzittert.

Der alte Ausnehmer erhebt sich langsam vom Stuhle und sagt zu seinem Weibe: „Alte, wir gehen ins Häusl —“!

So kommt es und das Ausnahmshäusl steht nicht umsonst da.

Das alte Ehepaar beginnt in demselben nun wieder eine neue Wirthschaft. Jetzt, in seinen alten Tagen, muß es oft schwerer arbeiten als je; es hat ja keinen Dienstboten, der den Spaten führte, und kein Zugvieh, das den Pflug zöge und die spärliche Ernte unter die Scheune brächte. Freilich wohl sollte der junge Bauer die gebrechlichen Leuten stützen; aber der denkt nur an die Nachkommen und nicht mehr an die Vorfahren.

Und die Ausnehmer rechnen ihm das gar nicht an, ist er doch ihr Kind, und sie haben ja wieder ein eigenes Heim; der Alte darf seinem Weibe wieder befehlen, und dieses kann für ihren Mann wieder kochen.

So verleben sie die letzten Lebenstage ruhig und zufrieden in ihrem engen, einsamen Kreise.

Sagt die Ausnehmerin eines Tages ganz geheimnißvoll zu ihrem Manne: „Du Alter, ich weiß was — hab' was wahrgenommen: Die Traubl wächst an!“

„Schau, schau!“ meint der Alte, „ist's doch! Au, mich hätt's wohl gewundert, wenn's nicht wär!“

Und als nun gar im Stübl des Toni-Hiasl-Hanslbauer ein kleiner Seperl schreit, da wirds der Alten zu einsam in ihrem Häusl, und es läßt ihr keine Ruh am kleinen Herd.

„Gehst halt den jungen Hiasl-Hansl-Seplbauer an-gucken!“ sagt ihr Mann schmunzelnd, aber das Mütterlein zupft am Rockärmel und entgegnet: „Geh weiter! meinst, ich bin auch so neugierig wie du? Das gar nicht. Aber hinüber muß ich doch zum Hansl, hab' was vergessen beim Einpacken. Meiner seligen Mutter Gebetbüchel, das hab' ich schön sauber vergessen.“

Sie geht ins Gehöfte, fragt aber nicht nach dem Gebetbüchel, sondern nach der Wiege; und von der will sie schier gar nicht mehr weg.

Merkstabel und Merktafel.

Auf einer meiner Alpenwanderungen war es, als ich im Hochwalde den Pfad verlor und den Ausweg nicht finden konnte. Ich forschte hin und her, die großen Schönheiten des Waldes gefielen mir plötzlich gar nicht mehr. Es ging gegen Abend, es gab Moore und Abgründe; das Geschlecht der Wölfe war auch noch nicht gänzlich ausgerottet.

Ich eignete mir schon einen alten Baumstamm, in dessen Geäste ich mich die Nacht über bergen wollte. Da hörte ich plötzlich das Heidegestrüppe und den Wildfarren rauschen; zwei Männer kamen herangeschritten. Der eine

war alt und grau, der andere jung und braun. Schweigsam gingen sie neben einander her und der Alte wendete sein Haupt nach rechts und links und der Junge blickte zu Boden; ich bemerkte an ihm sogleich die Eigenthümlichkeit, daß seine rechte Wange ein wenig angelaufen und durchaus mehr geröthet war, als seine linke.

„Ihr Männer“, sagte ich, „laßt mich mit Euch gehen, ich habe den Weg verloren und ich möchte die Nacht doch gerne in einem Menschenhause verschlafen.“

„So geht mit uns!“ sagte der Alte. Dann schritten sie, ohne ein weiteres Wort zu sagen, dahin, und ich zog hinter ihnen her.

Wir wandelten nicht die besten Wege; wir zwängten uns durch unwirthliches Dickicht, krochen durch Gefälle, kletterten über Gestein; es schien wie ein zielloses Wandern Irrsinniger.

Der alte Mann that immer, als ob er etwas suche, und als wir endlich in eine wegsamere Gegend kamen, nahm er den Burschen an der Hand und unbekümmert um mich, sagte er demselben folgende Worte: „Halte mir, mein Sohn, im Hause ja die Zucht in Ehren. Thue fürder, wie ich hab gethan, wie Dein Großvater hat gethan und wie Dein Urgroßvater hat gethan. Schaffe Dein Hauswesen recht. Hof und Wald und Feld regiere Du; im Hause aber laß Deinem Weib die Herrschaft, so wird Ordnung sein. Dein Weib halte in Ehren, das wird der einzige Mensch sein, der bei Dir bleibt in aller Freud und in aller Noth. Seid Euch einander zugethan und geht Einen Weg zusammen; ihr werdet Ein Leib sein. Und auch das vergiß mir nicht, mein Sohn, jeden Tag bitte Gott um Weisheit, daß Du Deine Kinder rechtschaffen

magst erziehen. Merke: das beste Heilkraut, aber auch die schädlichste Giftpflanze, so auf Deinem Grund und Boden wächst, ist die Birkenruthe. — Und jetzt, paß auf, da ist wieder ein Stein. Es ist der fünfte und da drüben ist der Gerstmeiergrund, merk' Dir's!"

Bei diesen Worten erhob der Alte seine Hand und versetzte dem Burschen damit einen kräftigen Schlag auf die Wange.

Der Bursche verzog keine Miene dabei, blickte zu Boden und ging wieder ruhig neben seinem Vater einher.

„Und thu' mir auch dem Nachbar recht!“ fuhr der Alte fort, als wäre die seltsame Zwischenthat gar nicht begangen worden, „und hüte Dich vor unrechtem Gut. Kind, den alten Spruch, den vergiß mir nimmer:

„Wer stiehlt einen Armboll Streu,
Dem schneidet ab den Daumen;
Und stiehlt er ein Bündel Heu,
So nehmt ihm der Daumen zwei.
Und stiehlt er neun Aehren am Felde'saum,
So hängt ihn auf den höchsten Baum.
Und stiehlt er dem Nachbar ein Stücklein Brod,
So straf' ihn Gott in der höchsten Noth!“

Der Greis schwieg. Als wir jedoch wieder eine Weile fortgegangen waren, sagte er zu seinem Sohne: „Und an der Grenze den Marktstein, den halte unverrückt wie die zehn Gebote Gottes. Du weißt, wer sich an der Grenzmarke vergreift, der hat dereinst keine Ruh im Grabe und sein Geist ist mit neun feurigen Ketten an den Marktstein gefesselt so lange, bis der Stein wieder auf seinem rechten Platz steht.“

Ich versuchte sanft auf den knisternden Boden zu treten, daß ich keines der merkwürdigen Worte überhört.

So waren wir eine Weile gegangen, als wir plötzlich wieder vor einem eckigen bemoosten Stein standen.

„Das ist der sechste und da drüben ist der Hofbauerngrund. Merk' Dir's!“ sagte der Alte, und that dem Sohne wie zuvor.

„He!“ rief ich nun dazwischen, „weßweg schlägt Ihr ihn denn?“

Ohne eine Antwort zu geben gingen sie weiter.

Doch kein Wunder, daß der Bursche hell aufjauchzte, als wir gegen das Schöfste kamen, und als keine Grenzmarke mehr zu sehen war.

Es war ein sehr stattlicher Hof, aus wuchtigen Stämmen des Waldes gebaut, vor länger denn hundert Jahren aufgeführt, und doch mit frischer Zimmerung, an der noch kein Wurm und kein Moder nagte. An der Außenseite des Wohnhauses über den Thüren und über den Fenstern waren Bretter verschiedener Länge und verschiedener Wetterfarbe an die Wand genagelt. Auf manchen dieser Bretter waren mit schwarzer Farbe Namen und Zahlen gezeichnet, auf anderen standen Kreuzzeichen hinmarkirt, wieder andere waren kahl und glatt und hatten Sonnenrisse und Klapperten im Abendwinde.

Vor diesen Brettern blieb der Alte wieder stehen und sagte zu seinem Sohne: „Du weißt es, mein Kind, das sind die Todtentafeln unserer Vorfahren. Es sind die Bahrbretter aller Derer, die in diesem Hause abgestorben sind. Dort der graue Laden ist das Ruhebett Deines Großvaters gewesen. Dein Großvater hat das Haus erbaut, hat in Arbeitsamkeit und Sitte darin gelebt und ist desweg sehr alt geworden. Und dort auf dem Brett mit der Spalte, die schon die Sonne gerissen hat, ist ein junger Mensch

in Deinem Alter gelegen. Er war Hirt in unserm Hause und verbrachte die Sommerszeit in den Sennereien. Er führte ein sehr lockeres Leben, verschwendete alle Sonntage in den Kneipen und verschwärmte die lieben Gottesnächte in allerlei unsittsamem Winkeln. Er starb an der zerrissenen Lunge."

"Und wem gehört das kleine weiße Brett mit dem rothen Kreuzlein?" fragte der Bursche.

"Darauf ist das hinterlassene Kind des jungen Hirten gelegen", sagte der Greis. „Und auf dem Brette zur Linken hat mein Bruder drei Tage lang geruht. Er ist beim Festschießen verunglückt. Es war am Tage, als ich mit Deiner Mutter die Hochzeit hielt. Weiterhin der braune Laden ist die Ruhestatt des alten Hausfireds Sebastian, der bei dem Brande des Gerstmeierhofes, da er noch das Wickelkind des Bauers aus dem Feuer rettete, zugrunde gegangen ist. Daneben steht die Tafel des alten Knechtes Michel, den die Berglawine erdrückt hat. Und leztlich das schwarze Brett dort mit dem langen Eisennagel ist der Bahrbalken des Steinklopfer-Toni, der bei einer Wirthshausschlägerei todtgestochen worden ist. — Und siehst Du oben unter dem Dachvorsprung den leeren Raum? Dahin soll meine Tafel kommen und so Gott will, die Deine. Mögest Du dereinstmal in Deinem eigenen Daheim in Frieden sterben!"

So bewahrte das Haus die Denkmäler seiner Todten, wie das in jener Alpengegend Sitte und so hatte sie der greise Mann vielleicht wiederholt, aber heute gewiß mit besonderem Nachdrucke seinem Sohne geedeutet. Seine Worte waren kaum zu Ende, als im Innern des Hauses heller Musikschall und lustiges Sauchzen ertönte. „Lug!

Franzel“, sagte der Alte lächelnd, „die Todten haben sie 'raus getragen, die Lebendigen sind noch drin!“

Und von diesen Lebendigen kam jetzt Eines herangehüpft. Ein erwachsenes Mädchen war es, flink und blühend wie das Leben, einen grünen Kranz im blonden Haar, ein süßes Glück im blauen Auge. Sogleich lief es dem Burschen zu, der schon die Arme aufhielt; „Franzel!“ rief sie heiter, „Du bist ein geschlagener Mann; wie haben Dir die Merkstabeln bekommen?“

„Pub, die sind bitterlich sauer!“ sagte der Bursche.

„Wird sie schon noch gewohnt werden im Ehestand!“ lachte der Alte, „nu, jetzt habt Euch und verbeißt Euch nur recht ineinander.“

Die beiden jungen Leutchen eilten in das musikdurchflungene Haus. Der Alte wendete sich nun zu mir und sagte: „Da Ihr so weit und so geduldig mit uns gekommen seid, und da Ihr die Nacht in einem Menschenhause verschlafen wollt, so kommt nun mit unter mein Dach. Ihr könnt schlafen oder tanzen, wie Ihr's halten wollt. Mein Bursch, den Ihr jetzt schon kennt, paßt sich heut' ein Weibchen an.“

Ich folgte der Einladung und trat in das Haus, in welchem schier die halbe Bevölkerung der Gegend versammelt schien. Die Männer waren in weißen Hemdärmeln, die Weiber trugen Sträuße am Busen, oder gar große Kränze auf dem Haupte. Sie scherzten, sangen und sprangen, und bei dem großen Kachelofen, wo in der Dämmerung just zwei Kerzen angezündet wurden, saßen vier Musikanten, die bliesen aus ihren verschiedenen Pfeifen einen wahren Sturm von Lust und Freude in die Bauernstube.

In einer Nebenkammer fanden Körbe mit Schinken, mit Krapfen und anderem Backwerk, standen bauchige Mostkrüge und zahllose Trinkgefäße dabei; denn am Hochzeitstage, da schickt es sich nicht, daß Alle aus Einem Schnabel trinken.

Der alte Mann, der, in das Haus zurückgekehrt, seinen seltsamen Ernst in eine fast ausgelassene Heiterkeit umgewandelt hatte, führte mich in diese zweite Kammer, und nun huben wir zusammen an zu essen und zu trinken.

Immer von Neuem schob er mir den Schinkenteller und den Mostkrug zu. „Ei ja“, sagte er, „das freut mich! aber böß bin ich, schauderlich böß, wie Ihr heut' wohl habt gesehen! — Eßet und trinket und besegne Euch Gott! — Ihr habt mich oben im Wald was gefragt?“

„Ja“, sagte ich, „und Ihr habt mir keine Antwort gegeben.“

„Darum sitzen wir jetzt beisammen“, versetzte mein Gastherr, „Ihr seid ein Fremder und sicherlich von überall her; aber überall kennen sie den alten Brauch nicht. So mag ich Euch die Sach' gern auslegen; aber vergesset mir auf's Trinken nicht; 's ist Apfelmoss von meinem Garten. — Es ist so altes Herkommen in unserem Alpenwinkel, daß der Bauer, wenn er seinem Sohne die Wirthschaft übergibt, den Sohn rings um die Grundbesitzung führt und ihm bei jedem Grenzmarkzeichen Eins versetzt. Es ist das Merkstabel, daß der junge Besitzer auf die Grenze genau achte und sie nicht etwa einmal verrücke. So haben es die Alten gethan, so halten es auch wir, denn es ist eine rechtschaffene Lehr'. Bei Gemeindegroßstücken, die eben nicht übergeben werden können, kommt dieser Brauch von zehn zu zehn Jahren vor. Da gehen die

Ältesten der Gemeinde mit den Jüngeren aus. Und die Jüngsten suchen die Marksteine auf, wie solche die weitläufigen Gemeindegüter umgeben. Für jeden Markstein, den der Bursche findet, bekommt er seine Ohrfeige und sein Silberstück. So muß sich das Merks in diesem wichtigen Ding von den Vorfahren auf die Nachkommen verpflanzen. — Was ich meinem Sohne draußen von den Todtentafeln gesagt habe, das wird dem Bräutigam wohl auch nicht schaden; gar zu übermüthig muß der Mensch auch am Hochzeitstag nicht werden; aber wenn ihr jetzt anstoßen und trinken wollt', etwa auf einen kerngesunden Enkel über's Jahr — so hab' ich nichts dagegen!"

Und siehe, als wir keck und lustig anstießen, da barst der Mostkrug und das köstliche Maß überschwemmte den Tisch.

„Kindstaufe!“ rief draußen unter den Tanzenden der Bräutigam; aber die letzte Silbe des Ausrufes wurde schmählich erstickt; hastig hatte die Braut mit flacher Hand den vorlauten Mund zugedeckt.

Die Todtenbahr.

In der „Lauben“ mancher Bauernhäuser, unter der Bodenstiege steht jahraus jahrein ein etwa klastertlangener Stuhl. Er ist immer leer, man stellt nicht gerne was darauf; noch weniger aber setzen sich die Leute selber auf diese Bank, es ist eben die lange Bank, auf die uns das Geschick zuletzt alle schiebt, es ist — — Ei, damit hat's ja immer noch Zeit, freuen wir uns des Lebens.

Es ist eine herrliche Sommernacht; heiter wandeln einige Burschen Arm in Arm über Wiesen und Felder und singen Lieder, wie sie schon jahrhundertlang in diesen Bergen hallen, immer frisch und sinnig, immer aus dem Herzen.

Endlich nahen sich die Burschen einzelnen Bauernhöfen und singen nun nicht mehr, sie schleichen ganz leise auf Umwegen, sie suchen ja die Fensterlein ihrer Herzliebsten auf. Weit ab durch das ganze Thal ist es noch lebendig, und von den Bergen klingen Lieder, Tödler und Suchezer im Hochlaut und Hochgeföhle der Freude.

Das ist die Samstagnacht mit ihrer Lust und Liebe und Glückseligkeit!

Aber plötzlich wird es ruhig, still — grauenhaft fast, und die Burschen wandeln stumm oder nur flüsternd ihren Wohnungen zu. Und doch zirpt die Grille wie früher, und am Himmel fehlt kein einziger der freundlichen Sterne. Was betrübt die guten Menschen? Seht ihr dort am Berge, nahe am Halterhose, das röthliche Ausleuchten? Man könnte meinen, es brenne das Haus, so hoch und mächtig schlagen die Flammen auf und Funken fliegen empor, wie erlöste Seelen. Das bedeutet, daß im Halterhose Jemand gestorben ist.

Stirbt nämlich in einem einsamen Bauernhose Jemand, so wird dessen Bettstroh vor dem Hause verbrannt, zum Zeichen für die Nachbarschaft, damit die Leute kommen und beten und die Leiche segnen mit Weihwasser. Auch verfügt sich sofort ein „Leichenansager“ zur Pfarrkirche, um das „Schiedinläutn“ (Verscheidenläuten) zu veranstalten. Bei Kindern wird nicht geläutet; für diese

geschieht es schon im Himmel, denn „sie kommen vom Mund auf in den Himmel und werden sogleich Engel“!

Drei Tage und drei Nächte liegt der Todte aufgebahrt, gewöhnlich im Vorhause hinter der Bodenschiege. Hier steht obenbesagte Bank, oder es ist über zwei Holzschrägen ein Bret gelegt, darauf ruht er und ist mit einem Leintuch zugedeckt. Zu Häupten flimmert ein Vellichtlein in einer gläsernen Lampe, und dabei steht das Crucifix und ein Weihwassergefäß.

Es ist wohl unheimlich, wenn er — der früher mit den Andern in Haus und Hof geschafft, bei Tische gescherzt und mit rothem Gesichte durch die Thüren aus- und eingegangen — jetzt im dunklen Vorhause unter dem weißen Tuche daliegt, drei Tage und drei Nächte lang. Die Hausleute schleichen nur so vorbei und getrauen sich nicht recht hinzusehen auf die Bahre.

Aber wißt ihr, was man thun soll, damit man sich vor den Leichen nicht fürchtet? Man macht über das Antlitz des Todten mit dem eigenen rechten Daumen das Kreuzzeichen, und unmittelbar darauf schlägt man mit demselben Daumen das Kreuzzeichen auch auf seiner eigenen Stirne; — das hilft, in seinem Leben fürchtet man sich vor keiner Leiche mehr!

Während der Verstorbene auf der Bahre liegt, ruht die Wirthschaft und die Leute beschäftigen sich mit Andachtsübungen und mit Vorbereitungen zum Begräbniß.

Auch die Nachbarn unterbrechen die gewohnte Tagesordnung und versammeln sich im Hause des Verstorbenen und wachen die drei Nächte hindurch bei Singen und Beten.

Sehr gebräuchlich ist das alte Volkslied :

„Ich wollt wohl ausgehen
Und weiß nicht wohin,
Kein Mensch kann mir glauben,
Wie krank daß ich bin.
Das Kranksein, das ist
Wohl gar ein' harte Buß,
Weil man halt nicht weiß,
Wann man sterben muß.

Heut geh ich noch ein
In mein' Vater sein Haus,
Morgen in der Früh
Tragen s' mich schon hinaus.
Sie tragen mich hinaus,
Sie tragen mich herfür,
Sie setzen meinen Leib
Wohl zu der Friedhofthür.

Dort graben sie ein Grubelein,
Sie graben 's gar so tief,
Und legen meinen Leib hinein,
Da soll er schlafen süß.
Sie legen ihn hinein,
Sie decken ihn fest zu,
Sie wünschen seiner armen Seel
Die ewige Ruh.

Die ewige Ruh
Und das ewige Licht;
— So legen sie den Leib hinein,
Da soll er schlafen süß.
Der Mefner fängt an zu läuten
Den traurigen Glockenton,
Dann gehen meine Freunde
Halt alle davon.

Heute noch bin ich
Ein Röselein roth;
Morgen in der Früh,
Da bin ich schon todt.
Heut ist's in mir,
Morgen ist's in dir;
Es ist halt kein Kräutlein
Gewachsen dafür!“

Es macht einen eigenen Eindruck, wenn man um die Mitternachtsstunde die tiefsten Töne dieses Liedes hinauszittern hört aus der einsamen Menschenwohnung.

Aber es wird gemüthlicher. Nach Mitternacht kommt Weißbrod, oder wenn der Verstorbene ein leidliches Testament hinterlassen, gar eine Schüssel Fleisch oder ein Korb Krapsen auf den Tisch, und nicht selten noch ein geistiger Trank dazu, denn:

„A Leichnocht, de nit geistern thuat,
De bringt der oamen Seel ka Guat!
Und spuckt da Geist in Glaserl drein,
Aft fohrt die Seel in Himmel ein!“

Ein Todtenmahl um Mitternacht, heiter und gemüthlich oft.

Als der Weberhansl auf der Bahre lag und die Nachbarn fröhlich bei seinem Todtenmahle saßen, äußerte der Halterhiasl: „Na, wir is s heunt douh so lusti! Schod, daß da Webahansl nit do is, oba grad um oan Tog is er zfrüa gestorbn!“

Stets werden bei dieser Gelegenheit Episoden aus dem Leben des Verstorbenen erzählt und die Tugenden und Vorzüge des Todten in das günstigste Licht gestellt, denn ein Volkspruch lautet:

„Willst gschimpft wern,
Muast heiratn;
Willst globt wern,
Muast sterbn!“

Bricht endlich der Begräbnistag an, so wird der Todte in einen rohgezimmerten Sarg gelegt und mit Rosenkränzen und Heiligenbildern überdeckt. Zuletzt geben sie ihm noch eine Wachskerze in die Hand und Feuer-

schwamm dazu, damit er am Tage der Auferstehung allsogleich Licht zur Hand habe und sofort seine Freunde und Anverwandten auffuchen könne. Auch die Kerze, die zu Häupten der Bahre brennt, hat eine eigene Bedeutung. Leuchtet sie rein und ruhig, so ist es ein gutes Zeichen für den Todten und die Lebendigen; flackert sie aber unstät, so rüttelt der Tod daran, und es stirbt bald wieder Jemand in der Gegend! Auch ist es ein böses Omen, wenn der Sargdeckel nicht gut klappt, das deutet unrechtmäßig Gut in der Hinterlassenschaft!

Ist nun der Todte unter Niet und Nagel wohl verwahrt, so gehen die Leute noch zu einem Mahle, wobei wieder die Kerze eine Rolle spielt. Nachdem nämlich eine Reihe verschiedener Schmalz- und Mehlspeisen den Trauernden tröstend genagt, reichen die Verwandten des Verstorbenen jedem Leidtragenden eine Kerze, zum Zeichen, daß nun nichts mehr auf den Tisch kommt, als das Gebet; und dann rüstet man sich zum Aufbruche. Dann singen sie noch ein Abschiedslied und sechs kräftige Burschen heben den Sarg, um ihn zu Zweien und Zweien der Pfarrkirche zuzutragen.

Diese ist oft mehrere Stunden weit entfernt. Da ziehen sie hin in langer Reihe — die ganze Gemeinde oft — über Feld und durch den Wald, und beten laut. Voran schwankt der mit weißer Leinwand, dem „Ueberdon“, verhüllte Sarg und diesem zunächst folgt das Weib, welches den Todten gewaschen und ihm die Sterbekleider angezogen hat. Dieses Weib trägt in einer Laterne die brennende Kerze, denn eine geweihte Flamme muß den Todten begleiten bis zum Grabe, „daß ihm das ewige Licht leuchte“!

In manchen Gegenden wird die Leiche mittelst eines Leitertwagens, welcher von Pferden oder Rindern gezogen wird, zur Kirche befördert. Da wird zum Sarg noch ein Käfig mit einem lebendigen Vöglein gestellt, denn wenn nicht auch ein lebendiges Wesen auf dem Wagen ist, so bringen die Zugthiere den Todten nicht von der Stelle. Indesß das Vöglein, welches eine solche Todtenfahrt mitgemacht hat, lebt auch nicht mehr lange!

Weit bequemer ist's bei Kindesleichen; da wird das „Todtentrüher!“ ohneweiters mittelst eines Riemens einem flinken Burschen um die Achsel gehangen oder gar auf den Rücken geschnallt, wie ein Felleisen.

Zur Kirche angelangt, findet sofort ein „schwarzes Amt“ (die Todtenmesse) statt, bei welchem die Kerzen vom Frühmahle verbrannt werden. Nach demselben wird der Todte mit den üblichen Kirchencereemonien unter Glockengeläute bestattet. Dann wird am Grabe noch gebetet und gesungen, es kommt Weihwasser und Erde auf den Sarg, ein kleines hölzernes Kreuzlein auf den Hügel, und das wunderliche Drama eines Menschenlebens ist aus.

Nicht doch, die Zurückgebliebenen spielen weiter. Die Verwandten des Bestatteten und alle Leidtragenden begeben sich ins Wirthshaus zur „Todtenzehrung“, welche oft zwei bis drei Stunden währt und nicht selten die ganze Hinterlassenschaft des Verstorbenen kostet. Der alte Waldbauer, als Geizhals bekannt, fürchtet sich lediglich deshalb vor dem Tode, „weil er gor so viel kost“!

Um 12 Uhr Mittags, während sie Alle ruhsam beim Mahle sitzen, fangen auf dem Thurm noch einmal die Glocken zu klingen an, was mit dreimaliger Unterbrechung oft eine Stunde währt. Das ist das „Leichausleuten“

Nun tritt der Todtengräber zur Thür herein, bringt noch einen Gruß vom Todten und berichtet, „daß er ruhig schlafe und kein Leid mehr habe“. Hierauf betet er laut die „fünf Wunden Christi“ und greift angelegentlich nach den Gläsern, die man ihm zubringt. So wird wacker gegessen und getrunken, bis mit Speise und Trank aller Kummer und Gram verzehrt ist.

Wohl, denen es gelingt! Aber ich habe einmal am Grabe des Bestatteten eine Waise gesehen, die ihr letztes Stücklein Brot für einen Stamm Rosmarin vertauscht hatte; denselben pflanzte sie auf den lockeren Hügel zur letzten Liebesgabe dem treuesten Herzen in der Tiefe.

Inhaltsangabe

des ersten Bandes.

	Seite
Beleitsbrief	III
Eingang	1
Haussegen	7
Haus und Heim (Ueberſicht)	11
Wesen und Walten des ſteiriſchen Landmannes im Allgemeinen	80
Das Schatzkäſtlein	89
Die Handwerkerbant	46
Der Fiſch	54
Der Brotlaib	61
Das Altarl	66
Der Roſenkranz	72
Das Trudentkrenz	76
Die Uhr	88
Der Kalender	94
Geiſtige Schätze	101
Das Stiftbüchel	109
Die Trottelkammer	115
Die Kirche	123
Die Wiege	131
Das Fenſterl	138
Der Brautſtab	146
Das Ausnahmshäuſel	162
Werkſtabel und Werktafel	170
Die Todtenbahr	177

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Topographisch-statistisches Lexikon von Steiermark

mit historischen Notizen und Anmerkungen.

Herausgegeben

von

Josef Andr. Hanisch.

Dieses Werk erscheint heftweise vom Januar 1875 ab von 6 zu 6 Wochen in circa 20 Hefen von je 3 Bogen Lexikon-Format, mit 2 Ansichten in Lendruck, auf das sorgfältigste ausgestattet.

Preis eines jeden Heftes nur 65 kr. ö. W. (Nach Vollendung des Werkes tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.)

Als Prämie erhält jeder Abnehmer des vollständigen Werkes mit dem letzten Hefte eine vortrefflich ausgeführte

Karte von Steiermark

gegen Vergütung der geringen Selbstkosten.

Verlagsbuchhandlung Leykam-Josefsthal
in Graz.

Das
Volkzleben in Steiermark

in
Charakter- und Sittenbildern

dargestellt

von

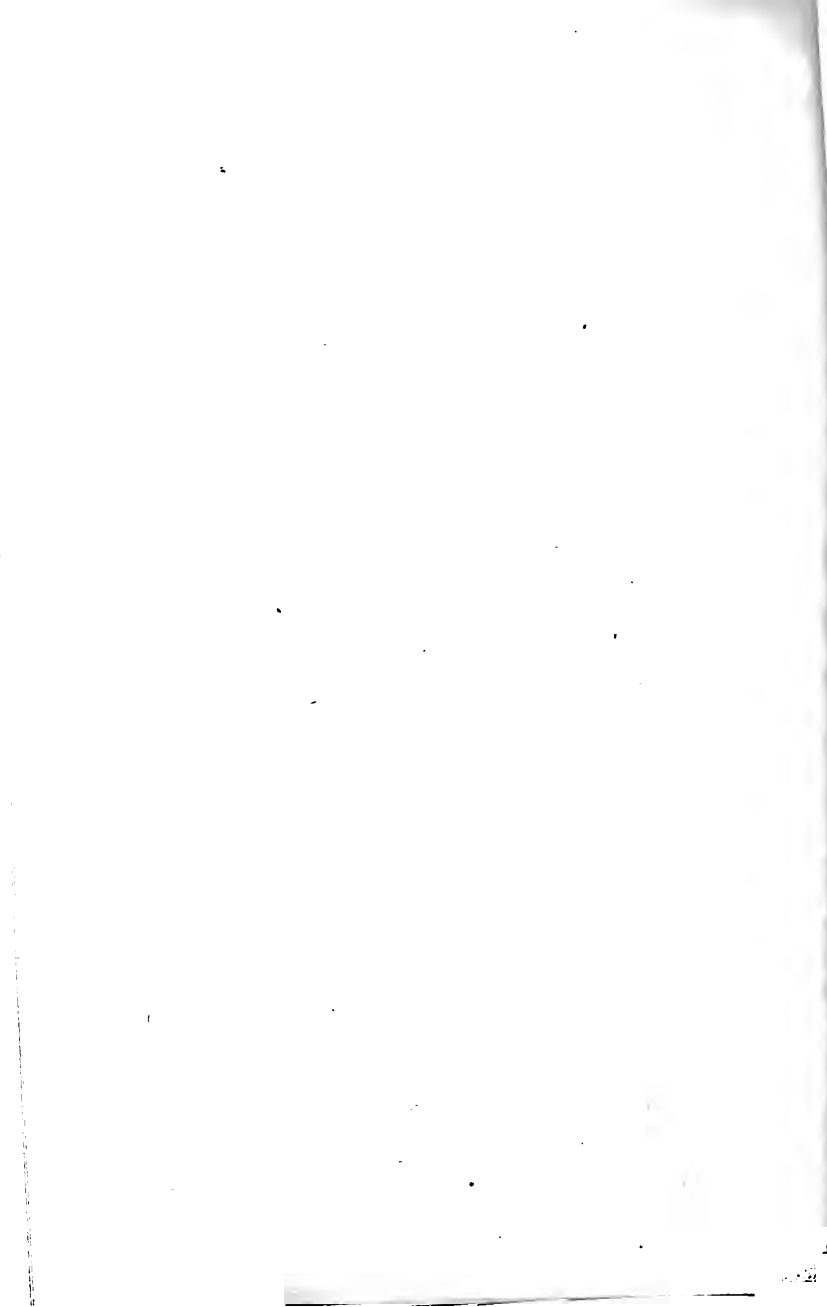
P. W. Hofegger.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

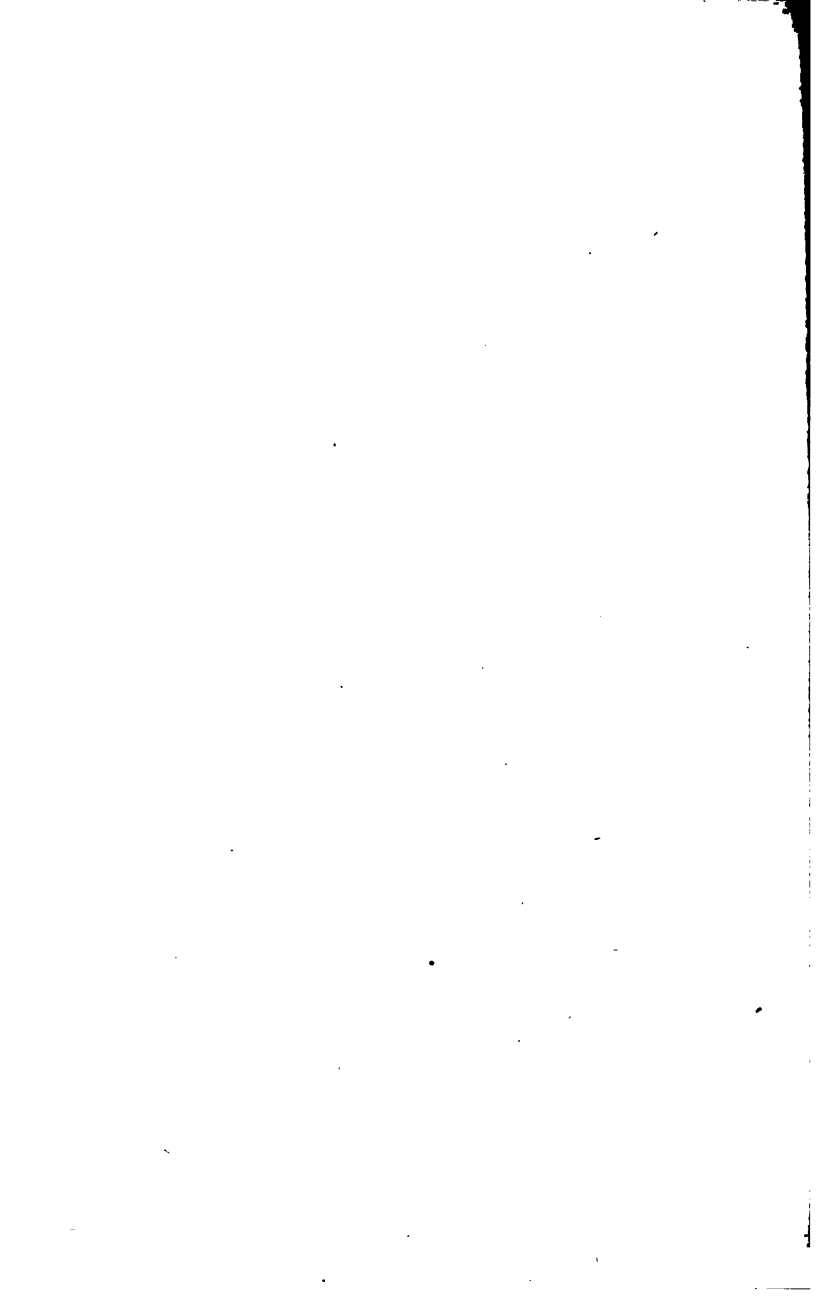
Graz, 1875.

Druck und Verlag von Leykam-Josefsthal.



Zweites Buch:

Die Fahr.



Glückselig Neujahr!

Die Zeitabschnitte, wie sie die Menschen festgestellt, haben durch das Zusammentreffen von den Erinnerungen der Vergangenheit und den Wünschen und Hoffnungen der Zukunft in denselben einen so geheimnißvollen Anstrich, daß der Einzelne gerade hier versucht ist, mit einem höheren Wesen auf eine, wenn auch übernatürliche Weise, anzuknüpfen, um mit Gunst desselben einen Blick in die Zukunft zu thun. Nicht bloß der ungeschulte Mann aus dem Volke, auch der gebildete Städter harret am Sylvesterabend der Mitternachtsstunde mit einer gewissen Erregtheit entgegen, und fragt das Orakel und schenkt ihm halb und halb Glauben. Sieht doch selbst der ernste Gelehrte lächelnd zu, wenn die Haushälterin für seine Zukunft Blei gießt, und am Neujahrsmorgen thut er mit allen Menschen dieselbe müßige Frage: Was wird in diesem Jahre kommen?

Nach dem betrachtet, habe ich in Steiermark verhältnißmäßig wenig Sylvester- und Neujahrsgewohnheiten gefunden.

Der Bauer geht am Sylvesterabend um neun Uhr zu Bett, schläft sofort auch ein und wenn er erwacht, ist die Milchsuppe fertig und das neue Jahr. Er steht auf, gähnt und sagt: „Giazt hon ih lacht a gouzes Johr gschlofn? No jo, vorigs Johr hon ih miß niedaglegt und heur bin ih erst aufgstondn!“ Hat den Witz von seinem Urgroßvater her.

Daß die Tochter in der Nacht Blei gegossen, weiß er nicht; er weiß es auch nicht, daß sie vom Tische

aus einen Schuß gegen die Thür geworfen hat, und zwar so oft, bis die Spitze einmal gegen die Stube gekehrt war, denn das letztere bedeutet, daß im nächsten Jahre ein Freier zur Thür hereingeht. Aber neugierig wäre der Alte doch, was kommen wird. Es ärgert ihn, daß ihm der liebe Gott das neue Jahr gleich so hingeworfen hat und daß er es jetzt nehmen muß, wie die Raß im Sack, Dem lieben Gott wär's gleich, ob er es Einen wissen ließe, oder nicht, und Unsereiner könnte doch das Kornfeld danach richten.

Das sind so des Landmanns Neujahrsbetrachtungen, dann schreit er aber auch schon:

„Das ma heunt kan olds Weib ins Haus kimmt, fist is s Gfröt fiati für s gonz Johr! — Wann ober a junga Bua ontlopfst, so mochts olle Thür und Thor auf und hoapts n gleich zan Tisch, daß mar in den Johr viel Glück und Segn hobn!“

Und das ist sein Ernst; torkelt aber an diesem Tag eine alte Frau ins Haus, so geräth er in Zorn! Dem Raßbauer ist am Neujahrstag, noch bevor die Sonne aufging, die alte Köhlerlise in die Stube gekommen und noch in derselben Woche hat er sein Haus verkauft, weil nun ohnehin kein Glück und Segen mehr zu hoffen gewesen.

Ein Bursche aber bedeutet gerade das Gegentheil und der Bauer weiß sich stets dankbar zu beweisen, wenn ihm ein Jüngling den Neujahrsgruß bringt. —

Raum sitzt der Hausvater in seinem festlichen Anzug bei der Morgensuppe, so wird es vor dem Hause lebendig. Die Armen der Gegend haben sich vor seiner Thür versammelt und singen:

„Was sull mar in Hausherrn dann wünsch
 Zan an neugn Johr?
 Mia wern an wünsch
 An guldanan Lisch,
 Auf an iadn Egg
 An guldanan Fische;
 Da da Witt a Glasl Wein,
 Dös sull in Hausherrn
 Sei Gesundheit fein!
 Dös wünsch ma mit Holl und Scholl
 Zan an neugn Johr!

Was sull ma da Hausfrau dann wünsch
 Zan an neugn Johr?
 A neugs Kristkindl
 Aufn Hocholdor;
 A neugs Kristkindl
 Is nouh nit gnuu;
 A guldane Heidl
 Wünsch mar ah dazuu;
 Mir wünsch ihr
 An guldanan Wogn,
 Damit s tonn
 In Himmel fodn.
 Dös wünsch ma mit Holl und Scholl
 Zan an neugn Johr!

Was sull ma da Tochter dann wünsch
 Zan an neugn Johr?
 Mia wünsch ihr
 An Bräutigon
 Mit brinnrote Houfn,
 Bou in an iadn Säckl
 Viel Dugodn lousn.
 Dös wünsch mar ihr mit Holl und Scholl
 Zan an neugn Johr!

Was sull mar in jungen Herrn dann wünsch
 Zan an neugn Johr?
 Mia wünsch eahm
 A feindsalige Braut,
 De n olle Wochen
 Siebn mol haut;
 Und wünsch eahm
 An eifnan Kuggn,
 Daß er d Schläg
 Konn owi druckn;

Dös wünsch mar eahn mit Holl und Scholl
 San an neugn Sohr!

Was sull mar in Ondern daun wünsch
 San an neugn Sohr?
 De ma nit kina
 Van Komen nenna,
 Wird Goud da Herr
 In Himmel datenna;
 Dös wünsch mar Olln mit Holl und Scholl
 San an neugn Sohr!"

„Is scho recht“, sagt der Bauer, „gebt's eahnar auffi wos!“ Und die Bäuerin trägt eine Schüssel Krapsen hinaus und gibt, wenn sie wohlhabend ist, jedem Einzelnen der Sänger noch ein Geldstück. —

Wer geschickt im Zeichendeuten ist, der kann übrigens heute schon was erfahren. Besonders sind die Eiszeichnungen auf den Fenstern bedeutungsvoll; da hinauf wirft das junge Jahr den Plan der Zukunft.

Die Flammen auf dem Herde müssen auch beachtet werden, ob sie hoch aufflackern oder welche Farbe sie haben. Selbst die Hühner wissen in diesen Dingen mehr als der Mensch; wenn sie schreien oder in die Höhe flattern, oder sich in enge Kreise versammeln, Alles hat seinen Grund und seine Auslegung.

Sogar an seinen eigenen Kleidern kann der Mensch heute lesen. Wenn sich zufällig der Rocktragen aufstülpt, so heißt das viel Verdruß im Jahr; wenn sich ein Schuhband lockert und von selbst löst, steht eine Hochzeit in Aussicht. Und so könnte ich euch noch Vieles erzählen, wenn's nicht ein wenig langweilig wäre.

Die neuen Dienfleute, die vor wenigen Tagen erst ins Haus gekommen sind, sehen heute nur auf Eines, nämlich, wie lange zu Mittag die Mahlzeit dauert und

wie viel Gerichte auf den Tisch kommen; das entscheidet fürs Jahr, ob die Hausvaterleute karg oder freigebig sind, und das ist doch eine wichtige Frage für den Dienstboten, den der liebe Gott die wenigen Freuden des irdischen Lebens in der Schüssel zukommen läßt, freilich nur in Gestalt derber Roggenknödel oder eines fetten Heidensterzes.

Doch — ein fein zufrieden Herz,
 Und der helle Sonnenschein,
 Und dazu ein Heidensterz,
 Ist genug zum Glücklichein!

Und das, wenn's genug, wollt ich auch dem lieben Leser wünschen — mit Hall und Schall — zum neuen Jahr! —

Heiligdreikönig.

Winterszeit! Hartgefroren ist der Schnee auf der weiten, langen Berglehne und die Sonnenstrahlen prallen daran ab, wie an einer Silberplatte. Was sind euch aber die Bauernjungen für Kerle! setzen sich oben auf ein Brett oder gar bloß auf den lieben Hintertheil des Beinkleides und fahren drein über die steile Lehne, daß die Luft sauft. Wenn schon das Wickelkind seinen Engel hat, so hat der tollwitzige Bauernjunge deren zwei. Behendig wie die Katzen wissen sich die Klagen zu wenden, wenn sie gegen einen wilden Abgrund, oder gegen einen Baum oder einen Felsen rennen. Mit heiler Haut kommen sie davon; was aber mit der Hose geschieht, davon kann hier die Rede nicht sein.

Heute endet dieses Schneefahren weit vor Abend, denn es ist Feierabend, das dritte Weihnachtsfest und der

Michelfranzbus muß sich vorbereiten, hat gar wichtige Geschäfte; der Michelfranzbus ist für morgen ein „Heilig-dreikönig“.

Diesen Abend aber ist es noch Geheimniß.

Der Hausvater selbst weiß nichts davon, der Hausvater geht ganz in der Reihe des Abendes auf. Mögt ihrs glauben oder nicht, die Dreikönigsnacht ist die wichtigste unter den heiligen Nächten des ganzen Jahres. Das ist die letzte der drei Weihnächte, in welcher der Alpenbauer Rundgang hält um Haus und Hof, und es mit Weihrauch und Weihwasser besegnet, daß Gottes Heil sei im Stall, in der Vorrathskammer, Scheune, und im Hausvatergelass bei Weib und Kind, und in der Gefindestube und insonderheit in der Kammer, wo die Mägde schlafen. Mit der Kreide wird ein dreifaches Kreuz gezeichnet auf jede Thür, und ein „Drubensfuß“ auf die Lagerstätten — wohl ein fürtrefflich Mittel gegen jegliche Hexerei und Anfechtung des Leibes und der Seele.

Wer ist der beste Zeichner im Hause? Derselbe komme und zeichne auf die Stubenthür schön und zierlich C † M † B †, und die Jahreszahl dazu. Das ist uralte Sitte, und diese „heiligen drei Könige“ bleiben stehen an der Thüre bis auf nächste Weihnachten. Bis hin ist nicht bloß der Melchior, sind schon alle drei tohlschwarz vor dem Stubenruß und die Magd scheuert sie mit dem nassen Lappen weg.

Ist die Zeichnung fertig, so kommt die Zeit zum Essen, eine gar sehr wichtige Zeit. Es heißt die Dreikönigsnacht auch die Dreimahlnacht, weil im Laufe derselben drei Mahle auf den Tisch kommen und zur Ehre Gottes und seiner Heiligen auch gewissenhaft verzehrt werden.

In alten Zeiten sollen die drei Mahle aus neun „Koch“ (Mus) bestanden haben, als: Haferkoch, Roggenkoch, Milchkoch, Apfelfoch u. s. w. Heute ziehen sie doch einen etwas weniger einförmigen Speisezettell vor. Soll ich ihn nennen? Nein, ich will meinen enthaltsamen Leser nicht lüstern machen, sondern nur darthun, daß der Gebirgsbauer sagt: in der Dreimahlnacht müsse so viel gegessen werden, daß darauf Keiner im Stande sei, sich selbst ins Bett zu legen, sondern daß Einer auf den Andern und der Letzte auf die Dfengabel sich zu stützen genöthigt wäre, um so ohne Gefahr für den reichlich versehenen Bauch auf den Boden zu gelangen.

Das junge, ledige Volk darf es freilich so weit nicht treiben; das hat in dieser wichtigen Nacht noch ein anderes höchst wichtiges Geschäft.

Wenn nämlich Eines oder das Andere wissen will, ob es in diesem nächsten Jahre zum Heiraten kommen werde oder nicht — und das will zuletzt Eines oder das Andere immerhin wissen — so geht es zur Holzassen wo Fichtenäste als Brennholz aufgeschichtet sind. Von diesen Nesten rafft es einen Armboll auf und eilt damit in die Stube zurück. Hier werden die Nester gezählt und da zeigt es sich. Hat die betreffende Person die gerade Zahl erwischt, wohl, so heiratet sie im nächsten Jahre; wenn aber die ungerade, so — nun, so glaubt sie einfach nicht an derlei „nährliche Geschichten, die ohnehin purer Aberglauben sind“.

„Ei, Aberglauben just auch nicht“, meint der Kohlenbrenner Thomas. Dieser hat heute wieder ein anderes wichtiges Geschäft. Die drei Mahle machen ihm keine Sorge, denn er hat sie nicht. Den Gedanken an das Heiraten hat ihm sein Weib selbst aus dem Kopfe

geschlagen, und zwar mit der flachen Hand. Aber Geld, Geld möchte der Thomas haben. Und seht, auch dafür ist die Dreikönigsnacht die rechte Nacht. Laßt mich nur erzählen.

Man gehe in der Dreikönigsnacht auf einen Kreuzweg, das heißt auf eine Stelle, wo sich Wege kreuzen. Dorthin kommt nun um die Mitternachtsstunde ein buckliges Männlein. Das muß man ansprechen und beschwören. Das Männlein gibt darauf neun Fragen, welche man sofort beantworten muß, ohne dabei aber — wohlgemerkt! — die drei Wörtlein „Ja“, „Nein“ und „ich“ auszusprechen. Trifft man das, so bekommt man einen Gut voll Thaler. Trifft man es nicht, so — ich sage sonst nichts, als — das bucklige Männlein ist der Teufel.

Hier ein Geschichtchen. Sind kaum zehn Jahre um, ist der alte Strohdeder Urban in der Dreikönigsnacht auf einen Kreuzweg gegangen. Der Urban ist gar schlau und hat stets gemeint, er sei gescheidter, wie der Teufel.

Kommt denn das unheimliche Männlein richtig herangeschwänzelt und fragt: „Weißt Du, Urban, wer heut' auf den Kreuzweg geht?“

„Der Teufel“, antwortet der Urban.

„Bist Du denn der Teufel?“

„Bin ein armer Teufel.“

„So höre. Wenn Du ein armer Teufel bist, so sage jetzt ja oder nein, damit ich Dir zwei goldene Stiefeln schenke.“

„Dann wäre ich ein dummer Teufel.“

„Verspielt! Dumm darfst Du nicht sagen.“

„Doch, doch, das Wort kann man sagen.“

Und so beantwortet der Urban dem Männlein, acht Fragen und glaubte das Spiel schon gewonnen zu haben; da fragt plötzlich der Böse: „Sag' an, um welche drei Worte handelt es sich?“

„Holt mich der Teufel, wenn ich Dir's sag'!“ schreit der Urban.

„So komm' denn!“ lacht das Männlein, und der Urban lacht auch, weil er im Lachen den Schuster Erhard erkennt.

Der Decker Urban mag's nicht recht leiden, wenn man dieses Geschichtchen erzählt, aber beim Essen in der Dreimahlnacht erzählt man sich's immer und immer wieder, und zur Erhärtung setzt man bei, der Urban trage heute noch den Hut auf dem Kopfe, in welchen der Teufel die Thaler in jener Dreikönigsnacht — hätte hineinschütten sollen.

Nach derlei Wunderbarem, Geheimnißvollem und Genußreichem bricht endlich der Festmorgen an. Die Sonne geht heute schon um ein Hahnenkrähen früher auf, als sie am Christmorgen aufgegangen war.

Raum aber rückt die winterlich rothwangige Himmelskönigin über die beschneiten Waldberge einher, so bewegt sich ein gar sonderbarer Aufzug durch das Dorf.

Die „heiligen drei Könige“ kommen gezogen. Das sind merkwürdige Gäste. Voran hüpfet ein buntbesitterter Junge einher und trägt auf einer langen Stange den „goldenen Stern“, der vor den Weisen hergegangen ist gen Betlehem. Dem Sterne folgt sofort die muntere Kinderschaar, theilweise in weißen Hemden und Engelsflügeln, theilweise in ihren Ledertwämsern. Und endlich kommen die drei großen Herren. Sie haben „goldene Ge-

wänder an und Kronen auf, und Einer ist ein kohlschwarzer Mohr“.

Ein paar Hirten mit langen Stäben und angeklebten Bärten singen vor jeder Thür die alten Verse:

„Giesel he, was muß das sein?

Seht kommen die Zigeuner in unser Land herein.

Ich weiß nit, sein s'Krawaten, ich kenn' s'noch nit recht;

Es ist ein ganzer Haufen, daß man s'taum zählen möcht.

Es ist ein g'straflig Wesen, ein G'heß und mächtig G'schrei;

Und wann das unser Amtmann hört, so führt er sie alle ein.

Sie haben ja ein Packwerk, es ist schier ein Graus;

Man meint ja, sie hätten schon viel Dörfer plündert aus.

Sie haben rare Mähren und bucklige Köp,

Sie machen hohe Krägen als wie der Franshos.

Und Einer, der ist ein kohlschwarzer Mann dabei,

Just wie der schwarz Tomi in unserm Kälbergei.

Und Einer, der hat ein ganz Erüherl vull Guld;

Ei, wann er sich besinnen that, und mir es schenken wullt!

Den Weihrauch, den brauch ich nit, hab ehgestern g'raucht;

Und die Myrren sein mir zu hantig, als ich mir das Maul verderben that!“

Zwei Engel mit weißen Flügeln und rothen Nasen flattern herbei: „Ihr Menschen allsammt, o, lobet den Herrn, das sind die drei Könige mit ihrem Stern!“

Und wahrhaftig, da stehen sie schon, und vielleicht gar ein Ueberzähliger dabei mit Krone und Scepter; so sind eben vier „Heiligedreikönige“, was verschlägt's!

Nun singen sie den Weihnachtsgruß. Sie singen vom falschen Herodes, von dem Stern, vom holden Jesukindlein; sie singen von Gold, Weihrauch und Myrren. Das Gold kennen diese „Könige“ freilich nur dem Namen nach, und nichts sonst haben sie gemein mit den drei Weisen aus dem Osten, als die bitteren Myrren. Sie, die da glitzern in Kaufsgold und Sonnenpracht und die da singen von Edelgestein und goldenen Kronen, sie sind nur da, um vor der Thür des Wohlhabenden ein Stücklein Brot,

einen Pfennig zu erfingen; sie sind die Aermsten der Gemeinde.

Der Michelfranzbub läßt sich aber deswegen noch lange kein graues Haar wachsen. Er ist nur gar sehr froh, daß er heute einen papiereuen Purpur darf tragen, denn seines Höbleins Hintertheil weist solcherlei Spuren von der gestrigen Schneerutschpartie, daß der Junge im Geist an besagter Stelle bereits der Mutter greifbare Zurechtweisung fühlt.

Wahrhaftig, da möchte Einer den rothen Mantel gar nicht ausziehen und schier lieber ein Heiligdreikönig bleiben all' sein Lebtag lang, als unter solchen Umständen der Michelfranzbub zu sein.

Es ist sonst nicht meines Amtes, zu sagen, was ich nicht weiß, aber zur Beruhigung der Leser versichere ich: Dem Michelfranzbuben geschieht nichts, im Namen der heiligen drei Könige wird ihm die Schneerutsche verziehen.

Winterspiel.

Hi, wären nur recht viele Sonntage dazu! — Was uns Männer und Burschen sind, in der Stube bleiben wir nicht. Die Spiellarten heben wir uns auf, bis Thauwetter eintritt. So lange der Bach und der Teich noch gefroren, läßt sich männiglich treiben.

Schlittschuhlaufen? Der Unterländer übt es; der Oberländer mag es nicht, ist ein kindisch Spiel. Er weiß seine Eisflächen zu etwas Anderem zu benützen. Taubenjagd hält er auf derselben.

Braucht aber kein Pulver und kein Blei dazu, sein Schuß wird angeschlagen in der Brust und geht aus freier

Hand und seine Taube bleibt am Platze, wenn sie nicht getroffen wird, und wird sie getroffen, so eilt sie davon.

Das Ding, ein echt oberländisch Spiel, heißt Eis-schießen und ist so, wie ich es nun erzählen will.

Das erste Erforderniß zum Eis-schießen ist nächst der Eisbahn von 8—12 Klaftern Länge für den Schützen der Eisstoß, und sind für die ganze Gesellschaft die sogenannten Tauben.

Der Eisstoß ist aus hartem Holze gedreht, meist mit Eisenringen beschlagen, und gleicht einem riesigen Petschaft.

Die glatte Grundfläche desselben mißt im Durchschnitte einen Fuß, und wiegt der Eisstoß 10—12, ja für starke Eis-schützen zuweilen 20 Pfund.

Die Tauben, wohl so genannt, weil sie ein Paar sind und ein Schießziel bilden, sind zwei viereckige Holzplöckchen oder Holzkegel, von einem halben bis zwei Schuh hoch. Die eine Taube bezeichnet den Anfang der Bahn, den Standplatz, die andere ist das Ziel, nach dem geschossen werden muß.

Die Spieler müssen nun in zwei Mannschaften oder Helferschaften getheilt werden und beginnen zu diesem Zwecke das „Zusammenschießen“. Der Eisstoß wird an der Hake mit der Rechten gefaßt, und es kommt nun auf den Schuß, auf den geschickten und kraftvollen Wurf oder Vorschub an, daß der Eisstoß auf die Bahnfläche hinausgleite ohne Wanken und Springen und der Taube zunächst anlange.

Derjenige, der das Ziel am Nächsten erreicht, ist der „Engmor“, oder das Haupt des ersten Theiles, der zweit-nächste ist der „Weitmor“, oder das Haupt des zweiten.

Die Anderen werden nach der Reihenfolge der Stöcke in die „Engen“ und „Weiten“ getheilt. heißen Helfer, auch Knechte und haben nach bestimmter Folge zu schießen.

Den ersten Schuß im eigentlichen Spiele, hat, um Gleichheit und Gerechtigkeit zu erzielen, der Weitmor, diesem folgt der Engmor und nach dem kommt der erste Helfer des Weiten, und sofort abwechselnd Einer der beiden Theile.

Die Stöcke bleiben unberührt am Orte stehen, wo sie angelangt sind und es hängt von der Geschicklichkeit ab, den Stoß eines Gegners wegzuschießen und sich dadurch einen besseren Platz zu erringen oder gar die Taube zu treffen und vorwärts zu schleudern, wodurch natürlich die anderen Alle noch entfernter vom Ziele sind.

Das ist aber nicht leicht.

Jeder schießt nur einmal und sobald er geschossen hat, geht er zum Ziele hinaus. Der Eng- und der Weitmor haben jeder noch einen Schuß, den sie zu beliebiger Zeit anbringen können, wenn ihnen eine Stellung günstig scheint; sie schießen aber meist zuletzt, um für ihre Mannschaft zu entscheiden.

Eigentlich soll das Spiel gewonnen sein, wenn die gesammten Engen oder Weiten voraus sind; da dies aber nur bei einer kleineren Zahl von Spielenden leicht möglich ist, so wird bei größerer Zahl bestimmt, „wieviel“ eine Mannschaft haben muß. Geld oder Zeichen ist gleichgiltig und hängt von dem Belieben der Spielenden ab. Erreicht eine Mannschaft die bestimmte Zahl beim ersten Schießen, so hat sie gewonnen und es beginnt das Spiel von Neuem mit abermaligem Zusammenschießen oder Hervorthun eines Eng- und Weitmors. Ist die nöthige Zahl keineswegs erreicht worden, so wird, da die Spielenden sämmtlich beim

früheren Endpunkte stehen, die Bahn umgekehrt und das Spiel wird fortgesetzt, indem der Schuß nun nach der andern Taube geht. Und so wird fortgefahren, bis ein Spiel zu Ende ist.

Bei einer größeren Anzahl Schützen kann auch durch eine kleinere Zahl von Eisstöcken Genüge geleistet werden, indem der Platz, auf dem ein Stod angelangt ist, bezeichnet wird, der Stod aber nach der Wegnahme anderen Schützen dient.

So ist dieses Spiel und so geht es an den Sonntagen fort auf der Eisfläche bis in den späten Abend hinein. Und folgt diesem eine mondhelle Nacht, so wird auf das Aufhören vergessen; ja es geschieht zuweilen, daß die Eischützen von der Morgenröthe überrascht werden.

Da ist's dem Großlechner einmat passirt, daß er, nach einem ganznächtigen Spiele plötzlich die Morgenröthe erblickend, ausrief: „Du liebe Zeit, is dann heunt d Sunn schon owi (hinab)?“

Lustige Zeit! Fastnacht!

Die Volkspossen, die sich im Mittelalter so eng an die Jahreszeiten, an regelmäßig wiederkehrende Ereignisse, als Taufen, Hochzeiten, kirchliche Festtage u. s. w. und an die religiösen Ceremonien lehnten, haben sich besonders in den Gebirgsländern lange erhalten und scheinen erst in unseren Tagen nach und nach in Vergessenheit zu gerathen. Es ist aber, als ob in irgend einem Winkel des Volkscharakters diese Possen noch einmal einer Auferstehung

entgegenharrten, so leicht und lustig können sie bei besonderen Anlässen wieder hervorbrechen.

Die Zeit des Carnevals bis zu den Ostern hinaus ist die ceremonienreichste, weil hier noch die erhaltenen Sitten des Heidenthums mit den Gebräuchen der Kirche zusammenfallen.

Zwar die Kirche verhüllt im Angesichte der Fastenzeit schon vierzehn Tage vor Ende des Faschings ihr Haupt. Aber gerade, wenn die Altäre der Pfarrkirche in das düstere Blau gehüllt sind, deckt das Wirthshaus erst recht seine Freuden und Lustbarkeiten auf, und macht der Carnival seine ausgelassensten Sprünge.

Der Pfarrer predigt bereits eindringlicher als je Buße und Betehrung, aber die Pfarrkinder, und besonders die jüngeren denken: damit hat's noch Zeit, bis der Aschermittwoch kommt; jetzt sind die Musikanten wohl auf, und der Wirth hat drei Schweine abgethan, und überall gibts fette Bissen, und das Eins sich jetzt in's finstere Winkel ducken sollt, das kann der lieb' Herrgott von einem ordentlichen Christen doch nit verlangen! — Und weiters: wenn man auch ein wenig arg hallodriren thut, 's kommt ohnehin die Osterbeicht', und ein paar dalkerte Sünden mehr rucken zum allgemeinen Borrath schon noch mit.

Im Hofe gibt es just keine dringenden Arbeiten, nur daß täglich dreimal das Vieh muß gefüttert werden; die Pferde kriegen mehr Hafer als sonst, die Ochsen reichlicheres Heu unter das Stroh, die Kühe bekommen gar Mehltränke, weil ja Fasching ist. Auf einmal aber merkt die junge Kühmagd, es sei bei der „Braunen“ der Barren verrückt. Allein vermag sie den großen Holztrog nicht gleichzustellen, da ruft sie den Ochsenbuben, der

ist rechtschaffen stark, der ist schon so gut und hilft ihr den Barren zurechtrücken.

Es muß ein schweres Stück Arbeit sein, denn nach derselben sinkt der Ochsenbub nur so ins Heu; und ein wenig rasten, weil Fasching ist, denkt sich die Magd, wird so arg gefehlt nicht sein.

Und in der Küche ist ein Schmoren und Braten, und im Wirthshaus ist ein tolles Musiciren die ganzen Nächte durch. Und am letzten Fasching-Sonntag kommt gar der Herr Pfarrer auch, und die ganze Nacht bleibt er da und guckt ein wenig in den Winkeln herum, ob denn doch wohl nichts Unrechtes geschieht. Nu, Unrechtes merkt er just nichts, aber vom Buxethun ist schon auch keine Spur.

Der Hausvater hat's nicht gern, wenn seine Leut' zum Tanz gehen, eben des Pfarrers wegen nicht; der setzt sich dann zu seinem Gläschen, nimmt eine Prife und denkt sich: Schau, schau, Der und Der läßt seine Leut' auch zu sündhaften Unterhaltungen gehen! — und das wirft dann viel Schatten auf den Betreffenden.

Damit die Knechte und Mägde lieber daheim bleiben, so läßt sich der Bauer angelegen sein, daß durch die ganze Faschingszeit hindurch bessere und reichlichere Kost auf den Tisch kommt. Besonders in der letzten Woche, welche die „Foastwochn“ heißt, wird viel Schmalz und Fleisch verzehrt. Und vor Allem ist es der „Foastpöngsta, Foastfunta, Frousmonta“ und der allerletzte, der „Foschnotog“, an welchem sich der Bauer erprobt, ob's denn nicht geht:

Olle Fog a Sau und a Kua
Und an Benggn (Centner) Schmolzkouch dazua.

Es ist um so nothwendiger, an diesen Tagen möglichst viel zu verzehren, da denselben die siebenwöchentliche

Fasten folgt, in welcher ein wahrhaft christlicher Bauer kein Stücklein Fleisch und kein Tröpflein Schweinschmalz über die Zunge lassen soll.

Zwar hat in den letzten Jahren der bischöfliche Hirtenbrief, der am „Foaastfunta“ immer von der Kanzel verkündet wird, das Schweinschmalz an den Fasttagen erlaubt, aber „in Geistlingen därf mar ah nit olls glabn“, meint der Landmann, „ba de hebt der ondere Krist, (Antichrist) zersch on, dös hobn die oldn Leut ollaweil gsogg, und s se habn s ah gsogg, wer Somstas a Fleisch oder a Schweinschmolz ist, fü den thuat unsa liabe Frau neama fürbittn und mit den is s aus und is s vabei!“

Daß wir wieder auf unser Faschingessen kommen — sind die jungen Leut' halt einmal so, sie äßen euch lieber den ganzen Tag nichts, als daß sie zu Hause blieben. Sie gehen am „Foaastfunta“ oder am „Foschtog“ (Faschingdienstag) zum Hausvater und bitten ihn demüthiglich, daß er ihnen erlaube, ein wenig zum Wirth zu gehen. Da sind nun zwei Fälle möglich, entweder der Hausvater erlaubt es, dann gehen sie ins Wirthshaus, oder er erlaubt es nicht, dann gehen sie — auch ins Wirthshaus, aber heimlich, wenn die Hausherrschaft schon schläft.

Da fällt mir das Geschichtchen ein. Es ist ein rechtes Faschingsstücklein. Ob es sich zugetragen, das weiß ich selber nicht, es wird eben erzählt.

Vom Bosl und der Rosl.

Es war schier zum Bezweifeln.

Im Dorfe drüben ging's so groß zu und im Wirthshause waren alle Fenster beleuchtet, wie die Kirch in der Christnacht, und alle Geigen und Clarinetten waren dort

beisammen und die Burschen thaten noch Zither spielen und singen dazu, daß die Spazern auf dem Dache wach wurden und ordentlich zu tanzen anhuben.

Jetzt konnte man gar den Nachbartilbuben hören, wie er sang :

„Und heunt is da Feschntog,
Seunt sauf ih, wos ih mog,
Morgn moch ih s Testament,
's Geld hot an End!“

Und gleich darauf schallte, von Zitherklang begleitet, ein Anderes herüber :

„Bwoa kuhlschorze Kerschtern,
Und 's Diandl hot miß Kreuz gern
Und gwoant hots um miß,
Wir ih fuatgonga bi!“

Jetzt fielen wieder die Trompeten und Geigen ein und die Clarinetten jauchzten dazu und die Burschen jauchzten auch.

So war's drüben im Dorfwirthshaus. Anders war es im finsternen Kuhstalle des Grabenleitnerhofes.

Dort lehnte am Heubarren ein Mädchen, welches sehr weinte. Es war die Stallmagd des Grabenleitners; die war neunzehn Jahre alt und hieß Rosl. — Ach, es war schier zum Verzweifeln!

Dort drüben ist die Fastnacht und hier ist der Charfreitag; dort drüben singen und tanzen sie und hier röhr't die Kuh und schellt so einfältig mit der Kette!

Und Rosl war ein so fleißige Magd und sie hatte sich schon gar so lang gefreut auf den heutigen Tag — aber da hat der Grabenleitner gerade um eine Woche früher eine unheilvolle Predigt gehört. Die Predigt handelte

vom Tanze, daß er eine Todsünde und der kürzeste Weg ins höllische Feuer sei.

Als der Bauer darauf heimging, schüttelte er ununterbrochen seinen Kopf und redete vor sich hin: „Is guat, daß ih s woaß; dös war a schöne Gschicht, wann meine Leut zan Tonz gangadn und ollmitanonder owirumpladn in d'Höll!“

Und als der Grabenleitner nach Hause kam, verbot er seinem Gesinde, für die Fastnacht den Tanz zu besuchen.

Das traf die lebenslustige Rosl wie ein schwerer Schicksalsschlag und sie ging hin zum Knecht, fiel ihm um den Hals und beschwor ihn, daß er ihr helfe. Und der Josl sagte, er wolle sehen, was sich da machen ließe. Der Bauer war einfältiger, als man meinen sollte, aber der Josl war geschiedter, als er aussah.

Als nun die Fastnacht kam, da trat der Josl hin vor seinen Dienstherrn und fragte Anfangs, ob er nicht etwa die Ochsen einspannen und in die Mühle fahren müsse und dann fragte er noch, was für den nächsten Tag zu thun sei, ob sie in den Wald hinausgehen oder auf der Tenne bleiben sollten. Aber als er darüber Bescheid hatte, blieb er noch stehen vor dem Bauer und zupfte von seinem rothen Brustfleck durch ein Löchlein die Watte heraus.

„Nu, und woß dann nouß?“ fragte der Bauer barsch.

Da trat ihm der Bursche noch einen Schritt näher und sagte kleinlaut:

„Gelt Baur, Du host nig dagegn, wann ih d'Roußl heunt auf d'Nacht auf a Stündl ins Wirthshaus übriführ und ihr an Meth und a Tanzl zohl?“

Was nun der Grabenleitner auf diese treuherzige Rede geantwortet hat? Just nichts Erbauliches.

„Aha!“ hat er gesagt, „bist schon do mit deinen Klausn? Wann ih dih hiazt ban Schoupf nimm und beidl dih, so muast ma donkn, du brauchst nouh a Zucht. Ban Tonz gehn, zan Tonz! Dös wa s Bohre! Ih sog da na so viel, Josl, wer heunt vo mein Haus zan Tonz geht, den sull in Wirthshaus auf da Stell da Teuf huln!“

Der Josl hat noch ein Schöppchen Berg aus seinem Brustlaß gezupft und ist dann langsam in den Stall gegangen.

Es war am Abend desselben Tages.

Der Grabenleitner las noch zu später Nachtstunde eifrig in der Bibel. Er hatte auch das Kochem'sche „Leben Christi“ vor sich aufgeschlagen und las das Kapitel von der Hölle, wie diese 50 Meilen lang, 50 Meilen breit und 50 Meilen hoch ist. Und er sann darüber nach, wie doch der gute Pater Kochem diese Bemessungen angefangen haben mochte. Doch, noch zu rechter Zeit mahnte ihn eine Stimme: „Grüble nicht, o Staubgeborener, an den Sätzen der Schrift, denn unerforschlich sind Gottes Rathschlüsse!“ Demuthsvoll klappte der Bauer das Buch zu. Es schlug elf Uhr.

Da, plötzlich fiel es ihm ein, ob sie wohl daheim nicht etwa heimlich fortgezogen seien, nach den Fleischöpfen Aegyptens. Zwar hatten ihm der Josl und die Rosl schon manches Jahr treu gedient und stets die Gebote ihres Herrn befolgt, allein schwach ist das Fleisch und groß die Macht der Hölle!

Der Bauer schlich aus seiner Stube und in den Stall, wo das Bett der Kossl stand. Alles in Ordnung, die Magd lag ruhig unter ihrer Wolldecke und schlief den Schlaf des Gerechten. Ganz anders war es, als der Bauer zum Bett des Kossl kam. Das war öde und leer. „O, du schlechter Lump du!“ sprach der Bauer zu sich selbst, meinte damit aber den Knecht, der abwesend war, „woat, ih wie da nouh zoagn, wer dei Herr is; heunt ba da Nocht nouh suach ih dih auf, ziach dih ba die Orwaschl hoam ins Bett und morgn vajeit ih dih erst!“

Hinter der Hausthüre lehnte der Mühlstock; nach diesem griff der Grabenleitner und machte sich brummend auf den Weg gegen das beleuchtete und belebte Wirthshaus.

Der Wirth zum „heiligen Florian“ — dessen Schutzpatron über der Hausthür seinen Wachtposten hatte — machte große Augen, als er den geizigen und bigotten Grabenleitner daherkommen sah und er sagte: „Ei der Tausendschlapperment, ist aber das was Seltsams, Herr Nachbar!“

„Na, daß der do is“, flüsterte ein lustiger Junge seinem Nachbar zu, „dös bedeutet wos; entweda kriagn mar an Kriag, oder es geht d'Welt z'Grund!“

Die das gehört hatten, lachten auf.

Aber der Grabenleitner sah und hörte nicht auf das, sondern er suchte mit dem Stock in der Luft umher, machte äußerst verdächtige Geberden gegen den Schützling des heiligen Florian und gurgelte: „Is er do, oder is er nit do?“

„Er is nit do!“ rief der Bachbartlbub auf gut Glück, ohne zu bedenken, wie höchst verdächtig dieses schnelle Dreinfahren war. Er lachte und faßte den Bauer

an der Hand. Bald waren auch noch ein paar andere Burschen zur Stelle, und nachdem sie sich gegenseitig ins Ohr geflüstert hatten, nahmen sie den Grabenleitner in ihre Mitte und zogen ihn zu ihrem Tisch, der sich sofort mit Unterländerwein und Oberländerfaschingstrapsen deckte.

Als sie ihm nun von allen Seiten zutranken und ihm sagten, daß er eigentlich ein guter Kerl sei, da legte sich sein Born und sein Grollen etwas; er lächelte ein wenig und that endlich Bescheid. Und siehe da, noch weit eher, als es sich die Burschen versahen, schlug der Grabenleitner seine knochige Faust in den Tisch und weinselig lächelnd rief er aus: „Seids scho vasslürte Kampl, ös — ös hobts miß dronkriagt, ih moan, ih kriag an Dußl? He?

„Na, bringts her a Glas Brabl
Und Wein, a Purzion,
So, s Eßn und s Saufn,
Dös is mei Passion!“

Die Burschen schnalzten dem Alten mit den Fingern zu und sangen dann:

„Und hobn ma glei an Dffn,
Wegn den geht Roana schlofn;
Mir trinkt nouh a Glaserl drauf,
Und über an lustin Lumpn,
Do steht amol nig auf!“

„Dös is grechn a lustige Nocht!“ meinte der Bauer, als ihm die Leute auf die Achsel klopfen und immer wieder ihre Gläser brachten. „Ih bin dös Weinal holt nit recht gwohnt; ih trinkt fist olleweil a koltß Woffa, wann i durfti bin. Grod an Johanneswein trinkt ih ja Weihnächtn, und wo den kost ih so long und so long ollamol, bis ih 'sGlasß zfomschlog — oftn (dann) is s gmua.“

Als hernach auf dem Tanzboden die Musik anhub, machte er allerhand Bewegungen im Tact, und als nun gar ein Altsteierischer kam, schön langsam und gemüthlich und doch voll Lust und Leben, da schrie der Grabenleitner: „Jestl, a Stoansteira! Dös is der, den s ba mein Braut- tonz gspielt hobn — Buabn, den moch ih mit!“

Sofort sprang er auf, faßte die Kellnerin an der Hand und eilte mit ihr auf den Tanzboden. Alles wich ihm aus und lachte und wunderte sich gar über den flinken Alten — der tanzte wie ein Mädchen.

„Ih woaß gor nit, wia ma heunt is!“ meinte er nach seinem ersten Tanze, „die gonz Weltkugl möcht ih aufn Bugl nehmen und aufn Sterna damit umahupfn. Oba sogts zu mein Josl und zu mei Kofl nig — und mei Weib, de därfs ah nit wissn, de is ka guade, wann s bös is!“

Der Bachbartlhub entgegnete:

„Wann ih geh, so geh ih gleich,
Geh ih hoam zu mein Wei,
Da mein Wei hots ka Ziel,
Geh ih hoam, wonn ih s will!“

„He, a u f nouh an Steirischn, Splelleut!“ rief der Grabenleitner wieder und warf den Musikanten einen Groschen auf den Tisch; aber just wie die Musik beginnt und der Bauer seine Tänzerin um die Hüfte nehmen will, da — o ihr Ewigen! — erfaßt ihn eine kalte, starre Hand — eine Klaue — am Genick und hinter ihm steht der Böse und grinst ihn an voll unendlichen Hohnes und ladet ihn ein zu einem Tänzchen.

Der Bauer schrie auf und wollte für den ersten Moment entfliehen, aber der wackere Gottseibeius hatte

seine Klauen so innig in den Rocktragen des Grabenleitners gebohrt, daß diesem kein anderer Ausweg blieb, als zu Boden zu sinken.

Nun erst ließ der Unheimliche sein Opfer los, hob sein scheußlich Haupt, winkte mit den Hörnern und fletschte die Zähne.

Es herrschte Todtenstille, welche der Böse sofort mit folgender Kündigung unterbrach: „Dem Hans Jörg Schmußer, vulgo Grabenleitner, hier, Gruß und Handschlag von meinem Principale Luzifer! Mittelfst Vollmacht, die uns besagter Hans Jörg verliehen, indem er Jeden von seinem Hause, der heute zum Fastnachtstanzge geht, dem Teufel verschwor, sendet mich mein gnädigster Herr und Gebieter . . .“

Eine Maus hätte man jetzt laufen hören können, so still war's, bis der Alte endlich einen hoffnungslosen Versuch machte, um Gnade zu flehen.

Und siehe da! Man hätte sich das vom Teufel nicht gedacht, er war ungemein großmüthig. Nur eine ganz kleine Bedingung stellte er für sein Opfer: Er wolle billig sein, der Grabenleitner möge aus seinen zwei Dienstboten Josl und Rosl ein Paar machen und es für die Jahre, die sie ihm treu gedient, mit einem kleinen Hausstand ausstatten — dann sei er frei; — es sei ohnehin nicht der Rede werth.

„Und nouhamol sull miß da Teufl huln, wann döß nit mei Josl is!“ lachte jetzt der Bauer plötzlich auf und ein schmetternder Tusch fiel ein —

Und zur Fastnacht über's Jahr

Waren der Josl und die Rosl ein Paar!

Faschingbegraben!

Ceremonielles kommt in der Faschingszeit nicht viel vor, Jeder läßt sich gehen, wie er mag, und thut, was ihm taugt. Geeigneter aber für herkömmliche Poffen und bildliche Darstellungen ist der plötzliche Uebergang von den übermüthigen Freuden der Fastnacht in die beschauliche Ruhe des Aschermittwochs.

Das Erste ist, daß die Küchenmagd den Fasching hinauswäscht. Sie reiniget nämlich mit der größten Sorgfalt alles Küchengeschirr, alle Gegenstände um den Herd herum, alle Bänke und Stühle in der Stube und besonders den Tisch mit dem Eßzeug, damit ja kein Tröpfchen Fett hängen bleibt und die heilige Fastenzeit entweicht. Die Leute gehen zum Brunnen und spülen sich den Mund aus; knien dann um den Tisch herum und beten den Kreuzweg und die Litanei vom Leiden Christi.

Eines oder das andere Mädchen lehnt wohl gar am Brunnentrog, wäscht sich immer und immer wieder die Augen aus und fngt vor sich hin:

„Sida, seit n Fofchn her,
Schmedt ma gor niz, gor niz mehr,
Ollaweil, ollaweil kimmts ma für:
Aus is s mit mir!

Tritt mit dem Ende des Faschings gleichwohl eine gewisse Abspannung ein, und streut auch die Kirche mit ernster Miene der tollen Ausgelassenheit eine Handvoll Asche ins Gesicht, so legen sich übrigens die hohen Wogen doch nicht so bald; ja im Gegentheile, die erregten Sinne suchen nach neuen Schwänken und Lustbarkeiten, welche den Tanz und die Fleischöpfe ersetzen sollen. Wirft der Hausvater

gleichwohl die Betschnur aus, die Burschen wollen nicht sofort anbeißen.

Am Morgen des Aschermittwoch, da sitzen sie aber schier kazenjämmerlich zusammen im Dorfwirthshause. Die Musikanten sind eingeschlafen und schnarchen, anstatt zu blasen. Die Mädchen sind verdröffen heimgegangen zu ihren häuslichen Arbeiten, und unter dem Tisch nagt der Hund an den übrig gebliebenen Knochen der fetten Tage. In den Spielkarten fehlt der Herzliebener, das As oder der Eichelbub und die Schelldam; im Fastnachtsgewirre sind sie abhanden gekommen, weiß Gott, in welchem Winkel sie stecken. Der Wein ist blaß und abgehärmt, der hat viel Wasser trinken müssen unten im Keller. Das Bier hat wässerige Augen, in den Geldbeuteln ist Einöde und Verlassenheit; in den Tabakspfeifen ist todte, kalte Asche — Aschermittwoch.

Da schlägt plötzlich ein Bursche die flache Hand auf den Tisch und sagt: „Buben, ich weiß was, jetzt gehen wir den Fasching begraben!“

Halloh! da sind Alle gleich dabei. Zwar, die Meisten wissen es gar nicht, was nun wird, denn das Faschingbegraben war schon seit vielen Jahren nicht mehr da gewesen, das hatten nur die alten Leute gern gethan. Aber der „Anstifter“ leitet Alles. Er sagt nicht erst, so und so und das thun wir nun, und hier greift zu! — gleich den Wirth ruft er: He, den Kellerschlüssel her!“ und gleich in die Küche schreit er hinaus: „die Sterzpfannen und die Fleischtöpfe und die Hafendecken brauchen wir!“ und er gibt Befehl in die Kammer: „Blaue und schwarze Tücher herbei, Fastentücher, Hungertücher, und verhüllt die Fenster damit, und macht einen Vorhang an die Thür, und brecht

den Bänken und Tischen die Füße um, daß sie niederknien! Wo ist der Schulmeister? in die Kirche kommen wir auch!“

Und nun stürmen Alle in den Keller, schleppen die leeren Fässer hervor, überdecken sie mit den noch fetten Tischtüchern und nageln die leeren Brieffschaften und Geldbeutel darauf. Dann beschwärzen sie einander in wilddem Balgen die Gesichter mit Kienruß, vielleicht zum Zeichen der Trauer; dann schellen sie mit den Pfannen und Töpfen und Hasendeckeln. Dann laden sie die Fässer auf Bahren und tragen sie aus dem Hause, und dann wallen die Verhüllungen über Fenster und Thüren, und nun ist es öde und dunkel im Wirthshause — und den Fasching haben sie hinausgetragen.

Vor Zeiten segneten sie die Bahren in der Kirche förmlich ein, aber eine derartige Concurrrenz leidet der Pfarrer denn noch nicht mehr und der Schulmeister, resp. der Mesner schließt nicht auf.

So schellt und johlt denn der Leichenzug an der Kirche vorüber und abwärts gegen den Biesenrain, oder aufwärts gegen den Waldbhang. Dort werden die leeren Fässer und Geldbörsen begraben. Am Grabe wird von dem Mundfertigesten eine ergreifende Leichenrede gehalten, in welcher die Vorzüge und Verdienste des zu Beklagenden gebührend gewürdigt werden, und welche mit dem Ausdrucke beharrlichen Glaubens an eine freudenreiche Urständ schließt.

„Er hat uns gespeist, er hat uns getränkt, er hat uns mit laubfrischen Dirndln beschenkt; Vielen hat er gar ein Weibel gebracht, Allen die Taschen leichter gemacht. Bei der Nacht hat er uns nit schlafen lassen, in die Baden hat er uns gezwickt auf allen Gassen; und zulezt hat er's soweit getrieben, daß das ganz' Blut angehebt hat zu sieden.

Gekommen ist er wie ein Mäuslein geschlichen, auf Fuchs und Esel ist er geritten, und aus unserer Mitten ist er wie ein Schelm gewichen. Will sein Gallobria nichts mehr taugen, so streut er uns Aschen in die Augen. Aschen, Aschen in die leeren Taschen, sonst gibts nichts mehr zu naschen. Alter Geselle, so müssen wir scheiden; dein Denkmal steht beim Wirth auf der Thür mit der Kreiden; bis sie gelöscht diese Inschrift sein, wirst du schon lang wieder auferstanden sein.“

Auch viel herbere und derbere Grabreden gibt es; unseren Frauen zu Lieb seien sie mit dem Fasching begraben.

Der Wirth weiß es wohl zu lohnen, daß sie in seinem Hause das Unterste zu oberst gekehrt, daß sie ihm die Geräthe und die Fässer davongetragen, ja vielleicht gar zerschlagen haben. Er trauert sehr um den begrabenen Gast, der der Wohlthäter seines Hauses gewesen war im schönsten Sinne. Er ruft die Leidtragenden zusammen zu einem Todtenmahle; die Tische wollen sich schier biegen unter der Last der Gerichte — aber in den Schüsseln ist viel Sand und eitel Asche; der Braten ist zu Staub, das Brot zu Stein geworden. Nur in den Gläsern funkelt goldiger Wein. Wer sich von der verführerischen Farbe versuchen läßt und das goldige Raß an die Lippen leitet, der schleudert Glas und Inhalt wohl gar zur Thür hinaus, oder er geht auf den Schwank ein, und gibt den Becher mit einem Lobspruch auf Wirth und Wein weiter. Aber der Becher wird geleert von keiner Lippe, es ist der erste, bittere Leidenskelch der Fastenzeit.

Alte Leute erzählen, in ihrer Jugend sei das Faschingbegraben an Aschermittwoch sehr allgemein und pomphaft

und lustig gewesen, und sie freuen sich, wenn sie bei ihren Kindern und Enkeln die alten Poffen wieder sehen, und gar selbstgefällig fragen sie: „Welt's, die alte Welt, die ist doch die beste?!“

Die alte, lustigtolle, übermuthsvolle Welt die beste? — Mag wohl sein. Aber die neue zahme, kühl vernünftige, ein wenig blasirte Welt ist wie die Fastenzeit; sie ist grau, wie man sagt, daß die Theorie grau ist, und die — Asche.

Und seht, Asche streut die neue Welt unbarmherzig über die alte, sich selbst aber zuweilen Sand — in die Augen.

Fasten! Kreuzweg!

Arme, geplagte Leute haben sehr viel Vorliebe für das „Leiden Christi“. In dem Zeichen des Kreuzes lebt ja ihre Geduld und ihre Hoffnung.

„Fromme“ Leute aber (ich weiß recht gut, warum ich ihrer Frömmigkeit die Gänsefüßchen anhänge) schwelgen zur heiligen Fastenzeit förmlich in dem Genuße des „bitteren Leidens und Sterbens“. Jeden Tag schreien sie mit aller Energie ihre Bußgefänge und Kreuzwegandachten und zu allen Stationen rutschen sie auf den Knien, wohl Acht habend, daß sie dabei das Vortuch und den Unterrock nicht verschleifen, und mit ungezählten Stoßseufzern nergeln sie an Christi Wunden. Und des Abends kriechen sie in ihr Stroh mit dem schönen Bewußtsein, unserm Herrgott wieder einen ganzen Tag leiden geholfen zu haben.

Da gibt es nun zum Troste der armen geplagten, und zum Vergnügen der „frommen“ Leute überall in unseren katholischen Ländern herum und wohl auch in Steiermark sogenannte Calvarienberge, Felsstege mit bildlichen Darstellungen der Leidensgeschichte. Häufig steht auch eine Klausel und ein Kirchlein dabei. Diese Calvarienberge mögen ihren Ursprung in der Zeit der Kreuzzüge haben. Mancher Rittersmann, vom heiligen Lande zurückgekehrt, hat frommen Sinnes den Drang empfunden, in seinem heimatlichen Waldthale eine Stätte aufzurichten, ähnlich dem Berge Golgatha und dem Grabe des Herrn im Morgenlande.

Des frommen Ritters Burg ragt heute, eine Ruine, über Waldwipfeln, oder sie ist der Erde gleich und über ihren letzten Stein spinnt sich das hellgrüne Moos und der Frieden der Einsamkeit. Der Calvarienberg aber, unter die Huth des gläubigen Volkes gestellt, prangt in seiner seltsamen Weise und Bier, und mag wohl prangen, so lange der Felsen, auf dem die Kreuze stehen, nicht in Sand und Staub wird zerbröckelt sein.

Zur Sommerszeit ist die Stätte gar verlassen; da wuchern Sträucher und wilde Rosen an den Wänden, da sonnen sich Eidechsen und Nattern im Gestein, oder es sitzt eine Wildtaube auf des Schwächers Haupt, oder es brütet eine Amsel in der Kopfhöhlung der Veronika. Oder die arme Händlerin an der Waldlehne dort thut über Nacht gar ihre Ziegen in die Höhle des heiligen Grabes und kommt mit ihrem Zuber und küßt den Leichnam und melkt das Thier und küßt wieder den Leichnam und torkelt zufrieden an den Steinen hin davon. Und die Ziegen denken: warum sollen nicht auch wir den Leichnam küssen? und sie nagen die Glasur von der Brust und allen Bart vom

Antlitz und jeglichen Blutstropfen von der Seitenwunde des Heilands.

Und wenn zur Abendzeit ein verspäteter Wanderbursche die Straße hinzieht, so blickt er empor zu den Kreuzen auf dem Steinhügel und denkt an den Calvarienberg in seiner Heimat, an die Eltern, die er verloren, an die weite Welt, in die er nun ziehen muß, unerfahren, blutarm und mit wunden Füßen. Er versteht die Leidensstätte; wandelt er doch selbst den Kreuzweg.

Endlich kommt die Winterszeit. Schneestürme brausen um die Bildsäulen und um die ragenden Kreuze und die Tudentnechte stehen bis über die mutternackten Knie im Schnee und St. Petrus mit dem Hahn hat eine weiße Schlafhaube auf. Aber es sind Weihnachten, da dreht sich die ganze Frömmigkeit der Gegend um die Krippe; es ist der Fasching, da dreht sich die Frömmigkeit auf dem Tanzboden — wer denkt an den Calvarienberg? — Endlich am Aschermittwoch wenden sich die übersättigten Naturen mit Behagen der Kreuzandacht zu. Ein geheimnißvoller Nimbus dämmt über dem Calvarienberg und das nahe Kräbweiler wird zum Jerusalem und der ehrsame Schulze drin wird uns zum Landpfleger Pontius Pilatus, und der würdige Herr Pfarrer zum Hohenpriester Kaiphas. Und an jedem Freitag in der Fastenzeit tönt schon zur frühen Morgenstunde im Bergkirchlein die Glocke. Da kommen sie aus den Wäldern hervor und von den Bergen herab die Armen und die Frommen.

Jrgend ein alter beneficiirter Priester hält den Gottesdienst und die Menge stimmt das Lied an: „Laß uns, Herr, dein Leiden singen!“ oder betet: „Gebenedeit sei die Frucht deines Leibes Jesu, der für uns Blut geschwizet

hat!“ Ueber dem Altare kniet der Heiland am Delberge, und neben ihm schlafen die Apostel, und im Hintergrunde erwirbt sich der Judas dreißig Silberlinge. Ein Weiblein, die Spitalthresel wird es genannt, kniet auf dem Backsteinboden. Die Thresel kann nicht singen und nicht beten; in glühenden Haß entbrennt sie gegen den falschen Judas; würgen möchte sie ihn; schon spannt sie dazu die Sehnen der Hand, da reißt die Rosenkranzschnur ab, daß alle fünfzehn Geheimnisse heillos auf den Boden kollern. Der Judas aber steckt seine Silberlinge ein, und es gibt keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt.

Ein anderes Mütterlein will schon Frühmorgens den Berg besteigen, aber sie fühlt sich völlig zu schwach und schwer für die steilen Treppen. Ei, denkt sie, muß schon voreh in der Kirch' herunter die Beicht ablegen, nachher bin ich leichter und hab' nicht so viel zu tragen. Sie thuts, aber sie vermag noch nicht genugsam anzutauchen, „und der Himmelsweg ist halt frei so viel gah“. Nun probirt das Mütterlein noch Eins, sie geht in die Laverne und läßt sich ein Süpplein bringen. Und siehe, ein erstes Süpplein nach der heiligen Beicht, das wirkt, und das Weiblein kommt glücklich empor bis zu der „schmerzlichen Geißelung“, allwo sie zehn Aue betet, dem Gegeißelten die Knie küßt und die Peiniger anspußt. Ein zweiter Ruck, da ist sie bei der „Dornenkrönung“, wo sie dieselbe Andacht wiederholt. Eine dritte Anstrengung über den sehr steilen Weg befördert die Wallerin bis zur „schweren Kreuztragung“. Da findet sie den blassen Heiland, den Simon von Ehrene, die weinenden Töchter von Jerusalem und eine alte Bekannte, nämlich die heilige Koronika, die sie daheim in ihrem Stübchen hängen hat und als eine Pa-

tronin gegen böse Anfechtungen verehrt. Hier rastet sie eine Weile und empfindet in ihrer Erschöpfung doppelt die Last des Kreuzes.

Nun kommt die allerschwerste Station. Sie hat vierzig oder fünfzig Stufen in Stein gehauen; und das schnaufende Weiblein denkt sich unterwegs, wie wird der arme Dulder, der liebe Herr Jesus mit seinem Kreuz da heraufkommen? Aber da sie nun auf den Scheitel des Berges gelangt, siehe, da ist er schon oben. Auf dem hohen rothen Pfahle hängt er, streckt seine Arme aus und neigt sein sterbendes Haupt zur Brust.

Jetzt haben sie ihn doch heuer auch wieder gekreuzigt!
— Das Mütterlein hebt zu weinen an.

An beiden Seiten stehen die rauheren, aber niedrigeren Kreuze der Schächer. Die Schächer, das sind zwei Räuber gewesen. Und zur Zeit, als Josef und Maria mit dem Kinde nach Egypten geflohen und unterwegs in einer Wildniß in Räuberhände gefallen waren, hatte das Kind den Räuberhauptmann angelächelt, und darauf hatte dieser gesagt: „Um des Kindes willen wollen wir die Dreie verschonen.“ Und dieser Räuberhauptmann hat die Gnade gehabt, ist an einem und demselben Tage mit dem Herrn gekreuzigt worden — zur rechten Seite. Ergeben leidet er den Tod, denn seine Liebe ist der Nazaräer und sein Glaube das Paradies.

Von dem linken Schächer weiß der Volksmund so Erfreuliches nicht zu erzählen. Der Linke verrentet die Glieder fürchterlich und spreizt sich gewaltig gegen das Kreuz, an das er mit Stricken gebunden ist. Er ballt die Fäuste und sein Grinsen ist in der ganzen Gegend berüchtigt. Wenn Einer irgendwie das Gesicht verzerrt, so heißt

es von ihm: „Er zähnt wie der linke Schächer.“ Trotzdem küßt manches Bäuerlein auf dem Calvarienberg in überströmender Frömmigkeit die drei Kreuze sammt und sonderß mit Inbrunst; und wenn er dann das Auge erhebt und merkt, daß er auch dem „Linken“ die Ehre erwiesen, so macht er eine Bewegung mit der Hand: „Soll das Büffel behalten; von dem nehm' ich nichts mehr zurück.“

Vor Christi Kreuz steht Maria, hat sieben Schwerter in ihrer Brust. Das dauert unser Mütterlein, mit dem wir die Wallfahrt machen, gar unsäglich; aber siehe, da kommt eine Meise geflogen, die setzt sich auf eines der Schwerter, und singt so übermüthig lustig, daß das Weiblein gar nicht weiß, wie ihm geschieht. Hast du denn gar keine Religion, du böser Vogel? und bist doch auch ein Geschöpf Gottes. Ja, man muß noch froh sein, wenn das Thier mit den heiligen Bildern auf dem Calvarienberg nicht noch Ungebührlicheres treibt. Die Vögel sind heutzutage schon gar zu schlecht; und einst, bei Christi Tod haben sie doch das Singen gelassen.

An der andern Seite des Berges führt der Weg wieder hinab. Bei der Station der Kreuzabnahme ist unser Weiblein in einiger Verlegenheit; ihr „Rosenkranz“ ist abgetet und hat keine Perlen und kein neues Geheimniß mehr. So betet sie denn für ihr eigenes Anliegen. Scheint sie auch ganz im Leiden Christi aufzugehen, so hat sie doch auch ihre Herzensanliegen. Ihr Mann ist vor Kurzem verstorben; ihr einziger Sohn ist zu weitem Feld bei den Soldaten; ihre Tochter ist von der Liebe betrogen und getraut sich jetzt nicht unter Menschen; ihr Häuschen hat sie in Pacht und den Pacht kann sie nicht zahlen; der Mehlkasten ist leer und im Schmalztopf liegen einige

Eierschalen. — Wie viel Schwerverter sind es, die sie im Herzen trägt? Und will kein Vöglein kommen, das sich auf eines derselben setzte und ein lustig Liedchen singe? Wohl, dieses Vöglein ist der Trost und die Zuversicht, so sie in Betrachtung des Leidens und Sterbens ihres Heilands empfindet. Darum preßt sie ihre rindenbraunen runzeligen Hände mit leisem Bittern fest zusammen, darum beugt sie sich so innig vor zu dem Bilde der Schmerzreichen und betet mit allen Fibern ihres Leibes und mit allen Kräften ihrer Seele.

Und bis sie endlich nieder zur letzten Station kommt, wo unter dem Marmelstein des Gekreuzigten Leichnam im stillen Frieden ruht, da ist auch Frieden und Befriedigung in ihrem Herzen. Das letzte Kupferstück krabbelt sie aus dem Knopfe ihres blauen Handtuchs hervor und läßt es in den hier aufgestellten Opferstock fallen, daß es laut in der Rische widerhallt. Und dann geht sie getröstet nach Hause und den langen Kreuzweg eines armen Lebens immer fort bis zur letzten Station.

Und gleich diesem Weibe wallen viele Hunderte an den Freitagen der Fastenzeit auf den Calvarienberg, holen sich Trost, Seelenruhe und zuweilen auch einen Schnupfen und liegen eine kleine Gabe in den Opferstock, der für die Armen ist. Erst wenn das Fest der Ostern naht, wird es wieder einsam in dem Delbergkirchlein und auf dem Felsbügel, und die weißen Kalkmüerchen der Kreuze und Capellen blicken still hinaus in die erwachende Landschaft. Von Kräbweiler-Jerusalem her aber nahen nun drei Männer dem Calvarienberg. Es ist der Landpfleger Pontius Pilatus, der Hohepriester Kaiphas und der Armenvater, der heute mit dem Schulzen und dem Herrn Pfarrer kommt, um den Opfer-

stod in der Grabnische zu untersuchen Sie sind auch recht-schaffen zufrieden mit der diesjährigen Frömmigkeit, sie finden, die längst entwertheten Groschenstücke und messingenen Hosentnöpfe nicht mit eingerechnet, die Summe von dreißig Gulden.

„Die Armen haben vorläufig ohnedies auf ein ganzes Jahr vollauf zu essen“, meint der Armenvater, ein besonders warmer Verehrer des Calvarienberges, „aber der Jude in der Seisplungsstation ist caput schon ganz und gar, und die Leute machen ihn mit den Fußtritten, Ohrseigen und anderen Unflätigkeiten, die sie ihm anthun, nicht besser. Was meinen die Herren, wenn wir mit den dreißig Gulden den Juden repariren thäten?“

Der Pontius Pilatus und der Hohepriester Kaiphas neigen zustimmend die Köpfe. Aber die Spitalthresel, die an den Felsen vorübertorkelt, hat den Vorschlag gehört. „Nicht für die Armen aber für den abscheulichen Juden?“ murmelt sie, und ihre beiden Fäuste gegen den Armenvater geballt: „Du, Du bist ja der leibhaftige Judas Iskarioth!“

Osterzeit!

Ostern! O Stern, leuchtender Stern über des keimreichen Frühlings Schwelle, in dem christlichen Festjahre und in dem wunderlichen Ceremonienchelus des Volkes!

Auf Ostern freuen wir uns Alle; sogar dem trockenen Doctor Faust haben die Osterglocken und Ostergesänge das Herz wieder aufgefrischt. — Darum möchte ich heute ein wenig das Osterglöcklein läuten — erzählend die Osterfitten aus dem Dorfe.

Das ist ein geheimnißvolles Vorbereiten allerwärts, wenn Ostern naht. In der Erde hebt es an, lebendig zu werden, aber die vergilbten Blätter und Halme des Vorjahres wollen ihre junge Nachkommenschaft noch nicht gerne herauslassen — dem Märzlüftchen ist gar nicht zu trauen. In der Kirche ist Einem schon gar Alles blau vor den Augen — aber hinter den blauen Vorhängen werden die hausbäckigen Engel und die goldenen Heiligenmäntel abgestaubt. Der Magen der Gemeinde wird durch die vierzigtägige Fasten eingerichtet für das Osterbrod und den Festbraten, und die Hühner legen — rothe Eier. Indes ist es damit nicht abgethan, der gute katholische Christ muß — will er in die Ostern eingehen — eine Eintrittskarte lösen, und zwar um den Preis seiner tiefsten Herzensgeheimnisse — den Beichtzettel.

Der Ostern Verkünder sind die gefärbten Eier. Der Ostern erster bedeutamer Vorgänger ist der Palmsonntag. Da geht Jeder mit einem prangenden Palmstrauß zur Kirche, weil Christus voreinst an diesem Tage mit einem solchen in Jerusalem eingeritten ist. Und so eifrig wird heute die Nachfolge Christi beobachtet, daß — wären d er Thiere genug aufzutreiben, — jeder Bauernknecht und Holzhauerbursche auf seiner Eselin in die Kirche ritte.

Bei dem Gottesdienste wird der Umgang um die Kirche mit Kerzen und „Palmen“ aufgeführt, wobei dem Schulmeister, respective Mesner, von dem katholischen Ritus unbegreiflicher Weise das Recht eingeräumt ist, dem Herrn Pfarrer, der einige Schritte hinter ihm geht, bei dem Einzuge die Kirchthür vor der Nase zu zuschlagen.

Hierauf entspinnt sich ein lateinisches Zwiegespräch — es werden Psalmen gesungen. — Das Volk sagt: „Der

Pfarrer und der Schulmeister streiten gegeneinander, und der Schulmeister will Herr in der Kirche sein.“

Zuletzt scheint doch der Pfarrer zu siegen, denn der Schulmeister, respective Mepner, muß demüthig öffnen.

Die an diesem Tage geweihten Palmen haben die vortrefflichsten Eigenschaften; sie sind das sicherste Mittel gegen Blitz und Hagel, gegen Pest und die Blattern (sie sind verlässlicher als das Impfen), ferner dient der Rauch von diesen Zweigen gegen den bösen Feind, gegen Spuk und Hexen — wer noch mehr von den Palmen verlangt, der ist unbescheiden. — Auf der Kanzel wird am Palmsonntag die Passion gelesen, aber diese wird von der Gemeinde nicht immer mit Passion vernommen.

Am Gründonnerstag ist die Fußwaschung und das Abendmahl, was die Leute dem Heilande getreulich nachmachen, ohne dabei gerade Blut zu schwitzen. Da wäscht der Bauer allen seinen Hausgenossen die Füße und wünscht dabei Jedem etwas Besonderes. Wenn er bei dieser Gelegenheit seiner älteren Tochter Etwas leise ins Ohr sagt, so ist der Gegenstand seines Wunsches nichts Anderes, als ein baldiger Freier.

Aber die Tochter sagt wohl gar: „Gehts weida, ih mog jo koan!“ erschrickt jedoch nach diesen Worten, denn während der Fußwaschung darf man am Allerwenigsten eine Unwahrheit sagen!

Nach der Fußwaschung folgt der „Grünwasengang“. Wenn nämlich auf dem Hausanger schon der Schnee weg ist, so muß man sich Abends während der „Todtenangstzeit“ barfuß hinaus ins Freie auf den grünen Rasen begeben.

Das ist sehr wesentlich, es schützt den ganzen folgenden Sommer hindurch vor dem Bliz. —

Das Abendmahl, bestehend aus Heidensterz, abgeschmalzenen Brezeln oder gar Germnudeln, ist auch wirklich nicht geeignet, eine Todesangst hervorzubringen, außer es ließen sich nach Tische ungewöhnliche Magenbeschwerden verspüren.

Manche Leute begeben sich gar auf irgend einen Delberg und bekommen von einander den Judaskuß. Sie befeifen sich, mit Christus gleichen Schritt zu halten bis auf Golgatha, bei der Kreuzigung aber stehen sie bescheiden bei Seite, daß sie nicht geniren, und schleichen still davon.

Als fromme Christen dürften sie sich gar nicht kreuzigen lassen, wie könnten sie ansonsten hernach den Gräberbesuch besorgen!

Schon am Gründonnerstag wird das heilige Grab aufgerichtet. Zwei römische Kriegsknechte aus Holz halten Wache, daß der Begrabene nicht solle auferstehen können. — Aber wie sie auch wachen mögen, auferstehen wird, was auferstehen soll.

Am Gründonnerstag Punkt neun Uhr gehen die Gloden nach Rom. Hinziehen sie mit schöneden Pfennigen gefüllt, zurück mit dem kostbaren päpstlichen Segen. Am Charfsamstag kommen sie gerade noch früh genug zurück zum Gloria.

Das ist in den Chartagen überhaupt eine äußerst wohlthuende Abwechslung in der Kirche, und wer als Knabe einmal Ministrant gewesen, der weiß, welch eine unbeschreibliche Lust es ist, anstatt des einförmigen Klingelns

einmal recht herzinnig klappern zu können. Am Charfreitag wird gefastet, „bis der erste Stern am Himmel steht“; heute ist das Fasten auch nicht mehr schwer, denn man hört schon die Fleischtöpfe brodeln für das Fest. Da gibt es aber so gottvergeffene Leute in jeder Gemeinde, die da meinen, die Sonne sei der erste Stern am Himmel, und sich schon zur Morgenstunde einen guten Bissen gönnen.

Am Charstag ist das Weihfeuer. Es wird gewöhnlich auf dem Kirchhof aus eingeknickten Kreuzen und halbvermoderten Sargbrettern angemacht. Jeder Hausvater läßt davon einen glühenden Strunk nach Hause tragen und verleiht ihn seinem Herdfeuer ein, um dieses damit zu besegnen. Um diese Weihkraft im Hause zu erhalten, darf das Herdfeuer im ganzen Jahre hindurch nicht auslöschen. Was ein geweihtes Herdfeuer bewirkt? Daß es nicht irgend einmal durch den Rauchfang auf das Strohdach hinaushüpft, und daß die darin gebratenen Erdäpfel den Magen nicht aufblähen.

Hernach, etwa um 6 Uhr Abends erschallt in der Dorfkirche die Kunde: der Heiland ist erstanden! Das ist ein Zaubervort. Der Bann ist gelöst. Die durch sieben Wochen verstümmten Festweisen erklingen, die Orgel erschallt in all ihren Volltönen, die dunkeln Fenstervorhänge fallen, die untergehende Sonne wirft noch rothglühende Strahlen auf den funkelnden Altar, auf die weißen und rothen Osterfahnen, welche über dem Gedränge der Andächtigen dem Ausgange zuschweben. Ein Umgang unter dem freien, rosig bewölkten Himmel; Festgesang erschallt in hundert Stimmen, die Glocken haben reinen, hellen Klang, die Pöller knallen am Hügel. Schon leuchten die Kerzen in der Abenddämmerung. Schüffe knallen auf allen

Begen und Straßen und von fernen Gehöften her weht ihr Hall über die Wälder. Und bis die tiefe Nacht kommt, leuchtet der Sternenhimmel herunter auf die Erde. Allwärts Sang und Klang und Strahl.

Das ist eine Nacht, die den freudereichsten Tag träumt; das ist ein Tag, der sich die Augen zuhält und seine Morgenlieder singt aus dem Stegreife.

Das ganze Hausgesinde verläßt um Mitternacht seine Lagerstätten und eilt ins Freie. Es schließt sich an die Nachbarnleute und nun wandeln sie lustig plaudernd und singend gegen die Kreuzkuppe.

Selbst der Bauer richtet sich im Bette auf, blickt durch die klaren Scheiben hinaus, weckt dann gar sein Weib und sagt:

„Alte, das ist eine wahre Herrlichkeit, was die heute treiben da draußen; schau dir einmal diese Menge Osterfeuer an!“

Er hat wohl recht, es ist eine wahre Herrlichkeit! Da hinter dem Walde leuchtet es auf, als ob ein ganzes Haus in Feuer stünde; unten im Thal flimmern drei rothglühende Pyramiden und jenseits, über den ganzen Hang hinauf, liegt ein riesengroßes, flammendes Kreuz. Und weit hinter den heimischen Höhen, wo sich am Tage der blaue Horizont hinzieht, sieht man's funkeln, wie goldene Sternlein im dunkeln Grunde.

Die Bäuerin blickt lange durch das Fenster, dann sagt sie: „Jetzt mag ich nicht mehr schlafen“, und kniet auf den Betschemmel zum Tisch.

Der Ostermorgen ist eingezogen.

O, kommt mit mir, ihr lieben Menschen, wir eilen gegen die Kreuzkuppe — dort klingt und schallt und flammt Lebenslust und Osterfreude.

Auf der Anhöhe ist ein ebener Waldbanger von düsteren, hohen Tannen umgeben. Mitten auf demselben steht ein riesiger Holzstoß, an dem die Burschen des Dorfes wochenlang gebaut und geschichtet haben. Reich bekleidet ist er mit Moos und Reifig und auf seinem Scheitel trägt er einen Kranz von Stroh und Berg und anderen, leicht brennbaren Stoffen.

Um diesen dunkeln Riesen stehen sie in weitem Kreise und die Mondscheibe lächelt nieder auf die Waldberge und auf die weißen Nebel im Thale.

Die müßigen Leute, die da sind, sprechen und lachen; die Musikanten stimmen ihre Instrumente und etwas abseits kauern mehrere Männer und schlagen und stoßen mit Hämmern an Eisen und Gesteine. Sie laden die Pöller.

Wie nun Alles fertig ist, stellt sich Einer an den Holzstoß, schlägt Feuer, und bald klebt ein Flämmlein an einem Splitter und das greift in das Reifig, züngelt empor über das Moos, rechts und links an allen Seiten — und jetzt loht es auf und der Kranz oben am Scheitel wird eine riesige Flammenkrone — und jetzt schmettert die Musik drein, und jetzt knallen die Pöller und jetzt — jetzt bricht in allen Herzen die Freude los. Sie jauchzen und singen und umarmen sich — und all überall, so weit man hört und so weit man durch das Geäste der Bäume sehen kann — all überall Licht und Lied und lustiges Hallen und Schallen! —

Was war das für eine wunderbare Osternacht, als ich, ein Knabe von zehn Jahren, am flammenden Holzstoß mitgejubelt habe!

Friedrich, wie hab' ich dich so lieb gehabt! — Ich weiß es noch so gut, wie wir beisammen standen vor dem mächtigen

Opferfeuer; ich legte meinen rechten Arm um seinen Hals und wickelte spielend seine zarten Goldlocken um meinen Finger.

„Wie sie hoch fliegen“, sagte er, auf die emporwirbelnden Funken deutend, „sag mir, Peter, wie ist denn das, Alles sonst, was um uns ist, fällt zur Erde, nur die Flammen steigen gegen den Himmel hinauf?“

Weil die Flammen rein sind, hätte ich antworten sollen, aber in dem Augenblick schoß ein Bursche neben uns sein Pistol ab, das zerstreute mich und ich entgegnete nichts auf Frißens Frage.

Ich bat den Burschen, der geschossen hatte, daß er mir das Ding einmal leihe zum Abdrücken, ich wollte ihm dafür ein rothes Osterei geben; aber er war nicht zu bewegen, und so schlug ich meinen Arm wieder um den Nacken Friedrichs.

Der Holzstoß knisterte und knatterte, und als die Flammen tief in die Scheiter eingefressen hatten, da begann es zu brüllen, wie wenn ein Sturm in dem Feuer wühlte. Weit hin waren die Lannen beleuchtet und der Mond war bleich und verlor fast seinen Schein.

Die Weiber und Mädchen schürten am Feuer und einige Männer stellten sich um einen Baumstock zusammen und sangen:

Der Heiland ist erstanden,
Befreit von Todesbanden;
Wie schallt der Engel Siegesgesang
Dem Starben, der den Tod bezwang!
Nun ist der Mensch gerettet,
Der Satan angekettet;
Ich werde durch sein Auferstehn
Gleich ihm aus meinem Grabe gehn!

„Alleluja!“ jauchzte Friedrich auf, als der Gesang verklungen war.

Da krachten wieder die Pöller und dazwischen knallten die Pistolen und die Musikanten spielten einen Festmarsch. Aber mitten in diesem Jubel that mein Gefährte einen gräßlichen Schrei und stürzte vor mir zu Boden.

„Jesus Maria! was ist das, Friß!“ rief ich und riß den Knaben empor. Da sah ich's denn, was es war. Ein entsetzliches Unheil war's — Friß war ins Antlitz geschossen worden.

Noch heute sehe ich das schwarze Gesicht mit den versengten Haaren. Aus den tiefen Augenhöhlen floß Blut.

„Wer — wer hat es gethan? — daß wir ihn niederschlagen!“ riefen die Leute durcheinander. — Ist recht, schlägt sie nieder — die Unvorsichtigkeit hat es gethan.

Jetzt wurde nicht mehr gejauchzt und musicirt und auch kein Schuß mehr losgelassen. Der Holzstoß brach nach und nach zusammen; der Mond sank langsam hinter die Bispel und die Tannen warfen lange Schatten über den Anger.

Es zog ein leises Lüftchen und weiter oben im Walde schlug der Auerhahn. Einzelne Vögel begannen zu zwitschern. Die fernen östlichen Berge grenzten sich scharf vom Himmel ab und es ging die Morgenröthe auf.

Da trug man von der Anhöhe eine Leiche in das Thal hinab. — Noch vor wenigen Stunden so jung und schön und frisch, wie der neu erwachte Frühling, und jetzt —

Ist recht, schlägt sie nur nieder, die Unvorsichtigkeit.

Vorbei. — Lassen wir uns den Ostersonntag gesegnet sein.

Es steigt die Sonne herauf, heute doppelt so groß und funkelnd, als an gewöhnlichen Tagen. Und in der Sonne sitzt eine Jungfrau und streut Blumen nieder auf die Erde zum himmlischen Ostergruß.

Glückseligen Frühling!

Da sehe ich Körbe und Kübeln mit Osterfleisch und Osterbrod zur Kirche wandeln; Appetit ist da nach dem nächtlichen Wachen und der vierzigtägigen Fasten. Da thäten sie den Herrn Pfarrer wohl bitten, wenn er die heilige Weihe sprechen wollte noch vor dem Hochamte. Er thut's ja gerne, harret doch die Köchin selber schon in der Sacristei mit einem reichbesegneten Korbe. Nach der Weihe setzt ihr das ganze Völklein der Gemeinde auf dem Kirchplatze herumlungern und lehnen und lauern; Jedes hält sein saftiges Stück Weihfleisch in der Hand, aber durchaus nicht auf lange Zeit. Es mundet, es ist doch seit sieben Wochen das erste Stück Fleisch. Das ist ein ganz energisches Fasten gewesen, die Zeit her; ohne Schmalznockerln und Sterz und Krapsen könnte so ein Fasten leicht lebensgefährlich werden.

Mancher will sein Osterfleisch gar nicht erst in die Kirche tragen, er setzt sich ohneweiters damit hinaus in die Morgen Sonne und überläßt das Einweihen seinen guten Zähnen und seinem vortrefflichen Magen. Der Waldschneider, den ich recht gut kenne, hält aber das „Fleisch-indiekirchetragen“ für sehr überflüssig. Der hängt seine Fleischkübel um Sonnenaufgang an einen Tannenbaum. Auf die Frage, warum er das thue, gibt er zur Antwort: „So woast, weil da heili Boda z Rom in Ostafunntamorgn auf s Pederkirchndoch auffisteigt und mit boad

Händn da gonzn Welt in fleischlichn Segn geit. Derowegn därf ma s Fleisch um die se Zeit nar aufn Bam außihentu und da Segn wirds scha findn.“

Ei schau, so gibt es denn doch auch im Dorfe so laugläubige Menschen! Und ich selbst, wie ich denn mein Lebtag ein grobsinniges Geschöpf gewesen bin, habe den Unterschied nie herauszufinden vermocht, der zwischen einem geweihten und ungeweihten Osterfleische liegt.

Die Knochen bleiben auch vom Weihfleische übrig — sie werden auf das Kornfeld gestreut; das ist nicht so sehr, weil man den phosphorsauren Kalk, sondern vielmehr, weil man die Weihe für ein ganz vorzügliches Düngmittel hält.

In früheren Zeiten ist zur Osterfreude auch ein Ostergelächter üblich gewesen; da hat der Herr Pfarrer auf der Kanzel Schwänke erzählt, etwa von den „sieben Schwaben“, oder vom „baumlangen Hansel“, oder vom „Stangelpußer“, und wer dabei so viel gelacht, daß ihm die Thränen in die Augen gekommen, der hatte eine arme Seele erlöst. Diese Hilfsquelle ist heutzutage den armen Fegfeuerbewohnern versiegt, dafür aber sind die Messen wohlfeiler geworden. —

Osterglocken, Osterfreude! Wie sieht nun unsere Pfarrkirche so ganz anders aus als sonst, wie sind die Gemüther so fröhlich! Wie wehen die Fahnen, wie sprießen die Blümlein hervor, wie glitzert das klare Wässerlein, wie lustig und lebendig ist es auf den Wipfeln des Waldes!

Er ist denn doch auferstanden! es läßt sich nicht leugnen. Wer die Auferstehung fassen kann in ihrer Allgemeinheit und unendlichen Bedeutung, der feiere sie still bewundernd in seinem Herzen; wessen Seele sich aber sehnt

nach einem Symbol, der blicke glaubensfreudig auf die Statue mit der Fahne am Altare und lasse sich bei seinem Festmahle die Ofterweihe zur Würze sein.

Maien.

Statt grünender Au ein dürres Blatt Papier, statt Morgenthau die Linte hier — da mag der Teufel den Mai beschreiben. Aber der Teufel kann nicht, der Mai ist Gottes. So öffne ich jauchzend mein Fenster. Willkommen, du helles Licht, das auf allen Tropfen und Rosen leuchtet, willkommen du süßer Hauch, du froher Sang und Klang! Gottes Hochzeitsfest ist heute, seine Vermählung mit der Menschenseele!

Vor meinem Fenster ist über Nacht ein Kirchturmhoher Baum gewachsen, der blüht in weißen und rothen Seidenbändern. Die Liebe hat ihn gepflanzt, die Liebe treibt in einer einzigen Nacht die größten Bäume. Nicht mir gilt der neue Baum, wohl aber dem schönen Töchterlein des Hauses, in dem ich Wandersmann Nachtherberg hab' genommen. Gott wollte, daß der Mai auch persönlich und in Menschengestalt auf Erden wandle, und so schuf er dieses Mädchen. Heute schäumt mein Herz und will, daß ich dieses Kind besinge, wie so heiß noch kein Ahtzahnjähriger sein Lieb hat besungen; aber ich fürchte den Wolfberger Franz. Der Wolfberger Franz hat Kraft, hat den Baum allein gefällt oben im Lann, allein herab getragen und mit nur zwei Gehilfen nach altem Brauch aufgestellt in dieser vergangenen Nacht. Könnte er schreiben, der Franz, er hätte dem Hannchen einen Liebesbrief geschrieben. Aber

er weiß nur ein einziges Schriftzeichen zu machen, ein Ausrufungszeichen — den Maibaum. Der Maibaum soll nicht allein dem Mädchen, sondern dem ganzen Thale seine Liebesgluth und Gewalt verkünden.

So ist es Sitte im Lande; der Maibaum ist die Liebeserklärung und der Brautwerberstrauß. Ich habe die Verwirrung und die Glückseligkeit des Mädchens wohl bemerkt, als es seinen hellen Blick empor zu dem wehenden Wipfel schlug.

Aber nicht allein die Liebe, in manchen Gegenden auch die Freundschaft blüht auf an diesem Morgen und es ist eine gar eigenartige alte Sitte, in welcher sich die Menschen am Maitage ihr Wohlwollen ausdrücken.

Zur selben Stunde, als über den weißblühenden Kirschbäumen der Wipfel des Maibaumes zitterte, spielten sie im Dorfe den „Maibuschen“ ab.

Da ist das junge Volk auf und hüpfet und springt lustig durcheinander. Sie verfolgen sich gegenseitig und peitschen sich mit grünen Zweigen und Sträußen und johlen ihre theils alt hergebrachten, theils zur Stunde dem Stegreif entsprungenen Sprüche.

„Maibuschen, Maibuschen!“ ruft eine Magd, ihre Freundin peitschend: „Dir hau' ich achtzig Jahr auf den Buckel!“

„Du sollst gesund sein!“ gibt diese mit einem Ruthenschlag zurück.

„Du sollst einen ganzen Beutel voll Geld haben!“ sagt ein Kohlenbrenner zum andern, und haut ihm einen Tannenast über die Achsel.

„Und Du sollst einen Schatz haben und eine Wiegen von Gold und Seiden dazu!“

„Du sollst auch einen Schatz haben, einen lebzeit'nen Reiter!“ ein laufender Birkenzweig gibt den Worten Nachdruck.

„Du sollst ein paar geflickte Strümpf' haben — vollgesteckt mit Dukaten!“

„Du sollst vornehme Ross und Wagen haben: sechs kohlschwarze Schimmel und eine Heufuhr daran!“

„Du sollst haben ein Schloß von lauterem Gold, daran zwölf Thor von Elfenbein und hundert Fenster von Edelstein, und ein hoher Thurm von Krystall, und oben auf dem Knopf sitzt ein alt Weib!“ —

Und ein junger hübscher Bursche singt: •

„Da Mai, da schön Mai
Is a gfreuliche Zeit,
Is die ganz Welt voll Liab
Und voll Lustbarkeit.

Im Wasserl drein glanzt's
Und in Lüften is 's z'hör'n,
Auf'm Bamerl stehts g'schrieb'n,
Daß Du mein sollst wer'n!

Und wann 's in Lüften nit war,
Und im Wasserl nit drein,
So stand's noh wo ander's,
Wem 's Dirndl soll sein!

's is ein' ewige Schrift,
Is seit Urzeiten blieb'n,
Der Adam im Paradies
Hat's unterschrieb'n!“

Das Lied sang der Wolfberger Franz. Wie flatterten da die Bänder auf dem Maibaum!

„Maibuschen, Maibuschen!“ gings wieder durcheinander, „Tanzen und Singen, Gesundheit und Schläg', daß der Buckel möcht' springen!“

Ein tolles Balgen und Toben entstand, die bunten Sträuße flogen zerzaust in der Luft.

Hannchen war nicht zu sehen, wie der Franz auch spähte. Am Gartenzaun kauerte ein altes mühselig Männlein, der Soldaten-Naß, ein Bettelmann, den Niemand beachtete. Er hatte einst arge Schläge ausgestanden für das Vaterland, so hätte ihn jetztunder ein fröhlicher Schlag mit grünem Zweige als Maiengruß wohl gefreut. Er saß allein, die Jugend und der Mai wollten ihn nicht mehr berühren.

Vielleicht aber doch. Flog jetzt plötzlich das Gartenthor auf; Hannchen stürzte heraus und mit grünem Maienstrauß an dem lustigen Schwarme vorüber und dem alten Soldaten-Naß zu. — „Erstes Gebot!“ hub sie den alten Spruch an, und peitschte wacker auf den Bettelmann los, „erstes Gebot: ich schlag' dir todt alle böse Noth! — Zweites Gebot: ich schlag' dir deine Wangen rund und roth. — Drittes Gebot: ich schlag' dir deinen Mund, daß er kann essen das feinste Brot. — Viertes Gebot: ich schlag' dir deine Augen, daß sie den schönsten Garten mögen schauen, und die Rosen und den Sonnenschein, und die allerschönsten Mägdelein. Fünftes Gebot: ich schlag' dir deine Ohren, daß sie hören das lieblichste Lautenspiel dir zu Ehren. — Sechstes Gebot: ich schlag' dir deine Händ, daß sie mögen haben Geld ohne End' und am Herzfinger hold ein Ringlein vom feinsten Gold. — Siebentes Gebot: ich schlag' dir deine Füß, daß sie gehen mögen auf freudenreichen Wegen. — Achtes Gebot: ich schlag' dir deinen Rücken, daß ihn die Kummerniß und Noth nicht soll erdrücken. — Neuntes Gebot: ich schlage dir deine Brust zur Lebenslust; und ich erschlage alle tiefen Schmerzen. — Und zehntes Gebot: ich klopfe mit diesem blühenden Maienstrauß an's Pförtlein von deinem Herzen!“

Der Alte hatte sich, nachdem er bei den Ruthenschlägen eine Weile herumgeholt war, unter diesen zehn Geboten nun zusammengekrümmt und gelacht und geweint vor Freuden.

„Aber na, aber Jesseß, wenn das mich angeht!“ rief er, „so viel junge saubere Burschen sind da; und dem alten Bettelmann gilt der ebrenhafte Spruch. Mädèl, dank dir Gott zu tausendmal, wie gut haben mir diese Prügel gethan! So jung bin ich noch all' mein Lebtag nicht gewesen, wie heut'. So hell klingt heut' die Welt! Der blaue Himmel ist eine großmächtige Glock' und der Mensch ist der Schwengel dazu!“

Der Wolfberger Franz hatte es gesehen. — Das ist brav von dem Hannchen, dachte er bei sich; dem Armen thut sie die Ehr' an; das ist ein warmes Herz, das wird ein gutes Weib. Maibaum, du sollst zehnumal höher sein, daß sie dich in allen Nachbars-Dörfern könnten sehen. Die ganze Welt sollt' es wissen, was das Hannchen für ein prächtig Mädèl! —

Dann ging er hin zu ihr und wollte sie umarmen und recht küssen — da wußte sich der sonst so übermüthige Bursche vor Blödigkeit nicht zu helfen. —

„Hannchen, darf ich den Vater fragen?“ Dieses einzige Wort brachte er heraus. Ihr ging es noch schlechter, sie war stumm ganz und gar; den Maienstreuß ließ sie sinken

Noch stand die Sonne nicht auf der Mittagshöhe, als der Franz ins Haus trat. Der Hausherr war gut gelaunt, das machte dem Burschen Muth. Er stolperte zwar und das verrieth ihn schon. Eines echten Ramsthalers echter

Gut sitzt hübsch auf dem Kopf, auch in des Nachbarns Haus, außer —

„Etwan hast Du die Dummheit gemacht, da draußen?“ lachte Hannchens Vater und wies gegen den Maibaum.

„Der Better wird wissen, daß ich Haus und Hof von meinem Vater übernommen habe.“

„Ist mir bekannt.“

„Und daß ich nun heiraten kann.“

„Weiß ich.“

„Und heiraten will.“

„Kann mirs denken.“

Da schwiegen Beide drei ganze Minuten lang. Draußen zwitscherten die Vogelschaaren, die weißen Fenster-
vorhänge wehten leise in der Bergluft.

„Will mir der Better die Tochter geben?“ —

Am ersten Mai ist leicht brautwerben, besonders wenn man ein hübscher, reicher und allerwärts gerngesehener Bursche ist, der seinem Lieb schon den Maibaum vorausgeschickt und sich von der guten Aufnahme desselben überzeugt hat.

Des Weiteren habe ich nichts zu melden, und Geschichten, in denen sich zwei Leute gar so leicht kriegen, soll man eigentlich nicht erzählen. Doch, mir war diesmal nur um Maienblick zu thun; Anderes verlangte ich nicht zu wissen. Schickte mich schon an zum Weiterwandern, da rief mir der Hausvater zu: „Habt ihr Lust, Fremdling so bleibet noch einen Tag; an diesem Abend gibt's Verlobung im Hans.“

Ich bin geblieben, bin bei der Mahlzeit neben dem alten Soldaten-Maß gefessen. Und das ist ein wahres,

menschenwürdiges Freudenfest, zu dem auch der Wanderer und der Bettelmann sind geladen. Gott besegne das Haus und das junge Paar und schenke ihm Maien bis in das neunzigste Jahr!

Lieb Pfingsten ein — Hexensabbath!

So licht und rein es auch sein mag, das maienliebliche Pfingstfest, so klebt an demselben doch immer noch ein rostiger Flecken aus alten dunklen Zeiten.

Zwar sind gegenwärtig auch im Dorfe und im Walde die Hexengeschichten nicht mehr recht in der Mode, und will das alte Mütterlein beim Kocken zuweilen so ein wunderlich Märlein aufstischen, so schlafen die Zuhörer dabei ein. Es sind ewig dieselben langweiligen Geschichten vom Verwünschen und Verhexen und Teufelholen.

Zu Pfingsten aber ist im Gebirge Hexensabbath noch heut zu Tage. Da wird das Andenken an Hexerei und Zauberei wieder lebhaft aufgefrischt, und die Leute erzählen sich am Vorabende unter der säuselnden Linde oder knisternen Tanne gar wunderbare Dinge, die einst an diesem Tage in der Gegend geschehen sein sollen.

In der Regel kennt der Aberglaube im Gebirge heut zu Tage noch zwei Gattungen von Hexen: die Wetterhexen und die Butterhexen. Die erstere Gattung gründet sich auf Bosheit, die andere auf Habsucht.

Soll's nur versuchen, der Reithofsbauer, soll der hinkenden Lise etwas in den Weg legen — soll ihr einmal das Stück Milchbrod verweigern, um welches sie zuspricht;

soll ein wenig Spott mit ihr treiben und sie ins Gelächter bringen — wird schon sehen, was geschieht!

Hat sie der Bauminger einmal mit einer Kröte geneckt, die er ihr auf den Nacken gelegt, daß sie vor Schreck fürchterlich aufgeschrien. Darüber hat Alles gewaltig gelacht, nur sie selber nicht. Sie hat den Leuten gedroht mit der Faust: „Wartet, wartet, ihr sollt mir denken an die alte Lise!“

Und darauf am Pfingstsonntag, als ein fürchterliches Hagelwetter niederging über die Gemeinde, alle Fenster-scheiben in tausend Trümmer und die grünende Saaczolltief in den Erdboden schlug — da haben sie gedacht an die alte Lise! — Die Leute haben die Schloßen untersucht, haben in denselben Haare gefunden, graue Haare, wie sie die Lise am Kopfe trug. Da bedurfte es keines weiteren Beweises mehr — das Wetter war gehezt — gehezt von der alten Lise.

Hatte diese doch während des Ungewitters aus dem Fensterchen ihrer Hütte geguckt und gekichert. Freilich war ihr Krautgarten auch verwüstet, aber ein Narr wäre sie gewesen, hätte sie den unversehrt gelassen; eigener Verrath; in der ersten Stunde hätte man sie gesteinigt!

In der zweiten wollte man's auch so thun, aber der Kreuzstindl sagte: „Steinigen, das ist keine Sach'; das ist bei Regen nicht der Brauch; ist aber Holz zum Scheiterhaufen vonnöthen; in meinem Wald gibts dürre Bäum' genug. Sib sie recht gern für die gute Sach.“

„Ist nichts!“ sagte hierauf der Herr Pfarrer kopfschüttelnd, „verbrennen, das thät die Gemeinde wohl in üblen Geruch bringen.“

„Freilich wohl ja“, entgegneten Einige darauf, „Hochwürden haben recht, das wär' ein schöner Gestank!?“

„Geht mir weg, ihr Narren“, rief der Pfarrer, „die alte Lise Wetter machen? Die ist froh, wenn sie all Tag ihr Schöpplein Luft mag schnappen. Ganz wo anders steckt der Haken, Wettermessen zählt ihr keine jahraus, jahrein! ja, wenn da der Herrgott nicht dreinhaut . . .!“

Dreimal nacheinander ging hierauf die Lise zum Herrn Pfarrer zur Beichte aus Dankbarkeit. —

Aber wenn's schon keine Wetterheren mehr gibt, so leben doch noch Butterheren; man weiß es ja, sie leben in der Gegend, im Dorfe, man könnte mit Fingern auf sie zeigen:

Betagte Bäuerinnen finds gewöhnlich; die wissen ein Gebetlein, mittelst welchem sie die fette Buttermilch aus den Eutern ihrer Nachbarskühe in die Euter ihrer eigenen Kühe zu übertragen vermögen. Ich weiß das Gebetlein, magß aber nicht aufschreiben — ist auch streng verboten. —

Aber von der alten Huberin schreibe ich etwas auf. Die Huberin hat alljährlich drei Centner Rindschmalz verkauft und sie hat doch nur zwei Rinder gehabt, eine Kalbe und einen Stier.

Da sind denn die Leute auf den Gedanken gekommen, die alte Huberin dürfte eine Butterherze sein. Um sich aber davon gewissenhaft zu überzeugen, haben sie durch eine von der Sonne gezogene Bretterfuge — denn nur durch eine solche kann man Hererei beobachten — geguckt und gesehen, daß die Huberin nicht bloß die noch jungfräuliche Kalbe, sondern auch den Stier molk. Und sie molk sich einen so gewaltigen Kübel Milch heraus, als wären dazu

die Euter aller Nachbarstühe in Anspruch genommen worden.

Mein Gott, da war freilich kein Zweifel mehr, daß die alte Suberin eine fürchterliche Butterhexe, um so weniger, als zur selben Zeit alle Kühe der Nachbarschaft nur wenig Milch gaben. Gar aus der Futtergabel und dem Besenstiel soll die Alte die Milch ihrer Nachbarn herausgemolken haben.

Diese Abzapfung der Milch von den Kühen der Nachbarn nun geschieht gewöhnlich am Pfingstsonntag Morgens, einer Zeit, welche überhaupt den Hexen sehr günstig ist. An diesem Morgen verwandelt sich — nach dem Volksglauben — die Hexe in irgend ein fliegendes oder kriechendes Thier und saugt als ein solches den Kühen auf der Weide die Milch und das Fett aus. So ist es geschehen, daß am Pfingstsonntag sogar Hasen und Mehe aus dem Walde hervorgekommen sind und an den Eutern der Kühe ihr Frühstück getrunken haben.

Ältere Leute behalten deswegen am Pfingstsamstage ihre Kinder stets im Stalle. Nur der Waldtoni läßt sie auf die Weide, hütet sie aber mit einem Schießgewehr und brennt jeden Hasen nieder, der quer über die Weide läuft.

Wenn ihn der Jäger darob zur Rede stellt, so erzählt er diesem die Geschichte von seinem Urgroßvater.

Sein Urgroßvater, der hat einmal am Pfingstsonntag schon zur frühen Morgenstunde im Walde seine Kühe gehütet. Wie er so im nassen Grase herumsteigt und seine Morgenandacht verrichtet, sieht er plötzlich über seinem Haupte hoch einen mächtigen Lämmergeier schweben. Ist ein Raubthier, denkt er sich, und schießt. Getroffen hat er und niederfährt das Thier wie ein Donnerkeil. Wie es aber

am Boden liegt, da ist's kein Lämmergeier mehr, sondern — Jessas! die Frau Nachbarin ist's, die auf der Stelle verblutet.

Ist eben auch eine Butterhexe gewesen, die Frau Nachbarin — hats abgesehen gehabt auf die Kinder des Hirten — da ist ihre Zeit aus gewesen — hat sie die Angel getroffen — hat sie der Teufel geholt, wie er Alle holt, denen er früher das oben erwähnte Gebetlein gelehrt hat. —

Solche Geschichten erzählt man sich im Waldhose zu Duzenden am freudenreichen Pfingstfeste. Sie müssen geschehen sein, denn die alten Leute haben es gesagt — und sie werden geschehen sein, sonst hätten es die Alten nicht gesagt. Alle im ganzen Hofe glauben daran, nur der kleine Schulbub nicht; der ist sonst ein guter Bub, aber man weiß es nicht, von wem er's hat — so alte Geschichten lacht er gottlos aus, sammt den Erzählern.

„Oh, man weiß wohl, von wem er's hat!“ eifert der Vater, „der Schulmeister verdirbt ihn. Es ist ganz schrecklich, was die jungen Leute heut zu Tage ungläubig werden!“

Dürfte nicht so unrecht haben, der Vater; wenn Einer einmal nicht glaubt, daß in einem Lämmergeier die Frau Nachbarin kann stecken, so hat so Einer keinen großen Schritt mehr, zu läugnen, daß in der weißen Taube, die am Pfingstfeste niederschwebt auf die Gläubigen — der heilige Geist wohnt.

Der Jungfrauen-Tag.

Ein ordentliches Mädchen liebt Frohnleichnam oder einen Junggesellen. Ist Letzteres der Fall, so fragt man nicht mehr viel nach dem Ersteren — darf auch nicht mehr viel danach fragen.

Das Frohnleichnamsfest ist ein wichtig Ding; es ist der Prüfstein für die Tugend junger Mädchen, und jedes, das sich der reinen Jungfräulichkeit noch bewußt, muß davon an diesem Tage Bekenntniß ablegen, vor Gott, der's ohnehin weiß, und vor den Menschen, die's gern wissen möchten.

Nach altem Herkommen hat am Frohnleichnamstage jedes Mädchen die strenge Pflicht, mit einem naturgrünen Kranz auf dem Haupte zur Kirche zu gehen und so vor der ganzen Gemeinde ein erneutes Zeugniß seiner Jungfräulichkeit abzulegen.

Ein naturgrüner Kranz ist seit jeher das Zeichen wahrhafter Reinheit gewesen; es liegt eine gar hohe Weihe in einem solchen Kranze, und wer ihn unbefugt sich auf das Haupt legen würde — der wäre dem Teufel verfallen von demselben Augenblicke an, und der naturgrüne Zweig würde ihm zum ewigen Brautkranze für die Hochzeit mit dem Bösen. — So lautet der Glaube.

Wenn sonach ein Mädchen — und mag bisher sein Wandel noch so ehrbar gewesen sein — am Frohnleichnamsfeste ohne Kranz zur Kirche kommt, so setzt es sich gar sehr dem Arg aus.

Aber daß auf dieser Welt so Manches übel eingerichtet ist, das läßt sich nicht leugnen. So ist leider Froh-

leichnam der beweglichen Feste letztes im Jahre. Ihm weit voraus zieht der wüste heidnische Fasching. Da hängt die Jungfrau unter berauscher Musik am Arme des Burschen, legt ihr Köpfschen — da braucht kein Kranz darauf zu sitzen — an seine hohe lebenswogende Brust. Er schnalzt mit den Fingern, mit der Zunge, hebt sie, die leichtfüßige Tänzerin, empor zu seinem Munde, noch höher — gar bis zum Himmel.

Dem Fasching folgt das mit Weibschinken, fettem Kuchen und rothen Eiern schwer beladene Ostern; dann kommen die warmen, gedeihlichen Tage der Maien und die still lauschigen, geheimnißreichen Nächte der Pfingsten. Ein Wunder der Vorsehung ist's, wenn über all' das hinaus das Kränzlein frisch mag verbleiben auf den Haaren des Mädchens.

Desweg erzähle ich, daß zur Zeit des Frohnleichnams gar manch' hübsches Kind in bitterer Bedrängniß ist.

Wie bist du in der Klemme, lieb holdes Gretchen! Hat dich der Herr Pfarrer eingeladen, daß du im weißen Kleide und mit dem grünen Kranze sollst erscheinen vor des Herrn Altar — vor dem göttlichen Bräutigam der Jungfrauen rein.

Hat dir der Vater bereits dazu weiße, feine Schlei-
finger Leinwand gekauft, und ein Seidenband, so flammend
roth, wie das Herz Jesu auf dem Altare. — Hat dir
die Mutter den Rosmarin aufgezogen im Garten, bindet
jetzt Reseda und Herzenstrost dazu, und die kleine Schwe-
ster will Dir den Kranz in die weichen, goldfarbigen
Locken heften.

Und Gretchen weiß nicht, woran sie ist. Denn
warum? es ist so sonderlich zugegangen in der letzten

Zeit. Der Donnersbacher Hans ist ihr auch so nachgehüpft, sie hat ihm schier nicht auskommen mögen, da ist sie geschlüpft in die Futterkammer hinein, daß er sie nicht sollt' erlangen.

Aber wie man in der Angst schon auf Alles vergißt — den Niegel hat sie nicht vor die Thüre geschoben, und so ist der Donnersbacher richtig schauen gegangen, wie viel sie Futter haben bei Gretchens Vater. Und wie's schon dunkel ist in so einer Kammer, daß sich Eins gar nicht mehr auskennt, ist der Schnurbart des Hans halt an Gretchens Näschen ein klein wenig angestrichen. Das Mädchen hat sich wohl gleich mit der Schürze den Mund gewischt, aber — kurz, 's ist eine große Frag', ob der grüne Kranz von Rechtswegen noch auf das Köpfschen gehört.

Läßt sie den Kranzelgang bleiben, so droht der Vater, zankt die Mutter, daß es ein Graus ist und der Pfarrer zeigt zulezt gar von der Kanzel mit dem Finger auf sie, so wie er es vor einigen Jahren der Brandner Theresse, die ohne Kranz in die Kirche kam, gemacht hat; sagt er vor der ganzen Gemeinde: „Schauts die Theresse an, aus einem Köserl ist ein Fettschepetsch geworden!“

Nun, und läßt es Gretchen nicht bleiben, sondern stellt sich in die Reihen der Jungfrauen vor den Altar, so — was wird der junge Donnersbacher denken? — Das ist eine Saubere, jetzt will sie unsern Herrgot betrügen, und er hat doch gottswahrhaftig alles selbst gesehen!

Aber Gretchen läßt vor Frohnleichnam von all dem nichts merken; emsig näht und bügelt sie ihr weißes

Kleid, ziert es mit dem rothen Seidenband, frischet den Rosmarinstamm auf und thut Alles bereit in ihren Kasten.

Und am Frohnleichnamsmorgen, wie die goldene Sonne ausleuchtet und Alle die Festkleider hervorholen — siehe, da hat Margarethe auf einmal den Schlüssel zu ihrem Kasten nicht. Sie muß ihn aus dem Säcklein verloren haben, sie sucht am Herd, sucht am Brunnen, sucht im Stall, in ihrem Bettstroh, im Speisschrank, auf der Salzstelle — wie wenn der böß' Feind drauf thät sitzen, der Schlüssel ist nicht zu finden.

Das ist eine rechte Schererei, jetzt weiß sie die Kleider nicht zu kriegen aus dem Kasten. Dasßelb' sagt sie gleich, aufbrechen läßt sie ihn nicht, den schönen Nußbaumnen, nein, da bleibt sie lieber zu Hause. Morgen holt sie den Schlosser.

Ergeben zieht Margarethe ihre Hauskleider an; kommt aber wer in ihre Nähe, so zankt sie laut mit sich selbst: „Gar so unachtsam! Den Schlüssel verlieren! Den Kopf möcht' ich mir herabreißen!“ Raum aber die Kirchleute fort sind, zieht sie lustig den Schlüssel hinter ihrem Busentuch hervor und — die Klippe ist umschiff't. —

Bärhchen hingegen hat solche Schliche nicht vonnöthen. Die ist in den Winterabenden, während Andere auf Tanzböden und weiß Gott wo herumgehüpft, hübsch daheim in ihrer Kammer geblieben, und hat gesponnen Fäden und fromme Gedanken.

Und als dann nach der Fastenzeit die anderen jungen Leute mit den hart gesotteneu Ostereiern herumscherzten, sich neckten und die Eier aneinander versuchten, welches zuerst breche, dann um dieselben sich balgten, bis die Dingen ganz zerdrückt und zerknittert waren, zutiefst in

den Dotter hinein — schlug Bärbchen die ihrigen am Bettstufen auf, und aß sie ruhig und allein. Und an den warmen Maitagen, wenn ihr Burschen lustige oder spöttische Grüße zuwarfen, gab sie keine Antwort, und wenn irgend Einer gar einmal sorglich ihr verschobenes Busentuch zu ordnen versuchte, so konnte es sich zutragen, daß aus ihren runden Armen schöne frische Ohrseigen hervortwuchsen. Und in den stillen Pfingstnächten betete sie zum heiligen Aloisius.

Den heiligen Aloisius, welcher mit seinem Lilienzweig über ihrem Bette steht, hat sie vom Kaplan. Ich weiß es nicht, aber der Weidknecht, der ihr zum Bilde den Rahmen gemacht hat, behauptet, das Bildniß sei das Konterfei vom geistlichen Herrn.

Nach einem inbrünstigen Abendgebete vor diesem Bilde hat Bärbchen süße Träume: sie ist die Braut Christi und mit der Krone der Unschuld geziert thront sie auf goldenen Wolken. Ganz oben sitzt der liebe Gott, ein klein wenig tiefer steht der Herr Kaplan, gleich daneben schwebt sie, die Bärbel, und tief — tief unten erst sind die sündigen Menschen.

So geht es und so kommt der Frohnleichnamstag.

Die Procession zieht mit Fahnen und Kreuzen und hochgehobenen Frauenbildern über die grünende Au; die Musikanten blasen und trommeln darein, daß man nicht einmal die Thurmglöcken hört und doch ziehen die Schulbuben mit aller Lebenskraft an den Stricken und freuen sich, daß heute ihr Dasein vor der ganzen Gemeinde einen so guten Klang hat.

Den Musikanten auf dem Fuße folgt der „Himmel“ von vier würdigen Rothmänteln getragen. Der blaue

Himmel da oben ist doch schon gar zu alt und voll Wolkenflecken über und über, und jeder Heide und jeder Jude nennt ihn sein Dach; das ist kein Himmel für Frohnleichnam, und so hat sich die Gemeinde für dieses Fest extra einen angeschafft von rother Seide.

Die kleinen Ministranten haben heute gewaltige Kränze auf den Köpfen; sie stellen die Engel Gottes vor, schellen recht tüchtig mit den Glöckchen und spähen unterwegs in's Gebüsch nach Vogelnestern.

Der Mesner und die Kirchenprobste in bunten kirchlichen Gewändern umkreisen den Herrn Pfarrer und hüllen ihn in Weihrauchnebel ein.

Dafür ladet sie der Herr Pfarrer am Abend zu Tische und benebelt auch sie.

Dann kommt im Zuge zwischen Fahnen das vergoldete Bildniß der unbefleckten Empfängniß auf der blauen Weltkugel; diesem folgt die Schaar der Jungfrauen. Sie betet und singt mit Inbrunst.

Das „Kranzkleid“ des Bärchens ist nicht nach eitel Mode mit Spitzen und Seidenbändern behangen, ihr Haargeflecht ist nicht geschnörkelt und gekünstelt, wie das der anderen Mädchen: Alles an ihr ist einfach und würdig und ihr dünkt, der Rosmarinstamm in ihrem Haare hebe wie durch ein Wunder an zu wachsen und neu zu grünen.

Bärchen blickt gar Niemanden an; sie schlägt entweder die Augen demuthsvoll zur Erde oder empor zum Himmel, wo ihr Bräutigam thront. Sie freut sich heimlich ihrer frommen Gesinnung und denkt: ich bin die Demüthigste unter Allen.

Den erwachsenen Jungfrauen folgen die unerwachsenen Mädchen von fünf bis zwölf Jahren — diese tragen ihre Kränze mit Recht. Sie gucken umher, ob nicht etwa Jemand auf sie hinsieht, und da das schier keiner thun will, so wenden sie ihre Köpfschen und beschauen sich selbst.

Dann kommen die Männer und die Junggesellen. Warum tragen die Junggesellen keine Kränze? Warum ist es den Junggesellen erlassen, ihre Junggesellschaft öffentlich zu bekennen?

Gut, daß die Zungen den Rosenkranz auswendig kennen, die Augen und Herzen sind alle um einige Duzend Schritte voran, bei den erwachsenen Jungfrauen. Gar manche Bemerkungen machen die Burschen zu einander, als wüßten sie über Manche verlässlichere Zeugenschaft abzulegen als das Kränzlein auf dem Haupte.

Nach der männlichen Abtheilung kommen die betagteren Weiber, schleppen ein großes Bild der heiligen Mutter Anna mit sich. An diesen Frauen erweist sich das praktische System des Vor- und Nachbetens als besonders vortheilhaft, da ihnen nach jedem Vaterunser einige Sekunden bleiben, um sich über den Anzug, das Verhalten, die Sittsamkeit und sonstige Zustände der voranziehenden Jungfrauen und Männer zu verständigen. Denn regen Antheil nehmen sie an Allem, die würdigen Frauen.

Ist die lange Reihe zu Ende, so humpelt zuletzt etwa noch ein altes Mütterlein nach. Am Stocke schleppt es sich, ein braunes grobes Kleid hat es an, auf dem weißen Haar liegt ein Kranz von Lärchenreisern. Diesen Lärchenkranz haben ihr gestern die kleinen Urentel gewunden.

Leicht gefällt unter allen Kränzen des Frohnleichnamsfestes dieser dem lieben Gott am besten.

Die Sonnenwende!

Wie das bürgerliche Jahr doch nur zu seiner un begründeten Eintheilung gekommen ist! Die eigentlichen Zeitpunkte sind stets nur die Tage der Sonnenwende. Und wo diese Zeitabschnitte aneinander gefügt sind, da läßt es sich nach dem alten Glauben des Volkes ein Bißchen durch die Fugen gucken in das Wunderland hinaus, in die Zukunft; und durch diese Fugen bringt manch' magischer Lichtstrahl herein in unser einförmiges Leben.

So eine Fuge ist die Thomasnacht, in der ein altes Weib doppelt sicher Karten aufschlägt, eine „Hexe“ doppelt verläßlich wahr sagt und das verliebte Mädchen doppelt angelegen den heiligen Thomas fragt, wo der Gerber ist, der das Leder gerbt, aus welchem der Schuster ihre Brautschuhe machen soll.

Und so eine Fuge ist der Tag Johannes des Täufers an welchem die Sonne nach dem Bauernkalender zuhöchst am Himmel steht, um sich nun zu wenden und den Tag nach und nach wieder kürzer zu machen. Nur bis zu diesem Tage ist die Sonne Jungfrau; was sie bisher zum Grünen und Blühen gebracht, das muß sie nun allmählig reifen; sie lächelt nicht mehr so minnig auf die Blumen, sie wird praktisch und sieht auf die Früchte.

Die Sonnenwende selbst aber, der Moment der Umkehr, in welchem „das „Tagesgestirn übernatürlichen Ein-

fluß auf die ganze Welt übt“, ist seit uralten Zeiten im Volksglauben von tiefster Bedeutung.

In den Alpen können zur Sonnenwende drei wunderliche Dinge gethan werden. Da kann man die Natur beschwören, in die Zukunft sehen, und noch etwas, was Gott-Vater im Himmel nicht kann, nämlich, Geschehenes ungeschehen machen.

Die Natur beschwören, das ist gar nicht einmal so schwer. Da macht der Landmann am Sonnenwendvorabend auf seinem Getreidefelde Feuer an und streut Weihrauch von der Christnacht, und Weihholz vom Palmsonntag hinein. Hierauf überdeckt er das nun auflodernde Feuer hübsch kreuzweise, natürlich mit grünem Tannenreisig, feuchtem Moos und Heidekraut. Dabei wird folgendes Gebet gesprochen :

„O heiliger Johanni und Tonati,
Behütet unser Feld und unser Vieh
Vor Blitz und Donner und Schauertoben,
Daß wir euch immer und ewiglich loben. Amen.“

Auf diese Art und insonderheit durch die Protection der heiligen Johanni und Tonati wird die Natur ganz sicherlich beschworen. Vom Feuer steigt sofort dichter, geweihter Rauch auf, und dieser verbindet sich mit den Wolken und macht folglich dieselben auch geweiht. Daß geweihte Wolken den Feldfrüchten nimmer schaden können, liegt wohl auf der Hand.

Recht gut und nützlich ist auch das Springen über dieses Sonnenwendfeuer, denn wer es zu Wege bringt, ohne sich dabei das Kleid zu versengen, dem kann im ganzen Jahre hindurch kein Fieber beikommen.

Auch pflegt man blauen Rittersporn in das Feuer zu werfen und dabei den Spruch zu sagen :

„Brenn', Kräut'l, brenn',
 Das Unglück soll vergeh'n.
 Heiliger Sanct Veit,
 Schid' uns a Scheit.
 Heiliger Sanct Florian,
 Bünd' uns ein Feuer an,
 Dann steigt der weiß' Rauch
 Zum Himmel hinauf,
 Und der weiß' Rauch soll verehren
 Gott unsern Herrn!“

Vor Zeiten wurde das Sonnentwendfeuer auch im Innern großer Städte angezündet. Im Jahre 1471 auf dem Reichstag zu Regensburg war es, da tanzte König Friedrich mit seinen schönen Weibern um das auf offenem Markt brennende Johannesfeuer. —

Ein wenig complicirter als das Feueranzünden ist schon das Indiezukunftsehen. Scharfe Brillen sind nicht genug, es gehört auch ein guter Glaube dazu.

Es gibt auf dieser Welt wirklich noch Mädchen, die keinen Liebhaber haben, trotzdem aber gerne etwas von ihrem Zukünftigen wissen möchten.

So begibt sich nun das Töchterlein unserer lieben Mutter Eva zu einem Teich oder See, der eine ruhige Spiegelfläche hat. Und wenn das Mädchen anders den rechten Moment der Sonnentwende trifft, so sieht es aus dem Wasserspiegel Niemand Andern herauslächeln, als ihren künftigen Liebes- und Lebensgefährten.

Da hat es die bildschöne Josefa Berger eigen getroffen. Der Haberhofer-Toni, ein prächtiger Bursch' um und um, ist in sie verliebt gewesen. Durch den Zaun hat er allfort geguckt, aber das Gucken ist ihm zu wenig gewesen; sagen hätt' er ihr's mögen, daß sie vom Fuß bis

zum Kopf sein Mädel werden sollt'. Tage und Monate lang hat er sich das vorgenommen; war aber der Schick da, daß er ihr die Erklärung hätte machen können, so fiel ihm immer das Herz in die Hosens hinab. — „Alle zehn Finger haß' ich mir weg, wenn ich es morgen noch nicht sag'!“ schwor er sich oft in einsamen Nächten, aber es kam das Morgen, und der Toni sagte noch nichts und er haßte sich keinen Finger weg.

Als nun aber der Sonnenwendtag nahte, fiel dem schlauen Burschen was ein. Die Josefä Berger, denkt er sich, geht zur Sonnenwende gewiß hinaus zum Waldteich um den Künftigen zu sehen. — Bei Gott, da geh' ich auch! — Der Teich ist nur auf einer Seite, wo am Ufer eine alte Linde steht, zugänglich. Schon am frühen Morgen sitzt der Toni auf der Linde und guckt und späht. Zur Mittagszeit, wie es schon heiß und still wird ringsum, sitzt er noch auf der Linde und isst sein Stück Brot. Und als er das Brot gegessen hat, sitzt er wieder den ganzen Nachmittag auf der Linde und guckt und späht. Aber die Josefä Berger will nicht kommen. Denkt denn Die gar nicht an einen Mann? — Aber als es schon zu dunkeln anhebt, horch, da rauscht es im Gebüsch, da kommt sie. Sie dreht das Köpfschen ängstlich hin, und her, sie eilt wie ein Rehlein flink an das Ufer des Teiches. Der Toni sitzt gerade über ihrem Haupte auf einem weit vorspringenden Ast und sieht in's Wasser. Das Mädchen legt ihre beiden Hände an den Busen, wie wenn ihr das Herz wollte zu hüpfen anheben. Sie sagt leise den Spruch:

„Du Wasserwell', ich tritt Dich,
Du heiliger Johanni, ich bitt' Dich,
Laß mir erscheinen
Den Herzliebsten Meinen!“

Sie blickt in den Wasserspiegel — sieht aber nichts. Der Toni beugt sich auf seinem Ast weiter vor; sieht sie ihn denn noch nicht im Wasser? Er legt sich noch weiter hinaus — da kracht der Ast und der Toni stürzt gerade vor den Augen der Josefä Berger kopfüber in den Teich. Eine weiße Perlengarbe springt empor, wo er hineingefallen ist; da zappelt er nun und zappelt sich mit großer Noth ans Ufer — und das Mädchen ist erschrocken bis zum Umfinken. — Das Liebesfeuer des Toni Haberhofer ist zum Glück im Wasser nicht gelöscht worden, und die Josefä Berger hat in den Wellen richtig ihren zukünftigen Bräutigam gesehen. Sie hat eben den rechten Moment der Sonnenwende getroffen. —

Nun aber das Geschehene ungeschehen machen? Ist's einmal geschehen, so schüttelt Gott-Vater selber die Achseln und sagt: „Läßt sich nichts machen.“

Denn doch! Es geschieht gar nicht selten, daß sich ein Junge in sein Mädchen verliebt, daß er von ihr nicht lassen kann um Alles in der Welt. 's ist ihm angethan, er will sie heiraten und 's ist aus und 's ist vorbei. Kommen aber die Eltern, und sie wollen die Heirat nicht, und sie leiden die Liebshaft nicht, oder sie enterben ihn, verfluchen ihn, und 's ist auch aus und vorbei. Nun muß der Jüngling wählen zwischen Entfagung und Elternfluch. Er wählt das Erstere, aber leicht beginnt er nun zu fischen an Leib und Seele. Er müßte hinsterven in Liebestweh, wenn es nicht Mittel gäbe, Geschehenes ungeschehen zu machen: Er muß das Mädchen sein Lebtag nicht gesehen, gekannt, geliebt haben.

Es gibt ein Mittel dafür.

Am Tage Johannes des Täufers, wenn die Sonne schon untergegangen ist, geht der Liebestranke hinaus in den Wald, nimmt eine Haarlocke, eine verwelkte Blume, oder sonst ein kleines Gedeken, das er vom Liebchen, dem er entsagen will, erhalten hat, wühlt mit einem Sargnagel die Erde auf, und unter dem Spruche:

„Liebe, ich hab' Dich,
Lieb', ich vergrab' Dich,
Vergeh' mir von Herzen
Mit Treuen und Schmerzen!“

gräbt er den theuren Gegenstand in die Erde.

Ist die Liebe auf diese Art echt und recht begraben, so läßt sie das Herz in Ruh, und Jedes kann sich ein anderes Gespons suchen zum Minnen und Freien.

Nicht selten aber wächst im Walde dort, wo die Liebe begraben ist, ein Bergißweinnicht empor, und das ist nicht gut — dann ist die Liebe schlecht begraben.

Seitdem aber am Sonnenwendtag einmal des Feldmaiers Marie und des Jägers Franz, die sich gar herzlich und gar hoffnungslos gern hatten, gegenseitig ihre Liebe begruben und nach dem Begräbniß im Walde zusammenkamen, weinten, lachten und sich küßten, so sehr küßten, daß es endlich gar offenkundig wurde und die Leutchen doch noch heirateten — seitdem wollen sie im Dorfe nicht mehr an das Liebebegraben glauben, und man nimmt sich allerorts lieber gleich, wie man sich gerne hat. --

Das sind die Geschichten und Geheimnisse des Sonnenwendtages, wie man sie wenigstens erzählt beim fröhlichen Sonnenwendmahle, das unter Anderem in einem riesigen Eierkuchen mit Hollunderblüthen — der Sonnenwendstraube — besteht. Es sind auch noch andere Sonnenwendmärchen,

schaudervolle und lustige, aber sie kommen immer mehr und mehr in Vergessenheit. Heutzutage ereignet sich nicht mehr viel Wunderbares am Sonnenwendtag; auch wollen die Menschen, seitdem sie in der Sonne Flecken entdeckt haben, nicht mehr an ihre Wunder glauben.

Almleben im Sommer.

Zu Sanct Zeit
 Gehts auf die Almweid!
 Sanct Rosal'
 Treibts wieder ins Thal.

In diesem Volkspruche ist die Zeit des Alpenlebens angedeutet. — Alm und Almleben! wer das kennt! 's ist allzu schön, zu tausendschön gewesen; mag's nimmermehr vergessen, und zu jeder Sommerszeit bin ich oben. Ich bin ein Almbub gewesen, ich bin den Röhren am Schweif gehangen fünf Jahre lang; und wenn ich mir jetzt einen guten Tag anthun will, so hänge ich mich wieder daran. Und wenn ich doch tief im Thale bleiben muß und zwischen den Wänden sitzen, die nicht der liebe Gott aufgerichtet hat, sowie auf seinen Felshöhen, sondern die meine armen Menschen aus gebackenen Steinen haben geschichtet, so entschädige ich mich zur Noth dadurch, daß ich mir und Anderen vorschwage von Alm und Almleben.

Damals habe ich es nicht gewußt, daß ich ein Nomadenbub war. Ich wars aber. Mein Vater hat fünfhundert Klafter hoch oben eine kleine Sennerei gehabt.

Und was ich dazumal erfahren, das kann ich doch leicht wieder erzählen.

Der Gebirgsbauer wird von seinen Genossen und Nachbarn, von der ganzen Gemeinde nach Rindern geschätzt. Je mehr Rinder, desto angesehenener der Bauer. Zwanzig Stück Rindvieher muß Einer gelten, will er in der Ortschaft das rechte Gewicht haben.

Für zwanzig Rinder aber ist im Thale die Sommerweide nicht mehr aufzutreiben, und die Herde muß hinauf in die Hochthäler, an die Lehnen der Kuppen, auf die Almmatten, wo sofort eine tüchtige Milch- und Butterwirthschaft eingerichtet wird. Auch Ziegen, Schafe und selbst Schweine ziehen mit zur Höhe. Mit Kränzen und Schellen reichlich behangen, geht es hinan, und das Todeln der Schwaigerin (Sennin) und das Fauchzen der Halter klingt in den Felsen.

Die Leuten freuen sich auf die Höhe; es mag die Sennhütte noch so ärmlich sein, noch so mühevollen Arbeiten und große Sorgen in sich bergen, aber sie bietet ein freies Leben.

Mehl und Salz, ein paar Töpfe und einen dicken Lodenkittel nehmen sie mit hinauf; damit wissen die guten Leute nach ihrem Geschmacke das üppigste Wohlleben zu führen. Die Rinder werden förmlich zur Familie gezählt und oft klagt die junge Brentlerin (oder Schwaigerin) all' ihr Herzwohl und Weh einer Kuh, und findet richtig Beruhigung und Erleichterung, wenn diese sie mit treuen, gutmüthigen Augen anguckt, und ihr das dargereichte Futter traulich aus der Hand frist.

Die Frömmigkeit und die Liebe ziehen stets mit auf die Alm und richten sich recht bequem ein in der armen Hütte. Da ist auf dem besten und schicklichsten Platz in

der Tischecke ein förmlicher Altar aufgerichtet, ja nicht selten findet man an der Wand eine wahre Bildergalerie, und es gibt im ganzen Himmelreiche keinen Vieh- und Wetterpatron, dessen Conterfei nicht hier in wahren Flammenfarben auf dem Glase prangte. Diese Heiligen entbehren auch des Opfers nicht. Da finden sich auf der Alpe verschiedene buntfarbige Steine, Tannenzapfen, Blumen, Hagebutten u. s. w., Gegenstände, die den anspruchlosen Gottheiten von jeher willkommen waren. Manche Almerin hat außerdem noch ihren ganz besonderen Patron, dem sie einen bunten Wachsstock oder ein paar rothe Äpfel aus dem Thale mitbringt. Da ist es vor Allem St. Florian mit den hohen, rothen Fuchtentiefeln, der sich der meisten Verehrerinnen erfreut.

So viel von der Liebe zu den Göttern. Was nun die Liebe zu Menschen betrifft, so kann von der hübschen Brentlerin am Ende wohl Jeder ein „Büffel“ bekommen, wer aber mehr verlangt, wird derb zurechtgewiesen, und wer wirklich keck werden wollte, der — die Brenntlerinnen haben tüchtige Fäuste!

Indeß, dem einzigen Herzliebsten, dem „Loter“, dem die Almerin treu bleibt, ihm wird — wenn er kommt — nichts versagt.

Und er kommt nicht allzufelten. Ist er ein Holzhauer oder ein Jäger, oder ein Bauernsohn aus dem Thale — sein ganzes Denken und Sinnen bleibt die Alm und die Brentlerin. Ist er auch weit von ihr und wäre er in einem fernen „Schlag“, oder gar auf einem Holzflöß gegen die Stadt, so geht stets seine Lieb' auf und er singt das Almlied:

Wann da Schnea holt von den Olmen wecka geaht,
 Wann der Auswärt ah scho wieda grean dosteaht,
 Frisches Lab und Gros wochst für die Rúa und Kolm,
 Wuaf mar auffi wieder auf die Olm!

Bou holt d Sunn liabäugelt auf da greanan Gold,
 Bou holt d Bögerl singen schön in dickn Wold,
 Bou da Gugaz aufn hoachn Bam sih meldt,
 Is holt s schöanste Pflapl auf da Welt!

Bou da Samsboucl lusti üban Felsn springt,
 Bou die Brentlerin ollweil schöne Liadla singt,
 Rúa und Kolman gumpfn (hüpfen) lusti ah dabei,
 Is für n Saga wul die größte Freud!

Ras und Buda bringt mar oft mei Brentlerin gmua,
 Brot und Henil, Schmolzkouch gibt s mar ah dazua,
 Und nouh s Beste z leßt, — vo den do bin ih still,
 A Jeda tonn sich dentn, wos er will!

So schickt es sich dann wohl auch, daß manches Mädchen, welches beim „Aufstreiben“ ein blühendes Kränzlein in die Haare geschlungen hatte, beim „Abtreiben“ im Herbst, wenn Alles sonst wieder bekränzt und geschmückt in das Gehöfte zieht, mit einem Strohkranz heimkehren muß. Dann bleibt sie wohl gar mitten im „Haltersegen“ stecken, den sie ihren Bauersleuten vorsagen soll. Der Strohkranz hat eine unselige Bedeutung.

Sonst aber ist der Tag, an welchem Menschen und Thiere von der Alm bekränzt und munter in das Thal zurückkehren, ein wahres Fest. Die Krippen in den Ställen werden gefüllt mit dem fettesten Klee und der Tisch mit den auserlesensten Fleisch- und Mehlspeisen für die Heimkehrenden; die Herden kommen bekränzt und bringen viel Butter und Schmalz mit, das sie nicht schon im Laufe des Sommers in den Hof geschickt. Was den Freundschaftsbund zwischen Brentlerin, Kuh und Halter betrifft, so bleibt er auch im Thale fest und treu. Der Winter geht hin unter schönen Erin-

nerungen und Hoffnungen, und im Frühjahr, zur Zeit, wenn die Tannen blühen, ziehen Brentlerin, Kuh und Galter, neu verjüngt, wieder hinauf auf die schöne, grüne Alm. —

Die Sennhütten stehen häufig in Dörfern beisammen, und es herrscht in solchen Kolonien großer Gemeinfinn. In jedem der Sennhöfer ist eine Person gewählt und bestellt, die zu sehen hat, daß die Parteien sich nicht gegenseitig an Weideplätze, Heu und Streu u. s. w. benachtheilen; also eine Alpenpolizei. Meist ist das eine ältliche Magd oder ein Mann, der ferner auch noch die Obliegenheit hat, die Bewohner der Hütten zu den Gebetstunden aufzurufen. Da tritt er des Abends zur Zeit, wenn in den entfernten Thälern die Abeglocken klingen, auf einen freien, erhöhten Platz und singt durch einen Milchtrichter, damit es einen entsprechend lauten Ton gibt, ein frommes Liedchen. Darauf kommen sie, besonders an den Sonnabenden Alle zusammen und beten gemeinschaftlich einen Rosenkranz ab.

Unter den Senninnen gibt es auch Senner oder Burschen, welche ersteren zur Beihilfe im Milch- und Buttergeschäft, zum Hüten der Kinder u. s. w. beigegeben sind. Zumeist sind das glücklicher Weise noch Knaben; bisweilen aber findet sich doch Einer dabei.

Wann ih geah, geah ih schnell,
Wann ih fing, fing ih hell,
Wann ih jauz, gibts an Goll
Zu mein Diandl in Ehol!

Und völli aus is s mir,
Seit ih weg bin von dir;
Seltn kema ma zsumm,
Weil ma gor so weit hom!

singt der Almbursche.

Ist aber nicht gefährlich; der hat sein Lieb tief unten im Thal.

Recht trauen wollt' ich ihm aber doch nicht. Alpenwinde schlagen jählings um. Schon wankt der Bursche:

I woaß nit, sul ih auffi, sul ih owi,
 Oda, sul ih ba da Mitt durchi gehn;
 Die Diandln sein obn und sein untn.
 Da da Mittn und überoll schön! —

Es ist wohl gut, wenn der Eigenthümer bisweilen auf seine Alm geht, um nachzusehen. Aber er hat zumeist nur Augen für seine Kinder, ob diese fetter oder magerer geworden, ob sich ihre Farbe geändert oder auch, wie sich die Zähne und die Hörner ausgewachsen haben. Der Gebirgsbauer hat seine eigene Kinderästhetik; besonders hält er viel auf eine salbe-matte Farbe (Mürzthaler Rasse) oder auf schwarze, braune, weiß und rothgefleckte Art, wie die der Ennsthaler und Salzburger Gattung. Auch müssen die Hörner glatt, weiß, aber mit glänzend schwarzer Spitze sein.

Thatsache ist, daß das Geschlecht der Kinder im Gebirge eine Portion Intelligenz besitzt. Die Kühe haben ihre eigenen Namen, bei denen sie gerufen werden, und jede kennt den ihren.

Gegen Abend ziehen die Senninen aus und rufen den Kuhreigen: „Seh, Koissl, seh! Kimm, Weilchlo, he do! he do! — Bräulo, Schecklo, Gromlo — he do, he do! Wo bist denn, mei Samßlo, mei Hirschlo? he do! he do! Kriagst an Klee, kriagst a woache Streu, kriagst a Federl Heu. Seh, Koissl, seh, kimm, Koissl, hedo!“

Und auf diesen Ruf kommen sie mit ihren Glocken und Schellen herangezogen von allen Seiten, ernst und

behäbig stets, besonders die Glockenträgerinnen, die sich auf diesen ihren Beruf nicht wenig einbilden. Man merkt das ordentlich; eine Glockentuh trägt sich stets gemessen und gesetzt, und begeht fast niemals eine Thorheit, wie die Anderen, die hüpfen und blöken, gegen einander mit den Hörnern gaukeln oder sich gar in wilde Zweikämpfe einlassen. Besonders die Stiere sind die Händelführer; zumeist aus Eifersucht geschieht es, daß sie mit ihren mächtigen Köpfen gegeneinanderfahren, sich gegenseitig in den dröhnenden Erdboden drücken oder mit den Hörnern erstechen wollen. Zuweilen fährt bei solchen Kämpfen Einer oder es stürzen Beide über den Abgrund und sind verloren.

Bei Herannahen eines Gewitters — im Hochgebirge thatsächlich ein fürchterlicher Moment — werden die Herden oft scheu; und alle Kraft und Umsicht der Senner und Senninen muß aufgeboten werden, die in Sturm und Hagel wild herumfahrenden Rinder vor Abstürzen zu bewahren und sie in den Gewahrsam des Stalles zu bringen.

Da wir uns denn schon einmal in das Hochgebirge verstiegen haben, so wollen wir auch noch einen Schritt und Blick weiter thun, und zwar über den Kreis dieses Buches hinaus — in die Wildniß hinein.

Wald- und Wildlifeben.

Das Gebirge zwischen dem oberen Mur- und Enns-thale ist ein verlassenes Stück Welt voll Ursprünglichkeit und düsterer Schönheit. Da findet sich kein gemeinsames Dorfleben und kein freundliches Kornfeld; da liegen ein-

zelne Hütten fernab von einander, zerstreut in den Wäldern, Geschlägen und Firnen. Da hört man nicht die lustigen Vieder klingen, wie an der Mürz und an der Raab, sondern nur hier und da einen weithinhallenden Schuß und das ewige Krauschen der Wildbäche, die von den grauen zackigen Felswänden niederstürzen.

Kein Holzzaun scheidet am Waldessaum das Mein und Dein und keine Straße zieht durch das tiefe Thal; nur schmale Fußpfade haben hier einsam wandelnde Menschen getreten. Hier zieht der stämmige Holzhauer mit seiner Kraxe und dem schwerbeschlagenen Griesbeil, der beruhte Köhler, der kühne Speiker, der gemüthliche Halter, der schmucke Gernsjäger und wohl auch der verwegene Wildschüze.

Da treibt das Töchterlein eines Holzhauers Ziegen über den Hang durch den Wald der Hütte zu. Diese ist ein stattlicher Bau, aus rohen Stämmen gezimmert. Weit steht ihr flaches, weißes Schindeldach über die Wand hinaus und schützt den aus Baumrinden gebauten Ziegenstall. Die Fugen der Wand sind mit Moos und Erde belegt und auch das Dach muß glatt und fest sein, denn es gibt häufige Stürme — es sind wenige Monate im Jahre, die nicht ihre Wintertage haben.

Ich habe die Gegend einmal durchwandert.

Auch damals — ich denke mich noch lebhaft in eine solche Holzknechtwohnung hinein — war ein unwirthliches Wetter in den Bergen und ich war froh, daß ich ein Obdach hatte und einen Topf mit frischer Gaismilch. Gegen Abend kamen mehrere Männer in Regenmänteln mit Säge und Axt und anderen Werkzeugen, welche sie in die Ecken lehnten und dabei über das Unwetter fluchten.

Das waren die Holzknichte. Nachdem sie sich bei meiner Wirthin erkundigt hatten, wer ich sei und was ich wollt, kümmerten sie sich nicht mehr um mich. Einige schärften an einem Schleifstein ihre Beile, Andere zogen ihre Bergschuhe aus und schlugen Nägel in die Sohlen, Andere besserten sich Rock und Beinleid aus, während ein kleines, dickes Männlein auf dem Herd, der mitten in der Hütte stand, behend Feuer angemacht hatte. Das Innere der Hütte war ein einziger großer Raum. An den Wänden rings standen der Reihe nach die Pritschen angebracht, unter welchen die Mehl- und Schmalzbehälter und andere Möbel und Bedürfnisse ihren Platz hatten. An der Wand hat Jeder seinen Nagel mit der Lodenjacke und dem Wettermantel, hinter welchem der Unvorsichtige auch noch seine Büchse verbirgt, denn Wildschützen sind sie alle, die Söhne des Waldes hier.

Die Männer haben nun ihre verschiedenen Arbeiten beendet und stellen sich sofort um den Herd auf und schüren das Feuer, daß es hoch aufflammt im dunklen Raume und die finsternen, härtigen Gesichter grellroth beleuchtet. Hierauf stellt sich Jeder an der Gluth seinen „Sogg“ (Pfannenhalter) zurecht und steckt die Schmalzpfanne an denselben, bis er brodeln und zischt. Inzwischen wird Mehleteig bereitet, der nun in die Pfanne kommt; das wird noch gerührt und gebraten und das Brennkoeh ist fertig. Wer Eier hat, der kocht sich „Spazzen“ oder „Hirschen“; noch ein Anderer brät sich auf die Gefahr der Einkehr des Jägers hin einen Rehschlegel. Indessen, der Jäger kehrt wohlweislich sehr selten in die Hütte des Wilddiebes ein — es ist schon Vieles geschehen und die Gegend birgt manches Grab erschlagener Waidmänner. Es ist unheimlich

anzuhören, wenn die wilden, düsteren Gestalten am Abend um den Herd sitzen und von Wilddieberei, Rauferei und noch Aergereem sprechen. In dieser Gesellschaft vermißt man steierische Gemüthlichkeit. Später erfuhr ich von einem Gutbesitzer, der in jenen Gegenden Wald und Kohlenstätten hat, daß die wenigsten dieser Wildschützen Steirer, sondern eingewanderte Krainer, Tiroler, Italiener zc. sind. Jedenfalls aber müssen sich die Meisten davon schon sehr lange in Steiermark aufhalten, denn die Mundart verräth ihre Abstammung kaum mehr.

Als das Nachtmahl gekocht war, setzten sich Einige mit ihrer Pfanne auf die Britsche oder auf die Mehlkiste, Andere auf die Thürschwelle oder blieben gar am Herde stehen, um die „Hirschen“ und die „Späßen“ gleich an der Stelle ihrer Entstehung zu verzehren. Ein langer, hagerer Bursche aß sein „Brenntoch“ nicht allein, sondern in Gesellschaft des Gaismädchens, welches die Tochter des kleinen Dicken und die Geliebte des großen Hageren war. Dieser war in der Hütte aber auch der einzige Glückliche, der heute das Nachtmahl mit der Trauten verzehren konnte. Zwar hat Jeder dieser Gesellen sein „Mensch“, nur wohnt es oft weitab draußen im Mur- oder Ennsthale bei einem Bauer; und trotz der schweren, ermüdenden Arbeit die Woche hindurch, läßt sich's der Holzknecht nicht verdrießen, am Sonnabend den oft fünf bis acht Stunden langen Weg zur Auserwählten zu machen. Nur wenige Holzleute haben ihre Mädchen bei sich und leben in ihren Hochwäldern in wilder Ehe und ihre Kinder wachsen auf mit den Thieren. Es war ein merkwürdiges Weilen und Empfinden für mich in jener bedürfnislosen und doch so unheimlichen Menschenwohnung. —

Weiterer sieht es in der Hütte des H a l t e r s , des Ochsenhirten aus. Zwar hängt auch dort das Gewehr an der Wand, aber der Jäger läßt es ruhig hängen, weiß er doch, daß es nur zum Schutze gegen Raubthiere und schlechte Menschen da ist. Der Jäger lehrt gern beim Halter ein, hier findet er im stürmischen Unwetter gastliches Dach. Der Halter denkt nicht an das Dieben und Tödten; — lustig singend treibt er seine Herde über die saftigen Hochweiden und nichts in der ganzen Tonwelt würde wohliger zu seinem Gesange stimmen, als die hellklingenden Almglocken, welche vor ihm herziehen.

Der Halter hat eine Welt voll Liedern und Gedanken, einen Vorrath von praktischer Weisheit und Entschlußkraft in sich! Es ist ihm wie angeboren und er muß das haben, denn er kommt oft wochenlang nicht in die Gesellschaft der Menschen und muß sich in der starren Natur allein zu helfen wissen. Ihm ist die Religion unentbehrlicher, als Einem, und er weiß sich dieselbe auch so eng seinen Verhältnissen anzupassen, als sei sie einzig nur für den Halter gegründet worden. Gerade der Aberglaube ist es aber hier, der sein Wesen und Walten poetisch verklärt; die Natur unterstützt ihn hierin durch ihre Erscheinungen, die er sich stets nur auf dem Wege des Wunderbaren zu erklären weiß. So lebt sich sein Gemüth in einen eigenen Anschauungskreis hinein und im Herbst, wenn er in das Thal zurückkehrt, ist er oft ein wahrer Seher und Prophet geworden, und weiß gar geheimnißvoll Alles zu deuten.

Der Halter hat mehr als ein anderer Alpenbewohner zu kämpfen mit den Elementen; in allem Unwetter muß er auf den Höhen ausharren als treuer Hirt seiner

Heerde, und manch' schreckliche Naturerscheinung lernt er kennen, welche dem gewöhnlichen Gebirgsbewohner fremd bleibt. Indesß ist der Alpenbewohner stets kalt und fühllos gegen Naturscenen und Naturschönheiten, oder er fürchtet sie, weil er ihren Nutzen nicht einsieht, wohl aber ihre Verderblichkeiten nur zu oft empfindet.

Eben zur Zeit, als ich in jenen Bergen weilte, hatte dort die Macht der Elemente ein seltenes Unglück angerichtet. Ueber die Hochwarte (7455 W. Fuß hoch, in den Sölkeralpen) war eines Tages um die Abendzeit ein Wetter im Anzuge und die Kinder flüchteten sich von ihren Weiden in den „Pfrenger“, einen von einer Mauer umgebenen, dachlosen Raum. Der Halter sah die bleigrauen Nebel sich heranwölzen, hörte das Getöse des nahen Sturmes und suchte das Vieh noch schnell aus dem schutzlosen Pfrenger gegen die Halterhütte zu treiben, da lodert ein Blitz auf . . . Als der Halter wieder zum Bewußtsein kommt, liegt er an der Umfriedung des Pfrengers und neben ihm liegt eine Anzahl todter Kinder. Ein Nebelmeer hüllt ihn ein, ein Regenstrom faust nieder auf seinen wirren Kopf. Erst später gewahrt er zu seinem unbeschreiblichen Schrecken, daß der Blitz aus seiner Heerde zwanzig Kinder erschlagen hatte.

Ich habe den Halter gesehen, er trägt jetzt einen gedörrten, am Palmsonntage geweihten Weidenkranz auf dem Hute — das schützt vor dem Einschlagen des Blizes. —

Ich hatte auf meiner Wanderung in den Tauern zum Glücke sehr ungünstige Witterung; zwischen den Felsmauern von dichten, bleischweren Wolken eingehüllt, fand ich mich wie in einem Kerker. Zum Glücke! denn

dadurch wurde ich längere Zeit an jene Menschen zum Studium ihrer Lebensweise gefesselt, während ich bei heiterem Himmel vielleicht zu bald über jene Gegend hinausgeeilt wäre.

So mußte ich auch eine Nacht wegen heftigen Regens und Schneegestöbers in einer Röhlerhütte zubringen. Am Röhler, der mich freundlich und mit einem gewissen Humor aufnahm, war sonst nichts Weises, als seine Haare unter dem breitkrämpigen Filzhut. Als er mir einen braunen Laib Brot vorgelegt und einen Krug Wasser dazu gebracht hatte, sagte er: „Seids froah, daß 's do seids; übers Gamsgebirg war heunt ka Mägligkeit, schauts on den stockfinstan Nebl, der war grad recht zan ofugln. Na, ma därf sib nit gsponßln, s' vageaht ka Summa, daß nit wer otwolg (abrutscht) — werds die hülzeran Kreuz scho sehn, wanns übri geahts übers Gamsgebirg. — Na, na, schauts nit so vazogg, so long, bis 's schön wird, bleibts ba mir do; a Soasmilch, a Brot und aweng a Schmolz hon ih ah, und liegn thuats ba mir in mein Bett, ih gib eng schon a Pfoad, daß engere nit schworz wird.“

Nach dergleichen gewiß sehr lebenswürdigen Anerbietungen verließ er die Hütte und in wenigen Minuten darauf sah ich durch das Fensterlein ihn am vorüberrauschenden Wildbach kauern. Er achtete es nicht, daß ihm die eiskalten Regentropfen in das Gesicht schlugen, war dieses doch bald selbst so hart und verwittert, wie die zerklüfteten Felsen oben, an deren Fuße die Tannen im Winde rauschten. Der Mann beugte sich nun gar über den Bach und griff mit weit ausgestreckten Armen in das Wasser. Bald sah ich es, er fing Forellen. Sehr heiter kam er mit mehreren Stücken in die Hütte zurück und sagte, daß er nun schon ein rechtes

Nachtmahl für mich bereiten werde. Aber man müsse bei derlei Zeug auf der Hut sein, der Teufel führe den Fischer oft just im ärgsten Unwetter daher und so weit könne es leicht kommen, daß er, der Köhler, als Fischdieb seiner Stelle entsetzt würde!

Der Mann hat auch einen Sohn, der aber Tage lang nicht nach Hause kommt. Der, erzählte mir der Alte, klettere oben bei den Gamsen herum und grabe Speik; er lebe gerade nur von Wurzeln und Kräutern. Ich äußerte meine Besorgniß, daß es in solchem Wetter für den Sohn auf den Felsen ja auch gefährlich wäre. „Ah, geahts weida!“ versetzte hierauf der Köhler: „Wos ent nit einfollt! Glaubt's, weils ban ent nit geah, geahs ban uns ah nit! Mir sein mit die Gamsn geburn und aufgwochsn und an Einhoamische kennt sein Bodn und sein Steig und follt nit. An oanzigsmol hots miß gworfn, in mein Leb'n, selm aufm heiln (schlüpfrigen) Stodtpfosta, wir ih als Flößer amol z' Graz bin gwesn! Derowegn grimts ent um mein Buabn nit, der is heunt guat oben in ara Klupfn (einer Kluft) und mocht eahm a Fuir. Morgn wird er scho kemmen, und wanns wöllts, führt er ent üba d Oim.“

Ich habe den Alten auch gefragt, wozu die Menge von Speik, die auf den Alpen gegraben wird, denn eigentlich verwendet werde? Darauf entgegnete er mir:

„So mei, zu wos wird er dann braucht wern! ins Wällische und ins Türtische geht unsa Speik do holt eini.“

Als es schon finster war und die Forellen bereits lustig am Herdfeuer kochten, sprach noch ein großer, bärtiger Mann mit dichtem Lodenmantel und einem umfangreichen Korb auf dem Rücken ein. Er stellte den Korb auf

den Boden und machte sich's auch sonst bequem. Der war ein Pecher. Das ist Einer, der in den Wäldern das Tannen- und Fichtenharz sammelt und daraus durch eine Art Destillation das Pechöl bereitet. Auch der treibt unerlaubtes Gewerbe, denn das Anhacken der Bäume, um daraus das Harz zu gewinnen, ist verboten, weil dadurch das Wachsthum des Baumes sehr leidet, ja sogar das Absterben desselben herbeigeführt wird. Pecher, die den Händen der Förstergehilfen entgehen, werden wohlhabende Leute, sonst aber werden sie als Waldsrevler bestraft.

Der Mann, welcher noch so spät in die Hütte gekommen war, hatte dem Köhler mancherlei zu erzählen, unter Anderem auch, daß man oben an der Wand das Gerippe eines Verunglückten gefunden habe.

„Son mas wul denkt“, meinte der Alte darauf, „daß Dana leit (liegt) oben, weils Wetta gor koan Fried gelt (gibt). Schausfl'ts 'n ein wes (bald), daß mar a schöne Zeit kriagn, der Monn do will ah üba d Oim!“

Es herrscht dort nämlich der Glaube, daß, so lange ein unbegrabener Verunglückter im Gebirge, kein günstiges Wetter zu erwarten sei. —

Es gibt viel wilde Leidenschaft unter den Bewohnern jenes verlorenen Gebirges. Die Menschen leben zwar zusammen in ihren Hütten, aber sie lieben sich nicht. Ihr Wesen ist rauh; aber Eines lieben sie in schrankenloser Leidenschaft und in dem sind sie Alle gleich; ihr einzig Sinnen und Sehnen hängt an der Büchse und an der Gemse. Wer einen Wildschützen in der Dämmerstunde lauern sieht, wie er kniend, seinen „Stutzen“ in der Hand, durch das Dickicht späht, der wird das merkwürdige Bild nicht vergessen. Es ist ein Unstütes in allen Gliedern, ein

Zucken in den rauhen, finsternen Zügen und aus den blitzenden Augen flammt eine Mordlust — nicht zu beschreiben!

Jetzt kommt sein Gegenstand in die rechte Stellung, er fährt mit dem Stutzen langsam an die Wange — sein Finger liegt am Hahn, aber noch bevor er abdrückt, kracht ein anderer Schuß und die Gemse stürzt. Er springt auf und stößt einen Fluch aus. Hat ihm der Jäger das Wild weggeschossen? Gut denn, so gelte es den Jäger — er will nicht umsonst geladen haben! Aber es war kein Jäger, ein Gefährte war's aus der Hütte. Den mag er nicht tödten, aber hassen muß er ihn und zu guter Stunde sich auch noch rächen. Und eben vom Wildern kommen die meisten Feindschaften zwischen den Holzleuten, Köhlern, und Speikern.

Und diese Feindschaften sind gar zähe, die halten — wenn sich die Feinde nicht früher todtschlagen — bis in die Greisenzeit fest. Blüht doch der Greis selbst wieder auf, wenn er an das Wildern denkt, und wenn er sich zum Todtenbette einen Priester herholen läßt, so ist wohl seine erste Frage an denselben: „Hobs do auffa ka Gamsl nit gsehn?“

Sa, sie sagen es keck heraus, sie machen kein Hehl, daß sie „schießen“. Gott habe das Wild einmal für die armen Leute erschaffen und nicht für die Großköpfe draußen, die ohnehin im Ueberfluß leben, und die Jäger seien nichts anderes als Diebe — die eigentlichen Wilddiebe, und wenn ein Jäger und eine Gemse nebeneinander stünden, so solle man eigentlich zuerst den Jäger und dann erst die Gemse niederbrennen! — Das ist so die Ansicht dieser Leute und bei Gott, es ist ihnen Ernst damit!

Der Jäger ist ihr Todfeind. Er ist nicht bei ihnen aufgewachsen, sondern kommt gewöhnlich immer von draußen herein. — Alle halten sie zusammen, um ihn zu verfolgen, es sind sogar Preise darauf gesetzt: „Bua“, sagt der Vater zu seinem Sohne, „Bua, so long, as d ma kan Jaga durchprügelt host, därfst ma ka Mensch hobn!“

Aber dergleichen muß stets in strengster Vermummung gehalten werden, denn wenn der Jäger einen Wildschützen erkennt, so macht er sofort die Anzeige beim Gutbesitzer und der Mann wird verhaftet und für Lebenszeit außer Arbeit gesetzt.

Der Jäger des Hochgebirges ist wohl durchaus nicht zu beneiden. Er gehört zwar zu den zahmeren, gebildeteren Menschen draußen im Thale, aber er darf bei ihnen nicht bleiben. Seine Waidtasche wird ihm angestopft mit Speck und Brod und Schnaps, und so muß er fort hinein ins Gebirge auf Tage lang, muß die Hirsche und die Rehe und die Gemse oder den Auerhahn ausspähen und hüten und wahren, — muß für die nächste Lustjagd des Gutbesizers sein Leben einsetzen. Ach was! der Jäger hat schon auch seine gehörige Portion Troß bei sich; wenn er Pulver und Blei in die Waidtasche steckt, so denkt er dabei nicht an das Wild, welches er ohnehin nicht schießen darf, sondern an die Wildschützen! Er weiß gar wohl, daß er in Feindesland zieht und kehrt, mit Ausnahme beim Halter oder bei der Sennerin, in keine Hütte ein. Er hat in den Felsen seine Höhlen und Klüfte, da hinein begibt er sich, wenn die Nacht kommt. Er macht nicht einmal Feuer, denn das könnte ihn verrathen; auf einen Stein setzt er sich, verzehrt ein Stück Brod mit Speck und spricht der Schnapsflasche zu, — da drinnen ist Wärme und Leben, — Alles, was er

sich von den gefelligen Menschen mitgenommen hat für dieses einsame Schlafgemach im Gebirge.

Nach solchem Abendbrote greift er noch einmal nach seiner Büchse, ob sie wohl im gehörigen Zustande. Sie ist sein Erstes am Morgen, sein Letztes am Abend, sein Freund und Liebchen; er hält sie noch lang' und fest in den Händen, bevor er einschläft. Dann schlägt er sich tief in seinen Lodenmantel und, das Haupt an den Felsen gelehnt, schlummert er ein. — —

So leben sie, die Menschen dort oben, in ihrer eigenen Welt voll Ursprünglichkeit und düsterer Größe — kalt und abgeschlossen für Alles, was uns erfreut und beseligt.

Eine Wildschützengeschichte.

Mitternacht ist vorüber. Es ist eine Frühlingsnacht, aber über die Alpen zieht eifig kalte Luft und die Hochwartspitze ist in dichten Nebel gehüllt. Man sieht in zweifelhaftem Schimmer einzelner Sterne nichts, als die matten Umriffe der Hochgebirge und hört nichts, als das ferne Rauschen des tief unten strömenden Wildbaches. Aber nun wird es plötzlich in einer Felsenkluft lebendig; ein Mann kriecht hervor und horcht. Noch schlägt der Auerhahn nicht, noch bricht auch der Tag nicht an, aber der Mann nimmt einen Schluck aus seiner Waidflasche, zieht den Ueberrock fester, hängt das Gewehr um und wandelt einen wohlbekanntten Fußsteig über feichten, aber gefrorenen Schnee aufwärts.

Das ist der Förstergehilfe Josef. Er geht „auf den Hahn“, nicht, um zu schießen, das steht dem Gutsbesitzer

zu, der zu einer großen Hahnenjagd auch bereits Gäste aus der Stadt geladen hat; Josef hat zu bewachen und geht heute eigentlich auf Wildschützen aus. Wohl schläft zu so früher Morgenstunde der Hahn noch, aber der Wildschütze ist schon wach und sicher auch schon irgend auf der Lauer; davon kann der Jäger überzeugt sein. Wildschützen gibt es gar viele in der Gegend und auch solche, die den Jäger mit derselben Kaltblütigkeit niederschießen wie das Wild. Josef passirte eben die Stelle, wo man vor zwei Jahren seinen erschlagenen Kameraden, den Jäger Simon gefunden. Der hatte einen Schuß in der Brust und die Splitter seines Gewehres lagen um ihn herum und steckten theilweise im zerschmetterten Schädel des Unglücklichen. Josef stieß hier den Stock etwas fester in den Boden und ging ruhig weiter. Erst ein paar hundert Schritte davon blieb er stehen und horchte. Der Hahn meldete sich noch nicht, aber unten, unten in der Schlucht, da war es wie das Klopfen eines Ladstocks im Rohr. Josef beschloß, hier zu warten — er muß ja kommen. Plötzlich rauschte es über ihm in den Fichten und ganz nahe bei ihm meldete sich der Hahn. Das währt nun eine halbe Stunde, bis der Wildschütze heraufkommt, denn er kann sich nur während des Pfalzens nahen und muß in der Zwischenzeit stillstehen. Währenddem bricht der Tag an, es wird lichter und Josef verbirgt sich hinter einem Baum. Der Hahn pfalzt lustig weiter, der Jäger horcht nur den Schritten, die ihm immer näher kommen — er hört sie — hastig eilt ein großer, stämmiger Mann den Steig herauf und zieht die Büchse von der Achsel. In diesem Augenblick schweigt der Hahn. Josef kann dem Wilderer in das Gesicht sehen — er erkennt ihn, es ist der Köhler Hans. Der Hahn pfalzt wieder;

nun findet es der Jäger an der Zeit, hervorzutreten — plötzlich steht er vor dem Wildschützen und sagt kurz und fest: „Guten Morgen, Hans!“

Der ist etwas überrascht, faßt sich aber im Augenblick und erwidert ebenso kurz und trozig: „Guten Morgen!“

„Du wirßt nicht recht sein da, Hans“, meint der Jäger, „was willst denn hier thun?“

„Den Hahn werde ich mir schießen“, entgegnet der Andere und will langsam weiter.

„Wirßt mir aber Deine Büchse geben müssen!“

In dem Augenblick schwieg der Hahn und flog ab.

Der Wilderer hatte seinen Stoß zum Schlage gefaßt. Schon will der Jäger an das Gewehr greifen, da fühlt er sich getroffen; er ist wüthend — eine glückliche Wendung, ein fester Griff und niedersaust sein Kolben auf des Wilderers Rücken und Glieder, daß dieser das Gewehr ächzend fallen läßt und zu Boden taumelt.

Da liegt er und windet sich und das Blut fließt auf die Steine.

Josef starrt finster auf sein Opfer. „Hast jezt genug, Hans!“

Keine Antwort.

— Ist er denn so schuldig, daß man ihn zu Grunde richten darf? — so frug es in ihm. — — Vielleicht hat den Mann die Noth getrieben, er hat viele Kinder zu versorgen. Die werden jezt erwachen und sich um den Vater und um ein Morgenbrot umsehen, und — „steh' auf, Hans, es wird so arg nicht sein!“ rief der Jäger. Er bedauerte seinen Gegner; er kannte die Leidenschaft des Wilderns auch! War er doch selbst einer der berüchtigten

Bilddiebe, bis ihn der Gutsverwalter nach aller fruchtlosen Strafe zum Forstgehilfen machte.

„Aber mach' keine blöden Poffen, Hans, und geh' — sieh', da hast meine Hand, ich helfe Dir auf die Beine.“

„Nein, Josef, das wird wohl genug sein, Du hast mir viel gethan!“ preßte der Wilderer heraus und tappte wie ein Halbblinder nach der Dargereichten: „Das geht Alles so herum jetzt — ach, das ist arg — Du hast mir gar den Kopf eingeschlagen.“

Der Jäger richtete ihn auf und ließ ihn wieder niedersitzen, daß er das Haupt an einen Rasen lehnen konnte.

„Der Hahn ist schon fort, gelt?“ frug Hans, aber seine Stimme bebte.

Josef antwortete nicht, er trocknete das an der Hand hervorströmende Blut und legte Feuerschwamm in die Wunde.

„Ja, das hab ich gar nicht gewußt, daß Du so gut bist, Josef, und einen Schluck Brantwein, gelt, den gibst Du mir auch?“

Der Jäger reichte dem Wilderer seine Flasche, dann verband er ihm die Hand und frug: „Ist Dir nun besser, Hans?“

„Viel besser“, murmelte dieser und schloß die Augen. Seine Brust wogte hoch — seine scharfen Mundwinkel zuckten.

Josef nezte die Schläfe des Verwundeten mit Brantwein. Hierauf richtete sich dieser langsam auf. „Aber gar so schlägen, Josef!“ sagte er traurig und erfaßte des Jägers Hand: „Das ist wohl beinahe zu viel gewesen und Du kannst mir glauben, wir kommen auf der Hahnenpfalz nicht mehr zusammen.“

„Laß das gut sein und geh' jezt heim; wir haben nicht anders gekonnt und wollen das Heutige vergessen. Nur die Büchse, die mußt Du mir lassen, Haus, es ist meine Pflicht.“

„Nein, Jäger, das mußt Du mir nicht anthun, schau und wenn ich Dir's abkaufen muß, ohne den Stutzen da —“

Er griff langsam nach dem Gewehr, sein Arm war noch matt — „Du weißt ja, wie das ist, Josef — ich könnte nicht leben; es ist ein Erbstück und immer meine Freude gewesen — so habe ich Dir — mit diesem Gewehr auch — den Jäger Simon niedergeschossen . . .“ In diesem Moment tracht es und mit einem matten Schrei sinkt Josef zur Erde.

„Ha, er stürzt — ein prächtiger Auerhahn — ihr Hunde!“ krächzt Hans, der nach dem Jäger geschossen, in wilder Lache auf. — Da knallt ein zweiter Schuß, aber oben im Dickicht — dießmal that Hans den Aufschrei und machte einen hohen Sprung — stürzte dann zu Boden. — Jetzt brauchte er die Ohnmacht nicht zu heucheln — ein dichter Blutstrom quoll aus seinem Schenkel.

Aus dem Dickicht eilte nun ein Mann in Holzhauerkleidung auf den Jäger zu; die Flinte ließ er sinken und riß sein Halstuch zum Verband entzwei. Dem armen Josef war nicht mehr zu helfen — mitten aus dem Herzen sprang der Strahl. — Fort vom Todten, mit einem schweren Fluch zum Sterbenden hin stürzte der Holzhauer. Er hatte Alles vom Dickicht mit angehört. Auch er war Wildschütze und sicher kein Freund des Jägers, aber solchen Frevel mitanzusehen, empörte ihn — sein Rachegefühl wuchs zur wilden Leidenschaft — hoch schwang er den

Kolben und schmetterte ihn nieder auf den Schädel des Röhlers.

Den Jäger mit durchschossener Brust, den Wilderer mit zerschmettertem Schädel — so hatte man die beiden Leichen im Walde gefunden. Nach Jahren erst hat jener Holzhauer, als ein zum gemeinen Dieb herabgesunkenes Individuum eingebracht, vor den Gerichten den wahren Sachbestand der Begebenheit geoffenbart.

Nach diesen Abirrungen in Waldesdunkel nun wieder zurück in das sonnige Thal und in die Schatten des Dorfes.

Der Feierabend.

Dort auf der Wiese haben sie sich der Reihe nach aufgestellt und mähen. Voran die Bursche. Alle sind in Hemdärmeln, die Röcke liegen weit, weit draußen am Weg unter einem Futterhaufen. Dort haben sie um vier Uhr Morgens angefangen zu mähen, und seitdem sind diese unzähligen Mahdenstreifen da herein geworden. Nun, und nach den Burschen kommen die Mädchen, ebenfalls in Hemdärmeln oder auch nicht, denn viele haben die Arme ganz bloß — haben nur ein Nieder und ein Rittelchen an, alles Uebrige haben sie von sich geworfen. Mancher Bursche guckt auf die Uhr; borgt sich nämlich, ist das Wetter schön, immer unseres Herrgotts Sachuhr aus: Der Himmel ist sein Bifferblatt, der Sonnenstern sein Stundenzeiger.

Aber der Stundenzeiger ist heute ein lahmes Ding; die Sonne macht doch gar zu heiß und die Sense noch heißer. Und wie sie noch dazu barfuß sind — es wundert,

daß die Halme nicht zu sehr stechen! — Ei ja, ein blaues Schürzchen haben sie auch um, und da steckt ein Holzkumpf am Band, und in dem ist Wasser und ein Schieferstein. Mit dem Schieferstein wehen sie zeitweise die Sense. Am Nachmittag und gegen Abend schärfen sie die Sense öfter, als am Vormittag, erstens, weil die Schneide wirklich schon etwas stumpf geworden und zweitens, weil die Mäher müde sind und sich beim Wehen ein wenig aufrichten und ausschmaufen können, ohne daß es gerade wie ein Kasten ausieht. Die Erntezeit ist eine heilige, wichtige Zeit, wer da nicht wacker Hand anlegt, der ist ein Wicht. Die alte Anna, die ganz hinten nachhinkt, schärft heute schon in Einem fort die Sense. Das Mähen ist eine gar schwere Arbeit und die fünfundsechzig Jahre, die das Weiblein mit sich schleppt, sind auch nicht leicht! Doch, es wischt sich den Schweiß von der Stirne und denkt dabei: In Gottesnamen! wird nicht ewig so dauern. Bin ich nur erst im Himmel, so leg' ich mich unter einen Lindenbaum und rast' mich sauber aus. Und hab' ich mich ausgerastet, dann leg' ich mich in's Heu und schlaf' bis zum helllichten Tag.

Anna ist schon sechzig Jahre im Rainhof. Als arme, fünfjährige Waise nahm sie der Bauer ins Haus auf, daß sie die Rinder und die Schafe weide. Im zehnten Jahre kam sie zu den Feldarbeiten und that Berrichtungen wie die andern Mägde. Als sie zwanzig Jahre alt wurde, sagte der Bauer zu ihr: „Anna, für die Erziehung bist du mir nun nichts mehr schuldig; wenn du willst, so kannst du zu einem Nachbar in den Dienst gehen, wenn du aber noch bei mir bleiben willst, so ist es auch recht, ich gebe dir den Lohn wie jeder andern Magd.“

Und Anna sagte: „Bergelt's Gott, Bauer, daß du mir's so gut meinst, wenn es dir recht ist, so bleib' ich da.“

Und Anna blieb noch fünfundvierzig Jahre. Als sie schon älter war, und auch bereits ein kleines Erspartes in ihrer Flachstruhe hatte, kam einmal ein junger Bauernsohn zu ihr und sagte, daß er sie heiraten werde.

„Das kannst du nicht sagen“, gab sie ihm zur Antwort; „du bist nur wegen meinen paar Groschen da und hättest dann neben mir noch eine Zunge. Ich nehm' dich nicht; sei nicht böse, deswegen bist du ja nicht schlechter wie Andere!“

Bis in ihr siebzigstes Jahr will sie dienen, dann gedenkt sie sich in Ruhe zu setzen und dem Rainhofer ihren Sparpfennig zu geben, daß er sie aushalte und verpfege bis zu ihrem Feierabend.

Sie denkt daran, wischt sich den Schweiß und mäht wieder.

„Laßt es heut' gut sein und macht Feierabend!“ ruft es von einem Hügel herab.

Und bald darauf gehen die Leute um ihre Röcke oder was sie sonst in der Arbeit weggeworfen haben, wischen die Sensen mit Futter ab und nehmen sie über die Achsel. So ziehen sie dann lachend und scherzend über den Hügel gegen das Haus.

Ihr kennt ja doch den steierischen Bauerhof, wie er daliegt breit und fest und stolz mit seinen halb wag-rechten, weit vorspringenden Schindeldächern, mit seinen braunen Holzwänden und kleinen Fenstern in denselben! Vor dem Hause schießt ein kräftiger Brunnen aus der Röhre in den weiten und langen Holztrog — und der Brunnen rauscht Tag und Nacht, Winter und Sommer

gleich fort und ist so frisch und klar und beständig und lebendig, wie das steierische Gemüth. — Hinter dem Hofe steht eine Reihe hoher, dichtbeästeter Lannen, damit der Blitz nicht in das Haus schlägt und die Alpenstürme nicht das Dach davontragen — es gibt wüstes Wetter da oben in den Gebirgen.

Aber heute guckt die Sonne durch die Lannenäste und macht die Dächer des Rainhofes silberglänzend und den Brunnen goldig wie Wein aus dem Unterlande. Und es kommt eine Magd und trägt Wasser in das Haus und scheuert damit die Bänke und Stühle und den Tisch und was sonst noch allwöchentlich gereinigt wird. Darauf kommt eine Schüssel mit frischer Kuhmilch auf den Tisch und der Bauer schneidet Brot hinein, und es kommen nun die Leute von der Wiese und setzen sich zur Schüssel. Ei, wie doch das Mähen so gesunde Mägen macht!

Und da die Tause verzehrt ist, knien sie Alle auf Schämmeln um den Tisch oder an die Bänke und der Bauer zündet eine geweihte Kerze an. Sofort machen sie das Kreuz und beten zusammen laut den Rosenkranz. — Es soll nicht sein, aber wer dieses Rosenkranzbeten zum erstenmale sieht und hört, dem wird es so wunderbar um die Milz, daß er fast auflachen muß. Das brummt und summt wie in einem Hummelnest. Einige schlafen zwar regelmäßig, dafür jedoch sind die Wachenden um so viel andächtiger, nur meine ich, dächten sie weniger an das Beten, als an das, was heute sonst noch Alles kommen soll.

Und heute ist Samstagabend, da kommt oft gar viel!

Unmittelbar nach dem Rosenkranz, der mit all seinem Anhang von Heiligengebeten und Vitaneien mindestens eine halbe Stunde dauert, wird der Tisch wieder gedeckt,

und das Erscheinen von Suppe und Sterz bewegt die Leute noch einmal zum Gebet:

„Was uns gesetzt wird auf den Tisch,
Schiick uns der liebe, gute Herr Jesu Christ;
Und Herr Jesu Christ, sei unser Gast,
Gesegn', was du uns bescheret hast,
Und speis' uns mit dem göttlichen Wort,
Daß wir satt werden hier und dort
In der ewigen Freud' und Seligkeit, Amen!“

Den älteren Knechten und Mägden schmeckt in der ganzen Woche hindurch kein Mahl so gut, als das am Feierabend — jetzt kommt wieder ein Tag zu eigen, ein Tag zum Ruhen.

Die Jüngeren aber verspüren heute nur wenig Appetit zum Sterz und sie denken auch an keine Ruhe.

Das Nachtmahl ist vorüber, aber an die östlichen Berge scheint noch die Sonne und beim Nachbar stehen die Burschen schon im Sonntagsstaate auf dem Anger und singen den „Dreispannigen“.

Der Dreispannige, das ist ein wunderherrlicher Gebirgsjodler, der von drei Stimmen gesungen wird. Es gibt wenige Menschen, die diesen Gesang gehört und davon nicht ergriffen und entzückt gewesen wären. Die Gesangsvereine in der Stadt singen diesen Jodler wohl auch; sie geben ihm einen prächtigen Namen, thun Kunst dazu, aber das Schönste ist weg. Und die Bauernburschen kennen keine Noten und halten keine Proben. Steht so Einer da, dem hüpfst plötzlich, er weiß oft selbst nicht warum, das Herz in die Höhe — es ist eine Freude aufgewacht, und die Freude hebt zu klingen an und es wird ein Jodler daraus. Gleich schlägt der Nebensiehende mit an und ein Dritter noch fällt ein und „singt über“. Das klingt hinaus durch

das Thal und die Felsen hallen es zurück, und über die Wälder zittert es hin all' das Freudige, das frei geworden im Menschenherzen!

So singen sie auch heute beim Nachbar drüben und die Buben im Rainhose eilen sogleich auf die Bodenkammer; — nicht lange darauf, so stehen sie auch schon im Feiertag angethan bei den Andern.

Die Mädchen haben wohl länger im Hause und im Stall zu thun, aber sobald sie fertig, machen sie noch in der Dämmerung einen kleinen Ausgang über das Feld. Sie hören den Burschen zu oder singen wohl auch mit diesen um die Wette; nicht Suchhezer und Fodler bloß, auch Lieder — Lieder zum Spott, zum Troß, zur Liebe.

„Berg auf bin ih s gonga,
Thol o bin ih s grennt,
Und do hot miß mei Diandl
In Suchhazn kennt!“

singt Einer beim Nachbar. „Festl, dös is mei Franzl!“ denkt sich die junge Weidmagd, welche gerade ein Maßliebchen erpflückt. Sie sagt nichts darauf, sondern singt:

„Gelt, Büaberl, liebst miß,
Wannst miß liabst, kriagst miß,
Wannst miß treu liabst,
Konnst miß hobn, wannst miß kriagst!“

Diesen Spott läßt sich der Andere drüben nicht gefallen, gleich weiß er eine Entgegnung:

„Host miß vierzehn Tog gliabt,
Host diß drei Wochn gschomt,
Und ih hät s jo de kurze Zeit
Ah nit volongt!“

Hinter dem Rainhose steht eine Linde mit einer Holzbank. Dort sitzt die alte Anna und horcht dem lustigen Sange zu. Es kam ihr heute kein Schlaf, wie sonst nach

dem Essen; sie hätte schier auch ein wenig über die Felder gehen mögen, aber sie setzte sich nur unter den Lindenbaum.

Es gab nicht Ein Liedlein in der Gegend, das Anna nicht wußte, sie hatte dieselben ja auch alle einst gesungen. Sind oft liebliche Feierabende gewesen — der Ferdl hat eine wunderschöne Stimme gehabt. Nein, das schwarze Schnurbärtlein und der rothe Brustfleck steht gar Niemandem so gut, als dem Ferdl. Der sitzt neben ihr und thut eine Frage, und sie legt den Kopf an seine Brust . . .

Anna zuckt auf. — „Setzt hab' ich schon wieder geträumt“, sagt sie zu sich selbst, „du liebe Zeit — just, als ob er dagewesen wäre und mir was gesagt hätte. Er liegt schon vierzig Jahr' im Grab.“

Anna legt die Hände übereinander. Es ist ganz dunkel geworden. —

Der Bauer steht an der Hausthür und schreit nach den Mägden, daß es Schlafenszeit sei. Und diese eilen schäfernd zum Hause zurück und in ihre Kammer.

Das Fenster am Bett läßt Jede offen — die Samstagnächte sind auch immer viel wärmer, wie andere. Es kommt heute aber noch Jemand in die Mädchenkammer. Es ist ein alter Mann, der einen jungen Haslinger bei sich hat. Er geht zu jedem Bett und hebt bei einzelnen sogar die Decke etwas auf, macht dann die Fenster zu und geht wieder fort. —

Das war der Bauer, der in seinem Hause über die Sittlichkeit wachen muß, besonders in der Samstagnacht. — Und wenn auch der Bauer noch jung ist, er muß in solchen Nächten in die Mädchenkammer — die Pflicht gebeut es!

Aber für den Leser scheidt es sich nicht, daß er in dieser Kammer verweile, ich führe ihn also wieder in das Freie zu den Burschen.

Die Sterne oben funkeln und lachen sich mit ihren glühenden Augen so an und rücken zusammen — ist denn auch bei Euch die Liebe daheim, ihr holden Steinlein? Im Grase hüpfen noch die Heupferdchen und schreien, und die Grillen geben darauf Antwort und alle Thautropfen sind lebendig. — Ist doch das ein heiteres Leben allüberall!

„Hiazt schauts amol de Sternbln on,
 Bia f' gegn oanonda blinzln thoan,
 Se tema z'somm, hiazt buffln f' schon,
 Die Großn kinnen s und die Kloan!“

So singt Einer und ein Anderer zieht eine Holzpfeife hervor und bläzt die Arie nach, daß es weit und breit in den Bergen klingt.

„Na, meina Seel, wanns d' Engl hörn,
 Daß insa Hansl Ruff mocht,
 So sollt a nußes (bedeutendes) Ertingeld aus,
 Sie tonzn ent die gonze Nocht!“

So wieder ein Anderer und schlägt dem Blasenden auf die Achsel und jauchzt. —

Jetzt stehen sie einmal ruhig und horchen, ob nicht auch auf den andern Bergen Jemand singt, denn in der Samstagnacht sollen die Burschen eigentlich alle lebendig sein, sonst — gedeiht das Korn nicht.

Heute aber ist es vorläufig noch still jenseits des Thales. Von der Waldschlucht herauf rauscht der Bach und in einem jenseitigen Gehöfte schlägt der Kettenhund an. —

Es ist auch schon geschehen, daß die Burschen verschiedener Dörfer oder Gemeinden, wenn sie in der Nacht zusammentamen, heillos gerauft haben. Wie das zugeht? Ja, das geht anfangs so heiter und gemüthlich hin, sie fingen, sie scherzen, sie „heißten einander was“; — plötzlich fordert Einer den Andern heraus, es entsteht ein Streit, sie raffen Knittel auf, brechen Saunspalten ab und hauen auf einander ein. Und wenn Einer todtgeschlagen ist, so geht der Andere zum Gericht und sagt: „Sperrt mich ein, ich hab' Einen umgebracht.“

„Oho! und warum denn?“

„Ja, ich weiß es nicht mehr recht. Er hat halt gesagt, sein Mäd'l, das wäre schöner als mein Mäd'l, und das meine wäre nichts werth und —“

„Nun, und was hat er denn noch gesagt?“

„Ja, sonst nichts mehr, weil ich ihn gleich niedergeschlagen habe.“ —

Weit öfter jedoch dient die Samstagnacht zur sinnigen, und auch oft zur ausgelassenen Freude.

Die sinnige blüht stets am Fensterlein des Liebchens, dessen Geheimnisse nicht verrathen werden dürfen. Die ausgelassene Freude spielt nicht selten Bauernhöfen, an welchen die Nachtschwärmer vorüberziehen, arg mit. Da kehren sie entweder den Brunnentrog um, oder tragen einen Leiterwagen auf das Dach und hängen ihn an den Giebel, oder sie verstehen gar, die Hausthür aus den Angeln zu heben und davonzutragen.

Da haben sie dem Franzbauer einmal was Mervürdiges angethan. Der that oft groß mit seiner Wachsamkeit, und daß ihm in der Nacht Keiner ins Haus käme. Er sperre zwar nicht zu, das sei ihm zu schmutzig

— sein Wächter sei eben der Haslinger und mit dem anzubinden, habe sich noch Keiner unterfangen. Und richtig, mit dem Haslinger hat auch Niemand angebunden, aber sich selbst und sein Bett fand der Franzbauer eines schönen Sonntagmorgens unter einer großen Fichte im Breitwalde und die Späzen flogen um ihn herum und piffen ihm allerhand Spott in die Ohren.

Am lustigsten und lautesten geht es noch in den Herbstfeierabenden zu, wenn die Burschen ihre „Schmalzgeißeln“, Knallpeitschen, hervorholen. Das klappert und knattert in allen Enden und Ecken mit Hallen und Schallen, lebendig, wie in einer Schlacht und doch regelmäßig, wie Glockengeläute. Das ist eigenthümlich schön. So lange aber das Getreide nicht in den Scheuern ist, darf keine Schmalzgeißel knallen, denn das erschwert die Wolken und aus jedem Knall und Wiederhall werden neun Schloßkörner. -- (Weiteres über die „Schmalzgeißeln“ folgt in einem eigenen Kapitel.)

Erst wenn der Morgenstern aufgeht, wird es still und die Burschen suchen ihre Betten auf. Dann schlafen sie, bis die Sonne in die Kammer scheint. Bei den Mägden ist es anders, diese müssen auch an den Feiertagen früh auf, weil sie die Melkkühe und die Frühsuppe zu besorgen haben.

Auch der alte Rainhofer ist kein Siebenschläfer; es gibt nichts Gesünderes, behauptet er, als ein goldener Sonntagmorgen. — Und so ist er auch heute schon im Freien. Neu, frisch und grün liegen seine Felder und Wiesen da und die Schwalben fliegen lustig zwitschernd um den Hof.

Dort an der Lindenbank sitzt schon die alte Anna, lehnt sich an den Baum und betet ihr Morgengebet. Der Bauer tritt hin zu ihr und redet sie an, aber sie gibt ihm keine Antwort.

Anna ruht mit geschlossenen Augen am Lindenstamm; sie hat Feierabend gemacht. —

Sonntagsruhe.

Bei, jetzt will ich euch erzählen, wie im steierischen Lande die Sonntagsruhe aussieht.

Ein steierischer Bauernsonntag.

Die Sonne möcht's ja auch wissen und lugt so schelmisch herauf über den blauen Zug des Wechselgebirges, und so schön röthlich scheint sie hinein durch die kleinen Glasscheiben in die morgendliche Stube, und legt ihre goldigen Tafeln auf die braune Holzwand, oder auf den Großenleut-Tisch, oder auf das bereits geschichtete Bett des Ehepaars. Die Wiese vor dem Hause ist völlig bläulich vor Thau und da glänzt und glitzert es, als wie wenn alle Hälmlein und Blättlein eitel Silber wären. Gott sei Lob und Dank, daß es aber nicht wahr ist. — Die Kinder und die Schafe warten schon an der Stallthür und sehnen sich nach dem Frühstücke auf grüner Au, sie möchten auf die fette Weide — gewürzt und aufgefrischt durch den liebholden Thau.

Langes Schlafen ist sonst auf dem Land eine große Schande, aber heute am Sonntag mag sich das arme Vieh lange sehnen nach der Stallthür, — es will keine

Ruhmagd hervor zum Melken, und der Bub, der Halter — o jerum! der duselt noch friedlich im Nest.

Aus ist er gewesen in der Nacht, der Bastel der schlimme, man siehts ja wohl, wie er mit sammt den Kleidern schläft, und mit sammt den nassen Schuhen!

Und geflissentlich sag' ich's euch ins Ohr: Der Bastel ist nicht allein ausgewesen — all die andern Burschen auch. Bis in die Mitternachtsstunde hinein sind sie mitsammen gegangen, und haben gesungen und gejauchzt, daß es lebendig ist geworden im stillen Wald — haben zulezt ja gar die Bäume und die Felswände gesungen und gejauchzt. Die Bäume gar? Warum denn nicht, sie sind ja jung und grün und haben gespizte Hüte auf mit großen Federbuschen; Lieb', daßes' ist freilich wahr, Lieb' haben sie keine im Herzen. Ei, vielleicht aber doch, das können wir nicht wissen.

Um die Mitternachtszeit, da gingen die Burschen auseinander.

Der eine oder der andere sang:

„Suche, wie ist die Nacht so schön!
Bub', hast a Schneid, kannst mit mir gehn,
Und hast ka Schneid, kannst draußn bleib'n,
Will mir die Zeit allein vertreib'n!“

Und nun — ich soll's nicht recht verrathen — suchte jeder sein Fensterlein auf; nicht das, hinter welchem sein redlich eigen Bett steht, sondern das, hinter welchem so ein holdselig Mägdelein gucket, weil — — ich denk', wir reden nicht weiter davon.

Aber das Eine nimmt Wunder: Der klein' Halterbub, der zur Winterszeit noch in die Schule geht, steigt auch schon herum und weiß trotz Nacht und Nebel alle Wege und Stege ganz genau.

's hat sich schon zugetragen, daß hernach so ein Bursche schier die Zeit verschlafen hat hinter dem fremden Fensterlein, und daß der Morgenstern verwundert durch die Scheibe hineingeluget: Ei der Tausend, was hat sich denn die Magd heut für einen spaßigen Kopfpolster genommen!

Es ist auch unserm Bastel nicht viel anders ergangen; just, daß ihn der Haushahn noch zur rechten Zeit geweckt, aber er hat schon im Morgenroth nach Hause gehen müssen. Deswegen hat er sich mitsammt den Kleidern und den nassen Schuhen in sein Bett gelegt.

Ein heilig Glück, daß heute Sonntag ist, ansonsten wäre der Hausvater schon längst mit dem Stecken dagesewen; so ein zäher, wispernder Stecken ist ein sicheres Mittel gegen festen Schlaf.

So lassen die Knechte und Mägde heute den Hahn trähnen und den Morgenstern gucken, und erst wenn die helle Sonne die leicht geschlossenen Augenlider durchdringt, wachen sie auf und reiben sich die Schläfe.

Die Küchenmagd ist die fleißigste, die kocht die Morgensuppe zur gewohnten Stunde. Heute nimmt sie mehr Milch und macht die Suppe fetter, denn es ist Sonntag. Nach und nach tröbelt wohl auch der Tomerl in der blauen Unterhose daher und setzt sich auf den Herd, und die Magd muß ihm gleich, aber gleich ein Hemdknöpflein einhäkeln; wie schon oft was reißt, wer kann dafür!

Hernach kommt der Hansel und der Seppel und es kommen die Andern und sie gehen hinaus zum frischen plätschernden Brunnen und halten ihre Köpfe unter das sprudelnde Rohr und trocknen dann das Gesicht mit den Hemdärmeln und kämmen die Haare mit den Fingern. Ei, die Jüngerer haben wohl ihre zierlichen Kämmen und

glätten damit die Haare schön sorglich über die Stirne herab, bis zu den Brauen, bis zu den Augen — mein Gott, wie weit sie halt langen. Zu allerlezt steigt wohl noch der Bastel hervor, weßt sich gähmend die Augen und stolpert dabei völlig über einen Streublock, der mitten im Hofe liegt. 's ist schier gut, daß er heute nicht in die Kirche geht, sondern an ihm die Reihe ist zum Hausbüten.

Die Kirchengeher aber steigen nach der Toilette am Brunnen auf den Dachboden, wo sie ihre „Kleidertruhen“ haben, und ziehen sich an. Ein schneeweißes, weitärmeliges Hemd mit blauen Randstreifen, eine enge, kurze Gams lederhose mit grünen Strümpfen und hohen Bunschuhen einen dunkelrothen Brustfleck mit grünen Hosenträgern darüber, ein hellfarbiges seidenes Halstuch — dann darauf den hohen, breitkrämpigen Filzhut mit grünem Band, Gamsbart und Federbusch. Wer eine Uhr mit Schildkrötengehäuse und Päckfongkette hat, der hängt sie an; wer ein Messer- oder Gabelbesteck besitzt, der thut es in den dazu gehörigen Scheidensack an der rechten Seite der Lederhose. Und das Geldbeutelchen — voll oder leer — darf heute zum Sonntag nicht daheim bleiben. Hernach ist noch ein allfällig Schnurbärtchen zu wischen und zu drehen übrig — und der Sonntag ist fertig und der Mann dazu.

Wär' schon recht, von den Burschen wüßten wir's; nun aber die Mädchen und Mägde. Die haben ihre eigene Bodenkammer und lassen sich eine lange Weile nicht sehen; wenn sie hervorkommen, haben sie schon das kurze, bunte und ein wenig gesteiifte Kittelchen an. Die Schühlein sind zierlich und niedrig, und — wenn ich's nicht wüßte, so könnt ich's nicht sagen — die Strümpfe sind schneeweiß und haben oben rothe Maschen. Die Schürze ist blau

und nicht zu lang und nicht zu breit; nur die Alten tragen sie noch in einer Ausdehnung, daß sie hinten zusammensteht. Das Töpplein ist braun oder schwarz und ist vorne wohllichsam so weit offen, daß man das rothe Nieder und das weiße Hemdchen sieht. Ein wenig weiter oben ist schon das steierische Kröpflein. Die Haupthaare sind glatt nach rückwärts gekämmt und in ein Kränzlein geflochten oder durch ein dunkelfarbiges Kopftuch eingebunden. Wenn ihr leicht noch was wissen wollet, so höret: Nun suchen sie sich aus ihrem Schrank, der inwendig mit Heiligenbildern besetzt ist, das weiße Handtuch, das schwarze Gebetbuch und den braunen Rosenkranz hervor, und jetzt — die Küchenmagd hat ein Spiegelchen, — da thäten sie wohl Alle bitten!

Die Bäuerin geht auch in die Kirche; ihre Tracht unterscheidet sich von der der Mädchen dadurch, daß das Kittelchen ein wenig länger, das Töpplein ein wenig faltiger und das Kröpflein ein wenig größer ist. Silberne Halsketten tragen die steierischen Gebirgsbäuerinnen nur selten. — der Alpengrund, das ist ein spröder, harter Boden, da wächst nichts dergleichen auf.

Der Hausvater zieht feierlich die lange, schwere, faltige, dunkelgrüne Sonntagsjoppe an, die bis zu den Waden hinabgeht, und von der die Sage ist, daß sie sechsunddreißig Schneider in neun Wochen gefertigt haben und daß, als sie fertig war, ein Ärmel herausfiel und sieben Schneider frisch und gesund — mausetodt erschlagen habe.

Nach der Frühsuppe, die Alle gemeinsam und mit gehobener Stimmung verzehren, sagt der Bauer zum Wastel und zur Kathrin, die daheimbleiben: „So Leutl, seid schön

brav beisammen, that mir fleißig Haus hüten und zur Hochamts-Zeit den Rosenkranz beten!"

Die Bäuerin richtet noch Sterzmehl und Schmalz, daß sich die Haushüter eine Tause kochen können, dann macht sie mit ihrer Hand ein Kreuz gegen den Herd, daß kein Feuer auskommt, und dann gehen sie fort in die stundenweit entfernte Pfarrkirche.

Nun ist es völlig leer und still im Hause, nur den Brunnen draußen hört man plätschern; der plätschert Tag und Nacht, Winter und Sommer, der hat zur Wiege des Großvaters geplätschert, und der wird es in späten Jahren zum Brautgang des Urenkels thun, da ist allweg Wasser auf der Mühle — der Brunnen im Bauernhofe bedeutet ja völlig die Ewigkeit.

Heute gefällt sich zum Plätschern auch noch das Schellen der Ruhglocke; die Kinder ziehen auf die Weide und der Halterjunge schmalzt lustig mit der Peitsche und jauchzt und singt:

„Suchhe, Buben, bitt' euch schön,
Steh't's nur bald auf;
Die Uhr hat schon sechs geschlag'n,
Lustig frisch auf!

Seid's alle neun schon da,
Lauff't's nur brav zua,
Urberl, mußt voraus gehn,
Lustiger Bua!

Schaut's nur, wies funkeln thut,
Schaut's nur, wie's glauzt,
Schaut's nur, wie's Bögerl,
Um den Holzbirnbaum tanzt!

Das ist die Sonntagsfrüh,
Lustig frisch auf,
Pfeifet, und thut einen
Suchhezer drauf!

Die Kathrin ist im Hause beschäftigt und schlägt sich gar eine Weile mit den Hühnern herum, die ihr heute die Eier zu der Güterjaufe vorenthalten.

Endlich schlägt die Hänguhr die neunte Stunde, da wirds, weil in der Kirche jezt das Hochamt beginnt, Zeit zum Rosenkranzbeten.

Die Kathrin zündet eine geweihte Kerze an; der Wastel langt den großen, braunen Haus-Rosenkranz von der Wand, der ohne den riesigen „Glaubengottvater“ völlig ein Pfund wiegt und sonst nur von dem Hausvater gehandhabt wird. Dann knien die zwei Personen zum Großenleut-Tisch. Er beginnt den Rosenkranz, plaudert alle fünfzehn Geheimnisse aus und betet vor; sie betet nach. Das geht gar ernsthaft zu. Sie rückt ein klein wenig näher zu ihm, daß sie am Rosenkranz auch die Korallen mitzählen kann; er rückt ein klein wenig näher zu ihr, daß sie keine überfieht. Ich weiß nicht warum, aber jezt gibt er ihr einen leichten „Pfuff“ mit dem Ellbogen; sie läßt sich ihre grüne Seite auch nicht umsonst stoßen und thut mit ihren Ellbogen zurück — hernach heben sie gar all' beide zu sichern an, und irren sich zuletzt in den Korallen der Betschnur und jezt wissen sie wahrhaftig nicht, ist der Rosenkranz schon aus, oder hat er erst angefangen.

„Geh, du Unend (Schelm)“, grollt die Kathrin, „gib Fried und jezt bet!“

So fangen sie denn wieder rechtschaffen ernsthaft an. Dauert nicht lang, sichert er wieder.

„Du Schlingel du“, schilt sie, „wenn du sonst nicht ernsthaft sein kannst, so denk an die armen Seelen, die haben gar nichts zu lachen, die sind im Feuerofen!“

So sagt sie und macht ein völlig trauriges Gesicht, dabei stößt sie auch selbst das Lachen inwendig wie ein junges Böcklein, und sie meint, sie kann ihren Mund wahrhaft Gott nicht genugsam zusammenhalten, daß er nicht gählings auseinanderplatzt.

„Aber jetzt gescheidt!“ sagt sie endlich, „wo sind wir stehen geblieben? Ja richtig, beim heiligen Geist gesendet hat.“

Nun beten sie wieder so fromm und ruhig ein hübsches Weilkchen fort, schau, da hebt sie an zu tickern und jetzt ist's aus, sie lacht laut auf. Der Bursch stößt die Dirn, die Dirne stößt den Burschen, zuletzt fangen sie gar zu häckeln und zu ringen an und reißen dabei die Rosenkranzschnur ab, daß die Korallen allesammt unter den Tisch hinabkollern.

„Nu jetzt hast es!“ schreit die Kathrin, „hab' mir's eh denkt, daß du kein' Fried geben wirst, bis nicht was geschehen ist. Jetzt rutsch herum da unten im Winkel und klaub die Dinger zusamm! Was der Bauer dazu sagen wird, möcht ich wissen! Das Gescheiteste ist, wir hören ganz auf zu beten, nachher können wir uns auslachen und auskupsen wie wir wollen!“

Sie hören wohl auf, aber — 's ist ein merkwürdig Ding — jetzt ist alle Lach- und Scherzluft wie weggeblasen.

Nun geht die Kathrin zum Herd und kocht — weil mittlerweile eine Henne gnädigst ein Ei gespendet — die „Hüterjaufe“, einen vortrefflichen Sterz.

Sie setzen sich zusammen und essen. Der Wastel haut ein, der Sterz ist brav geschmalzen; die Kathrin kocht nicht schlecht, das wär' eine tüchtige Hausfrau. Ist's vorbei, schießt die Kathrin den Wastel mit der Reige zum Halterungen auf die Weide.

Und sie selbst beschäftigt sich wieder beim Herd, um das Mittagmahl für die Kirchleute vorzubereiten. Dabei singt sie, denn das Liedersingen, das kann ein steierisches Dirndl nicht lassen.

Jetzt klopft es an der Thür!

„Herein, herein.

Wird kein Schöner nicht sein!“

ruft Kathrin: „Jesses der Nagl!“ schreit sie dann auf, da ein junger, schmucker Bursche zwischen die Thür guckt, „geh nur her, Nagl, magst leicht gar einen Sterz!“

Er bringt ein Bündelchen mit; da hat er seine Wäsche drin, die soll ihm die Kathrin — wies schon der Gebrauch ist — waschen und flicken. Der Nagl ist nicht ihr Bruder und auch kein anderer Verwandter von ihr, er ist — fragen wir sie nicht, sie thät roth dabei werden und sie sagt's nicht gern. Uebrigens haben sie wohl schon ihre ersparte Sachl. Sie neun Gulden, er fünfundzwanzig Groschen — da werden sie ja heiraten.

Die Hänguhr geht über all das ihren gleichen Gang und schlägt nun die zwölfte Stunde.

Das Kraut und die Knödeln sind fertig, da kommen auch schon die Kirchleute nach Hause. Sie ziehen behäbig ihre Röcke aus, daß man wohl auch die weißen Hemdärmeln sieht, die sie gestern nicht angehabt haben und die sie morgen nicht anhaben werden.

Sie summen und brummen völlig in Wohlklang das Tischgebet, aber der muß schon ein guter Christ sein, der davon ein Wörtlein versteht.

Wie sie sich zum Tisch setzen, sagt der Hausvater: „Ei nu, was ist denn heut mit dem Rosenkranz geschehen? s hängt ja schier keine Koralle daran!“

„Ja die Kap, das Schindvieh!“ schreit die Kathrin, „schleicht mir, derweil ich die Knödeln mach, in die Stube und beißt richtig die Betschnur ab!“

Der Wastel schneidet bei diesen Worten eifrig das Suppenbrot auf — er mag jetzt nicht seitwärts lügen. —

Am Herde hat schon wieder die Hausfrau das Regiment ergriffen. Wie das Fleisch kommt, machen die Knechte hellstrahlende Augen; heut' ist Sonntag, da kriegt jeder ein gut Stückel mehr, als an den Wochentagen. Den Topf in der Mitte des großen Tisches, nimmt Jeder seinen Theil durch den breiten Holzlöffel gleich geradewegs in den Mund. Das Ganze geht mit einer gewissen Feierlichkeit vor sich; die Leute besprechen unter einander des Pfarrers heutige Predigt und was auf dem Kirchplatz die Äpfel gekostet haben.

Nach dem Essen geht der Hausvater ein wenig auf die Felder; die Hausfrau plaudert mit einer Nachbarin, und die Mägde bessern sich und den Burschen die Werktagskleider aus und singen dabei oder erzählen sich Rauber- oder Geistergeschichten.

Die Knechte aber, weiß Gott, die hat schon all wieder der Geier. Zum Theile haben sie sich hinaus auf das frische Heu begeben und holen den in der letzten Nacht versäumten Schlaf nach; zum Theile sind sie zu den Nachbarshäusern gegangen und thun lustige Spiele untereinander, als Kegelscheiben oder Schnalzen, oder Ringen, oder Scheibenschießen u. s. w. Und gegen den Abend hin schleichen sie gar ins Wirthshaus,

Und treiben ein lustig Lumpen
Beim Karten- und beim Gläserpiel,
Wenn's Dirndl an der Seite sitzt
Und mit den Neuglein blüht.

Und trinken sie sich Affen,
 Sie gehen drum nicht schlafen,
 Sie trinken lustig d'rein und d'rauf,
 Und über ein lustig Lumpen,
 Da steht einmal nichts auf. —
 Das Geld leicht verjagen,
 Man lebt ja doch nicht alleweil,
 Und kommt einmal der Ripperlhans,
 Ist's Lumpen eh vorbei.
 — Der Pfarrer, der sagt freilich,
 Es thät uns noch der Teufel holn!
 Ru, z'weg'n dem Bissel Teufel
 Gibts doch kein' Traurigkeit,
 Und holt er uns noch diese Nacht,
 So trinken wir mit ihm Bruderschaft!"

Zuweilen kommt es auch so weit, daß der Spaß ernst wird, daß sie Stuhlfüße abreißen und dreinhauen.

Traute Geschichtchen, lustige Lieder und Räuschen gibt es jeden Sonntag, das läßt sich nicht läugnen. Aber nicht jeden Sonntag schlagen sie sich die Rippen ein, da muß schon ein besonderer Festtag sein.

Der Hahenschlag.

Eine Volksbelustigung von Ginst und Jetzt.

Ihr guten, ihr vortrefflichen steirischen Kapauner! Wie laffet ihr euch's wohl sein, euer Lebtag lang; wie laffet ihr euch förmlich ausstopfen mit allen erdenklichen irdischen Genüssen, bis ihr endlich auf dem Tische des Reichthums in silbernen Schüsseln pranget!

Wie ganz anders ist es eueren Voreltern ergangen! Von Hahnenkämpfen und Turnieren will ich nichts sagen; auch für dieses gefiederte Geschlecht ist die Zeit des Ritterthumes längst vorbei und paart sich heutzutage der

junge Hahn lieber mit der Henne, als sich mit und gegen seinesgleichen an Muth und Körperkraft zu üben.

Weniger fern sind die Tage grausamer Verfolgung und Schlächterei, die Tage des Hahnenwurfs.

Die Sache verdient eigentlich ihretwillen nicht aufgeschrieben zu werden, dazu wäre sie viel zu niedrig und zu erbärmlich, gleichwohl man sagt, daß sie in einzelnen Winkeln unserer Steiermark heutzutage noch in ihrer ursprünglichen Weise geübt werden soll. Sinegen verdient der Gegenstand immerhin als culturhistorischer Factor öffentliche Beachtung.

Sei, horchet und luget, es ist ein Fest im Orte. Ist Dreheltag, oder Weinlese, oder Hochzeit, oder gar Primiz? Das freut uns, ist es was immer, wir wünschen Glück und viel Vergnügen.

Siehe, dort auf der ebenen Angerfläche versammeln sich die Leute, und sie singen und jauchzen und trinken Wein, und die Burschen schäkern mit den Mädchen, denn unsere wackeren Landsleute all — es zeugt von gutem Blut — sie halten unverbrüchlich fest an der dreifarbigem Fahne mit dem Wahlspruch: Wein, Weib und Gesang.

Der behäbige, glattrasirte Mann dort mit den Silberknöpfen über der Brust, das ist der Dorfrichter. Ist eigentlich ein zweifach Wesen, der Dorfrichter: Als Richter beschließt er die Ausführung, als Ortspolizei führt er den Beschluß aus. So commandirt er auch heute, daß sich die Leute in einem weiten Kreise um den Anger herum aufstellen sollten und legt sofort persönlich ordnende Hand an, bis der Kreis richtig gezogen ist.

Welch' ein Gackern und Flattern auf einmal! Ein Federvieh wird herbeigeschleppt, ein fetter Hahn. Ganz in

der Ordnung, zu einem guten Trunkte schießt sich ein guter Bissen. Befehlt diesmal. Der Hahn wird nicht kunstgerecht geschlachtet, um sofort in die Bratpfanne zu fallen. Ein haarborstiger Junge macht sich dran, knüpft einen langen Strick an ein Bein des Federviehes und befestigt das andere Ende des Strickes an einen Pfahl. Sei, wie das jetzt ein Getanze und ein Geflatter ist in weiter Runde! und was nützen dem Thiere die Flügel, wenn ihm das Bein gefesselt ist! Ach, der arme Hahn, er hat sie Alle, die um ihn herum nun jubeln und johlen, er hat sie selber geweckt heute zu früher Morgenstunde mit seinem hellen Schrei, hat — zum Unheile ach! auch jenen gelbhaarigen, sommersprossigen Burschen geweckt, dem sie dort mit einer blauen Schürze die Augen verbinden, und dem sie jetzt einen Dreschflegel in die Hände geben.

So zugerichtet und ausgerüstet steht der Bursche da, und Alle ziehen sich nun von ihm zurück, und nur er in seiner Blindheit und der Hahn in seinen Banden stehen auf dem weiten Plage.

Die Zuschauer werden still, sie lispeln und flüstern bloß und tragen sich in großer Erwartung. Nun gilt es, daß der blinde Bursche mit dem Dreschflegel das Thier treffe. Er naht, er schwingt den Flegel — der Hahn weiß geschickt auszuweichen und der Schlag dröhnt auf dem leeren Boden. Mehrmals flattert das Thier um den Pfahl, daß die Federchen in der Luft fliegen, wiederholt schlägt der Blinde seinen Knittel zur Erde, und jeder vergebliche Schlag weckt ein heftiges Geschrei und Gewieher unter den Zuschauern. Endlich ist der Hahn ermüdet, sind wohl auch seine Beine und Flügel verrenkt, da duckt er sich laut- und regungslos. Auch der Bursche steht still und

lauscht, um die Gegend zu erspähen, in der das Thier sich befinden könnte. Wieder setzt er seinen Hieb und vielleicht gerade in der entgegengesetzten Richtung vom Thiere, und da bricht das Gelächter und Gejohle der Menge von Neuem los.

Man mag das Spiel ausführlicher nicht beschreiben, es kann eine lange Weile zur allgemeinen Belustigung so fortgehen, es löst wohl auch ein Bursche den andern ab, bis der Hieb endlich doch gelingt.

Der Hahn gehört dem, der ihn erschlug. Der Held ladet zu diesem Mahle nach Belieben die Gäste. — „Das wär' ein Freßten für den Thierschutzverein!“ hat einmal Einer gesagt.

Dieses Spiel des Hahnenwurfes, oder vielmehr des Hahnen-schlages wurde vor wenigen Jahrzehnten noch in unseren Bergen getrieben. Aber auch hier zeigt es sich wieder, wie die Menschen gerade in den letzten Decennien so ganz andere geworden. Heute sind gewiß nur sehr Wenige mehr im Lande, die an einer solchen Unterhaltung Gefallen finden. Und dennoch besteht das Spiel noch fort und wird bei Brechel- und Weinlesefesten gerne geübt. Der Unterschied aber ist, daß die Stelle des angebundenen Hahnes heute ein — alter Topf vertritt. Derselbe wird auf einen bestimmten Platz des Angers gestellt; der Bursche selbst kann ihn stellen, wohin er will, bevor ihm die Augen verbunden werden. Hierauf aber wird der Held im Wirbel einigemale um sich selbst gedreht, dadurch verliert er die Orientirung, und nun kann es wohl sein, daß er seinen Flegel mit aller Gewalt auf eine unschuldige Erdscholle im Osten niedersausen läßt, während der Topf still und ruhig im Westen steht.

Auf diese Art hat das Spiel, so albern es aussehen mag, oft etwas sehr Possirliches, Komisches, wiewgleich der Preis der gelungenen Heldenthat in nichts anderem besteht, als in den Scherben des zerشلagenen Topfes.

Und die Hähne? Denen thut man allerdings in rationeller Weise heutzutage etwas ganz Anderes an. Man macht sie — zu Kapaunern.

Der Leutkaufstag.

In Steiermark und auch in anderen Alpenländern herrscht eine Sitte, die sehr an vergangene Zeiten erinnert. Ehe ich sie aber darzustellen suche, sind einige allgemeine Zustände zu erläutern.

Das Personal einer Bauernwirthschaft besteht aus der Familie des Bauers (Mann, Weib und Kind) und aus dem Gefinde. Das Gefinde hinwiederum besteht aus Knechten und Mägden, deren Anzahl von der Größe der Bauernwirthschaft bedingt wird. Solche Dienstpersonen sind allerdings auch freigeborne Menschen, gleichwohl sie zum großen Theile von anderen Dienstboten im Zustande der Knechtschaft unehelich in die Welt gesetzt worden, was ihnen ihr Leben lang auch bitter anhängt und nachgetragen wird. Des andern Theiles aber besteht das Volk der Dienstleute aus ehelich gebornen Söhnen und Töchtern haus- und grundbesitzender Bauersleute. Da gibt nämlich ein Bauer, welcher mehrere Kinder hat, sein Haus entweder dem Erstgeborenen, oder Bravsten, Fleißigsten, zur Wirthschaft am Geschicktesten, oder dem, der die besondere Gunst der Eltern besitzt. Die übrigen seiner Kinder bekommen

als Erbtheil eine gewisse Summe ausbezahlt, welche zumeist nichts weniger als den allquoten Theil beträgt. Es ist zwar das gegen Saß und Princip, allein die Schätzung des Vermögens bei der Uebergabe der Besizung wird so geleitet und geschlossen, daß Haus und Hof um ein gut Stück zu niedrig in den Calcül kommt, was natürlich die Folge hat, daß der junge Besizer seinen Geschwistern geringere Theilbeträge auszuzahlen hat.

Die abtretenden Kinder nehmen ihre Gelder in Empfang und von diesem Augenblicke an ist ihnen in der Regel die Thür ihres Geburts- und Vaterhauses verschlossen. Die Eltern haben nicht viel mehr drein zu reden und der neue Besizer weiß oft nicht einmal die natürlichen Rechte seines Vaters, geschweige seiner Geschwister zu respectiren. So hat's der Alte gehalten, so hält's der Junge, so wird's einst ein noch Jüngerer treiben.

Die abtretenden Kinder aber schnüren die Bündel ihrer kleinen Habe und gehen, sich einen Brotherrn zu suchen; oder etwa, sie bleiben noch eine Zeit in ihrem Geburtshause und zwar unter denselben Bedingungen und Verhältnissen, wie jeder andere fremde Dienstbote — er gehört nicht mehr zur Familie, gehört zum Gesinde.

Die Dienstboten werden gewöhnlich für ein ganzes Jahr gebunden. Dieses Jahr beginnt regelrecht mit dem ersten Januar. Die Zeit des Dingens und Abmachens aber ist viel früher, ist — wenn auch ein neues Gesetz dagegen Einwände macht — dem Herkommen gemäß schon im August des Vorjahres.

Gute Dienstboten, nach denen viel Nachfrage ist, werden häufig noch früher, oft schon im März durch eine bedeutende Darangabe für ein nächstes Jahr gebunden

und sucht ein Grundbesitzer den andern um solche Waare stets zu überlisten.

Für Andere aber ist im Herbst, inmitten des Einheimens der Feld- und Gartenfrüchte, der Leutkaufstag. Stets an einem Sonntage und im Kirchdorfe wird er abgehalten, wo ja auch die Jahr- und Viehmärkte stattfinden. Da finden sich denn Käufer und Zukaufende ein, und auch anderes Volk.

Der Bauer hat sich mit seinem Weibe im Vorhinein geeinigt; sie brauchen für das nächste Jahr einen neuen Knecht, oder eine Kuhmagd, oder einen „Küchenwaschel“, oder eine andere Dirn. Da ist insgeheim schon Rundschau gehalten worden im Gefinde der Nachbarschaft. — Der ist stark, ist fleißig, nicht wählerisch in der Kost. Die hinwiederum ist recht geschickt im Haushalte, ist auch rechtschaffen, jung und gar nicht uneben. Ei, aber die Bäuerin hat Gründe, die ihr die Jungheit und Sauberkeit der neuen Hausgenossin als durchaus überflüssig erscheinen lassen; da zieht sie schon eine Betagtere, Gesehtere vor, die „was versteht“.

Bricht dann der Tag des Leutkaufes an, steckt der Bauer seine Briefftasche zu sich und geht in das Kirchspiel.

Da gibt es schon Leute genug; aber keiner und keines der Burschen und Mädchen, die da sind, wollen es anfangs merken lassen, daß sie zu haben. Sie sind nur so zufällig da; stehen vor der Wirthshausstür, treiben unter einander Tabakpfeifentausch. Bei dem Semmelladen, bei der Zwetschkenverkäuferin ist eine Gruppe von „Weisbildern“, schwätzt durcheinander, feilscht um Obst und Kipfeln — kauft aber nichts. Weiterhin stehen Einige, die plaudern laut und hell von der Wirthschaft, vom Kornbau, von der Viehzucht,

auf daß etwa vorübergehende Bauern nur sehen und hören sollten, daß sie auch was verständen.

Schleicht dann ein oder der andere Grundbesitzer herbei, winkt — sagen wir — mit einer raschen Handbewegung die Marian bei Seite.

„Was meinst, Marian, willst für's nächst' Jahr meine Stallbirn sein?“

Sie sagt nicht nein, sagt nicht ja; zupft an ihrem braunen Nieder und lispelt: „Kann dieweilen nichts versprechen.“

Hält er ihr die Hand hin: „Marian, sag: ja! werden uns gut vertragen. Die Arbeit ist gar nicht stark bei uns, haben sechs Rüh', die kommen im Sommer auf die Alm. Die Kost ist bei uns nit schlecht, dasselb kannst Andere fragen. Die Bäuerin ist auch nicht zuwider und mit mir kommst gar leicht ab.“

Sie schaut unentschlossen auf seine Hand hin; die leere Hand ist ihr zu wenig.

Das merkt er, zieht eine nagelneue Fünfguldennote aus der Briefftasch': „Das für heut', das ist der Leutkauf (Leutkauf oder Leihkauf). Fünfundzwanzig Gulden sollst als Jahrlohn haben.“

„Das Jahr ist lang, Bauer“, sagt die Marian, „Fünfundzwanzig Gulden sind mir zu kurz.“

„Kann Dir das Geld nicht länger machen,“ meint der Bauer, „aber das Jahr will ich Dir abtürzen. Hörst, Marian, den Hanselhuber Knecht, den krieg' ich für nächst' Jahr auch!“

Wird die Marian ein klein bißchen roth. Den Hanselhuberknecht, den kennt sie fein — den mag sie gut leiden. Das weiß der schlaue Bauer, und gleichwohl es vom

Pfarrer aus nicht sein soll, daß zwei „Liebesleut“ unter Einem Dach wohnen — was verschlägt's! — er, der Bauer erspart dadurch an Fahrlohn. Bersezt doch die Marian bereits nachgiebig: „In Gottesnam', Bauer, will Dich nicht drucken; müssen mir halt fünfundzwanzig Gulden genug sein.“

Der Handel ist abgemacht; die Marian ist dem Bauern verschrieben für das nächstkommende Jahr. Aber sie ist, bigott, auch dem Hanselhuberknecht verschrieben.

Nun hat unser Werber noch den zweiten Theil seiner Aufgabe zu erfüllen; er muß erst den Hanselhuberknecht gewinnen. Indes geschieht das auf den einfachen Hinweis, daß die Marian bereits zugesagt habe.

Muß aber bemerken, daß nicht Alle diesem „gegenseitigen“ Verfahren huldigen. Es gibt Bauern, gar viele Bauern bei uns, die auf strenge Sitte halten! Solche streben am Leutkaufstag gerade das Entgegengesetzte an. Weil sie denn doch einmal ein Gefinde beiderlei Geschlechtes benöthigen, so suchen sie gerade solche Burschen und Mädchen anzuwerben, von denen sie glauben, daß sie sich gegenseitig nicht gut leiden und reimen werden. So schreibt's der Himmel vor. Und mit Recht schreibt er's vor, denn das Jahr ist lang, und sehr unselig ist der Schluß eines Jahres, in welchem das Gefinde einen Kopf mehr zählt, als am Leutkaufstage waren angeschafft worden.

Hat nun an diesem Tage der Bauer die nöthige Zahl seiner zukünftigen Dienstboten angeworben, so führt er sie ins Wirthshaus. Da geht es hoch her; Musik gibt es und in der Küche schmoren allerlei Braten, und im Keller fließt unverfiegar der Lebensquell des Weines. Obstmost wird heute nicht getrunken; der Bauer läßt schwer Silber-

geld klingen. Seine „neuen“ Leute versammelt er um einen Tisch und nun will er ihnen zeigen, was sie an ihm für einen lustigen, gerngebigen Herrn haben werden.

Wein trinken die Geworbenen, starken Wein, feurigen Wein; der schmiedet die Kette fester. — Zum Tanze führt der Bauer seine Erworbenen; lustig, lustig kreisen die Reigen; Keiner denkt heute daran, was dahinter steckt — ein langes Jahr voll Mühe und plagenreicher Arbeit. Ein Sklavenjahr für Viele! Sechszehn Stunden jeden Tag hat im Bauernhause das Gesinde seinem Dienstherrn zu opfern. Die Sonn- und Feiertage sind nur zur Hälfte frei, die zwei übrigen Viertel gehören der Kirche und wiederum auch den Dienstherrn. Genau gerechnet bekommt die Marian, welche fünfundzwanzig Gulden Jahrlohn erhält, für die Arbeitsstunde einen halben Kreuzer. Natürlich wird auch Fleiß und Treue beansprucht. In den Städten ist heutzutage schon beinahe der Diensthote Herr, im Berglande ist er der Knecht — wie wir arme Menschen überhaupt die liebe goldene Mittelstraße nimmer finden können.

In die tiefe Nacht hinein geht der Leutkaufanz. Dem Arbeitsschweiß des nächsten Tages bleibt es anheimgestellt, die schweren, bedunsteten Köpfe wieder zu erleichtern und zu erhellen. Nun erst kann sich's Jeder, Jede ruhig überlegen, wem sie sich verkauft. Da gehen Manchem die Augen auf, möchte Mancher den Handel wieder rückgängig machen. Aber allzufest ist der Riegel in's Schloß gefallen; das ganze Kirchspiel ist Zeuge des abgeschlossenen Geschäftes. Nun heißt es, gelassen der Jahreswende entgegenzusehen; wird — wenn es hoch geht — Rosß und Wagen kommen, und den Verbundenen von seinem alten Dienstplatze auf

den neuen überführen. Dieses Ueberführen hat auch sein Besonderes, wir werden seiner Zeit dabei sein.

Heute hätten wir nur noch zu berechnen, wie hoch solch' eines armen Dienstboten Lebenszeit an den Mann gebracht wird. Dreißig Gulden per Jahr, das ist schon ein gutes Angebot und wird nur für sehr mannbare Leute gegeben. Bis in das zehnte Lebensjahr, vor welchem der junge Dienstbote bereits als Hirte, Führmann beim Ackern, als Schickbub u. s. w. verwendet wird, kriegt er nichts, als die nothdürftige Kost und Kleidung und das Bißchen Prügel, wenn irgend Jemand im Hause auf irgend etwas einen Bohn hat, den er sich anderstwie nicht auszulassen weiß. Vom zehnten bis zum fünfzehnten Jahre fallen per Anno zehn, vom fünfzehnten bis zum zwanzigsten Jahre zwanzig Gulden. Vom zwanzigsten bis zum vierzigsten Jahre werden zwölf Monate je mit dreißig Gulden bezahlt; vom vierzigsten bis zum fünfzigsten wieder mit zwanzig, vom fünfzigsten bis zum sechzigsten mit fünfzehn, vom sechzigsten bis zum siebzigsten Jahre endlich mit zehn Gulden. Dann kommt der alte Krüppel in das Spital und wartet auf den Tod.

Wie hoch an Baargeld wird nun Alles in Allem das Leben eines braven gefunden Dienstboten an den Mann gebracht?

Für Eintausendeinhundert Gulden!

Wer gibt mehr? —

Zum ersten! — zum zweiten! — und —

Zum drittenmal! ruft der Tod und schlägt mit dem Hammer auf den Sargdeckel.

Kirchweih! Kirchtag!

Dem Bewohner des Gebirges ist seine Dorfkirche der Mittelpunkt der Welt. Was er vom Kirchturm aus sieht, das kennt und nennt er sein Heimatland. Alles Andere ist ihm Fremde. Die fernen blauen Berge dort, die er täglich vor Augen hat, kann er nicht mehr mit Namen nennen, und weiß nicht, in welchem Lande sie stehen. Zwar, sein Vater hat einmal gesagt, daß dessen Großvater gesagt habe, die blauen Berge stünden schon im Kärntnerischen oder im Krainerischen drin — je nu, so wird's wohl so sein. Leicht kann die Welt dort auch ihr Ende haben; wer mag's ergründen!

Indeß — des Dorfbewohners geographische Kenntnisse sind wie sein Kirchturm: sie gehen nicht in die Breite, sie gehen in die Höhe. Hallt doch in der Kirche der Unterricht von dem himmlischen Vaterlande, von dem göttlichen Zion, von dem Hause, in welchem viele Wohnungen sind und — dort oben! sagt der Thurm, und weist mit seinem Finger in's Blaue hinein. So kennt der Landmann den Himmel besser, als die Erde, und seine Dorfkirche ist ihm auch der Mittelpunkt des Himmelsgedankens.

Demnach ist es wohl begreiflich, was das für den Dorfbewohner ein wichtiger Tag ist, der Kirchtag.

Freilich, im Kalender steht der Kirchtag nicht immer mit rother Farbe; die Stadtherren — zu denen halt leider auch die Kalendermacher gehören — wollen ja die „Bauernfeiertage“ abbringen, dieweilen sie selbst jeden Tag ihr gut Stück Zeit für Erholung und Lustbarkeit haben müssen. Ei, Wetterstern! und wäre der ganze Kalender und jeder

Tag darin schwarz wie der Teufel: der Bauer weiß schon, was sich schickt, der weiß, was sein muß, und er zwickt desweg seinem Kirchenpatron, der jahraus, jahrein auf dem Altar muß sitzen, den Ehrentag nicht ab.

Der Pfarrpatron schützt ja so treu Leut' und Vieh und Feld und er hilft so oft aus der Noth in Ungewitter und in Feuers- und Wassergefahr; so muß man seinen Festtag doch wohl feierlich begehen. Auch gilt es, vor den Nachbargemeinden zu zeigen, daß man mit seinem Pfarrpatron — sagen wir, es ist Sanct Antoni — gar recht-schaffen zufrieden ist, und nicht ansteht, diesem außer dem täglichen und pflichtschuldigen Gebet und Gesang noch ein Uebrigcs zu thun.

Und die Nachbargemeinden gehen gleich darauf ein, ziehen heran in Processionen, bringen auch ihre Crucifixe und Pfarrheiligen mit und singen und beten, daß es in den Wäldern wiederhallt: „Heilig ist der Herr Gott Sabaoth!“

Ein zwanzigjährig Mädchen ist dabei, das läßt es wohl gerne gelten, daß er heilig ist, der Herr Gott Sabaoth, und es zählt heimlich die Kupferkreuzer im Sack; deren sind mitsammt dem Silberzehner nicht so viel, als der Rosenkranz in der Hand Perlen hat. Am Rosenkranz hängt ein Kreuz, an den Kupferkreuzern hängt auch eines — ein weit größeres noch — denn sie werden nicht langen für das, was das Mädchen im Sinne hat. Am Rosenkranz hängt ein „Glauben“, an den Kupferkreuzern hängt keiner — hängt vielmehr arger Zweifel.

's ist noch nicht so lange her, daß des Mädchens Geruhaber, der Paul, einmal geäußert hat: „Wenn ich noch einmal auf die Welt komm', so werd' ich ein reicher Graf.“

„Ein reicher Graf?“ hatte das Mädchen gesagt, „ja warum denn das?“

„Se, daß ich mir für meinen rothen Sonntagsbrustfleck ein silbern Uhrkettlein kunnst kaufen.“

Dem Mädchen waren dieselbigen Worte gar sehr zu Herzen gegangen, und desweg — sagen wir das Ding trotz — desweg geht es heut auf den Kirchtag.

Der Kirchtag ist weit und breit im Land herum bekannt. Schon gar die allerschönsten und wunderlichsten Sachen kommen herbei aus der Fremde. Zwischen den Häusern ist eine ganze Stadt weißer Zelte aufgeschlagen. Und beim Lebzelter liegen sie acht- und zehnfach übereinander, die Herzen und die Reiter und die Kinder — kostet das Stück einen Kreuzer.

„Schöne, saubere Tücheln!“ schreit ein Baumwollenswaarenhändler, „heiraten thut Jede, die so ein Schafwollentüchel trägt!“

„Feigerle, Bog!“ ruft ein Anderer, seine Südfrüchte anbietend, und aus der wogenden Menge entgegnet eine Stimme: „Wer was kauft, ist ein Doh!“

Nebenan pfeift ein Galanteriewaarenhändler auf einer Mundharmonika ländliche Weisen, daß den jungen Burschen und Mädchen schier die Beine unstät werden.

Eine Procession zieht heran: „Heiliger Antoni, bitt' für uns bei Gott!“ und die wehenden Fahnen verneigen sich vor dem großen Crucifix, so auf dem Plage steht und verneigen sich gar ein wenig auch vor dem Wirthshauschild.

„Wer was zu schleifen hat, der Schleiferfranz ist da!“ kreischt eine Stimme und über den Köpfen sieht man in einer braunen Hand ein Rasirmesser funkeln. Es ist keine

Menschenmöglichkeit, daß er einen Groschen erschreit, der Schleiferfranz, denn daneben lärmt ein Ringelspiel, und die sonst harmlosesten Leute des Dorfes reiten heute auf Löwen und Hyänen und feuerspeienden Drachen im Kreise, der die Welt bedeutet — und ob da so ein Rasirmesser ein wenig schärfer oder stumpfer ist, keine Seele scheert sich d'rum.

Nur der kleine Bub, der noch keinen Bart hat, empfindet das Bedürfniß nach einem Scheermesser. Denn er hat irgendwo in seinem Gesicht ein hoffnungsvolles Härchen entdeckt. So ging's denn doch endlich einmal vorwärts, Tabak rauchen thut er auch schon; zubörderst sieht er sich daher heute nach einem Mädchen um, dem er kann ein Krügelchen Meth zahlen, auf daß er sich somit als ganzer und voller Mann legitimire. Aber die Dorfmadchen sind gar so schrecklich interessirt; denen ist ein hoffnungsvolles Härchen viel zu wenig, die wollen gleich einen ganzen steifen Bart haben.

Orinnen auf dem Kirchhofrasen sitzt ein Kroate und hat Zwiebeln und Knoblauch feil in ganzen Kränzen, und nebenhin kauert ein bettelnder Krüppel: „Ihr lieben Frauen und Männer, ein Armer thät bitten von Herzen und will beten für alle armen christgläubigen Seelen, und unsere liebe Frau soll euch schenken den lieben Gesund!“

Der armen christgläubigen Seelen wegen greift allerdings nicht Jeder in den Sack, denn was ihn nicht brennt, meint Mancher, das will er nicht blasen, und das Fegfeuer hat ihm bislang noch nicht einen Faden versengt. Aber der „liebe Gesund“ bringt dem Bettelmann schon mehr ein. — Zwar der kernfrische Bursche kümmert sich auch um den lieben Gesund nicht, der fährt hinein mit Saus und

Braus, wo der Lebensgarten am üppigsten blüht; von dem bekäme der Bettler eher was, thät' er seinem Vaterunser die Worte anhängen: „Will fleißig beten, daß unseres Herrgotts Blitz Deinen Nebenbuhler in den Erdboden hineinhaut!“

Weil es aber der Blitz nicht thut, so thut er's, der lebensübermüthige Bursche selber. Und noch an demselbigen Tag. Was wär' denn das für eine Kirchweih, bei der nicht thät' gerauft werden!

Während in der aufgepußten, stets überfüllten Kirche Lieder schallen und Trompeten klingen, ist das Wirthshaus und die Regelbahn und der Schießplatz auch just keine Einöde; überall gährt Leben und Heiterkeit. Anfangs gießen die Gäste der Schenke den Wein einem alten Herkommen gemäß in die Gurgel, ein wenig später auf den Brustfleck hinab und endlich über den Tisch hin. Und sind die Gemüther einmal erregt, so versuchen sie gar, welches härter ist, so ein Weinglas, oder so ein Bauernschädel — und wie früher der Wein ist geflossen, so fließt jetzt das Blut.

„Bei meinem Aufwachsen“, sagt heute noch gern ein alter Knecht, „da haben wir alle Kirchtäg' so Stuck a drei vieri todtgeschlagen! Das sind noch Zeiten gewesen! Heut' ist's ja, wie wenn alle Hund' wären gestorben auf der Welt und hätten noch kein Grab.“

Das ist sein Lob auf die gute alte Zeit und sein Schimpf auf die neue. —

Jetzt sollen wir aber doch nachsehen, wo sich unser Mädchen mit den Kupferkreuzern heruntreibt, mit jenen Kupferkreuzern, an denen das große Kreuz hängt, aber kein Glauben.

Sie steht vor einem Kleinwaarenhändler, guckt so auf die zahllosen Pfeifenröhrchen, Taschenfittel, Handspiegel, Hosenhafstel zc. und legt endlich den Finger hübsch bescheidenlich auf einen gläsernen Schmuckkasten: „Thät halt wohl fragen, was so ein silbernes Kettlein kunnt kosten.“

Da wird es der Krämer zum ersten Mal gewahr, er hat silberne Ketten. „Herzerl“, sagt er, „so eine Silberkette kostet freilich ihr Geld; aber Dir, Schazerl, laß ich was nach und wir Zwei kommen schon auf gleich.“ — Ein Gulden fünfzig Kreuzer für so was Sauberes — das sieht sie wohl ein — ist kein Geld. Aber sie ist sich schmerzlich bewußt, sie hat weniger als kein Geld, sie hat nur neunundsechzig Kreuzer im Sack. Den siebenzigsten hat sie gerade einer Bettlerin weggegeben, die versprach ihr dafür einen braven Mann und das Himmelreich dazu. Billiger kann man eine Sach' doch nicht haben.

Das Mädchen hebt nun um die Silberkette an zu feilschen. Sie lobt den Krämer und sie troßt ihm und sie weiß spitzige Worte und sie liebäugelt ein wenig dabei, so daß der junge Krämer schon meint, er könne mit dem Silberkettlein des Mädchens Herz fesseln. Indeß mag er sagen, was er will, sie findet die Kette recht hübsch, behauptet aber kurz und gut, mehr als neunundsechzig Kreuzer sei sie nicht werth.

Da will der Krämer ein Christenmensch sein und bittet sich zu den neunundsechzig Kreuzern flüsternd nur noch ein Küßchen aus.

So soll der Paul das Kettchen denn doch bekommen auf den rothen Brustfleck — mein Gott, was thut ein treues Mädchen nicht für den Liebsten!

Es zieht just wieder eine Procession vorüber, da achtet Alles auf den Zug, schaut auf die fliegende Fahne — und dierweilen zählt das Mädchen die Silberkette aus.

Jetzt hört sie kein Singen und Beten und kein Glockenklingen mehr; jetzt ist sie glücklich, jetzt kann sie ihrem Herrnhaber ein silbernes Kettlein schenken und er braucht deswegen nicht erst ein reicher Graf zu werden.

Sie birgt den Schmuck an ihrem Herzen — schmelzen wird er doch nicht vor der heißen Lieb'!

Unterwegs nach Hause gesteht sie ihrem alten Pather, der von dem Herzensverhältniß wohl wissen darf, was sie für einen herrlichen „Kirchtag“ gekauft habe. Der Alte dreht die Kette eine Weile vor seinen Augen herum. „Ist kein gesund Ding“, murmelt er dann, „in ein paar Wochen hat Deine Silberkette die Gelbsucht. Sie ist ja von Pafsong ganz und gar; kennst Du das Zeug denn nit? Hast gewiß zwei Sechser dafür gegeben? Schad' um's Geld!“

Da ist das Mädchen wohl all' sein Lebtag nicht so elend, als zu dieser Stunde. Zurück läuft sie auf den Markt. Der Krämer packt schon ein und schmunzelt dabei.

„Er Falscher, Er hat mich angeschmiert!“ fährt sie ihn an und wirft ihm das Kettlein vor, „das ist kein Silber nicht! Mein Geld will ich wieder haben!“

Das Geld gibt er ihr nicht mehr zurück, aber das Küßchen, wenn sie will.

Sie aber macht ihm rundweg die Erklärung: „Er ist ein Räuber! Von Stantarn (Gendarmen) laß ich Ihn wegtreiben!“

Und die Gendarmen sind nicht weit; sie haben eben dort Einem die Hände kreuzweise übereinandergeschnallt,

weil die zehn Finger von diesen allfort in fremder Leute Taschen herumspaziert sind.

Just kommen zwei Sicherheitsmänner wieder heran, und ihr Rüstzeug und ihre Bajonnete funkeln. Da will das Mädchen seine Drohung schon ausführen; allein, denkt es, ein Stantar thut auch nichts umsonst; ein Stantar führt lieber so ein ehrlich Mägdelein mit sich, als einen schlechten Bagabunden. Und der Paul, der ist heute ohnehin schon arg benachtheilt worden.

Ohne Silberkettlein kommt sie heim, aber ein lebzelten Herz bringt sie mit für ihren Gernhaber, als Sinnbild, wie sie ihm ihr eigen Herz ganz und gar hat gegeben.

Und der Paul nimmt sie um den Hals:

„Du Dirndl, mein, mein,
Möcht ka Graf neama sein,
Möcht ka guldenes Schloß,
Wann's Du nit wär'st drein!“

Und das ist ihre stille Kirchtagsfreude. Die laute Lust des Festes aber schallt im Wirthshause die ganze Nacht. Und am nächsten Morgen flacht sich Alles wieder auseinander zum gewöhnlichen Werktag. Auf dem Kirchplaze heben ein paar Knechte die Budenstangen aus, und die Sühner kommen und kragen die Löcher zu.

Der Altweibersommer!

Ich bitt' euch, Leuten, seid nicht so albern, wie unsere Jäger! Die kehren um, wenn ihnen des Morgens auf dem Weg in die Pürsch ein altes Weib begegnet, denn das brächte ihnen Unglück, weil den Hasen und

Hirschen das Segentheil. Ich bitt euch, wandelt ihn weiter, diesen kleinen Spazierweg, gleichwohl ein alt Weiblein heiteren Gesichtes heraushumpelt zur Thür. Wie anders, wenn man es müßte heraustragen auf zwei Stangen! aber, Gott Dank, Gott Dank! das Mütterlein hat die bösen Hundstage noch einmal überlebt. — Der Nachbar Klaus hat einen Kettenhund — ein gar possirlich Thier, weiß so klug zu lügen, so freundlich zu grinsen, so anhänglich schweifzuwedeln, aber kommst du ihm nur erst genug in die Nähe — schwap, beißt er dich in die Waden. Schier so sind die Hundstage auch. Ist das ein Sonnenglißern und Flimmern und Vogelzwitzchern des Morgens, und alle Blumen und Rosen heben die Köpfschen zur Höhe und machen lachende Gesichter — und die Sonne küßt sie so warmherzig, und die Sonne umarmt die Welt mit so heißer Liebe; wer wollte da im wohligen Waldschatten nicht wandeln! — doch siehe, plötzlich fahren finstere Wolken über den Bergeshöhen auf, und lehr die Hand um, ist Blitz und Donner, Regen und Hagel da.

Das alte Weiblein ist wetterfahren, das traut solchen Tagen nicht, läßt sich nicht verlocken durch den Sonnenschein, hätte keine Beine, flink genug, um dem hereinkommenden Unwetter zu entkommen — bleibt lieber daheim im Stübchen oder im Hausgärtlein und slißt und strißt und — nicht . . . es wird Einem so träge, so taumelig an heißen Tagen.

Aber, ist erst Bartelmei vorbei und kommt Maria Geburt in den Gei! — ja, die schönsten Blumen sind da freilich schon verblüht, auch die lieben Vöglein sind heiser, und die Schwalben sind gar davon — aber der Himmel ist reblicher geworden, hält tagsüber sogar mehr, als er

des Morgens mit nebeltrüben Augen verspricht — ist gar so mild und treu — und man sieht ihm bis in's Herz hinein.

Nun erst ist der Sommer gekommen, den auch das alte, halblahme Weibchen schätzen darf — nun mag es getrost hinausholpern über die Felder, auf daß es seine betagte Seele wieder einmal im lauirigen Lichtmeere bade. — Und wer wollte noch fragen, westweg die liebe Herbstzeit der Altweibersommer heißt?

Was verschlägt's, wenn wir mit dem Weibchen langsam über Feld und Wiese wandeln? Gebe Gott uns Allen ein hohes Alter und einen freundlichen Nachsommer!

Der Schnitter Sicheln sind lange schon verklungen, das Korn ruht auf der Tenne. Das Feld ist neu umgeackert und saftig grüne Blättchen keimen hervor, steigen rasch heraus und schießen auf und breiten sich zusehends aus — sie wissen es schon, sie haben nicht mehr viel Zeit zu floriren und ihr unterirdisch verborgenes Gut entsprechend auszubilden. Fragt mich nicht nach dem Namen dieser guten, nuzreichen Pflanze; Poeten führen ihn weniger gern im Mund, als die Frucht selber.

Wir kommen zur Wiese. Wie ist das ein gutes Ding. Ein wenig frisch Wasser hat sie in den Früh Sommertagen verlangt, um ihren Durst zu stillen; dafür nun ist sie unerschöpflich an Dankbarkeit. Fast keine Pflanze und keine Blume gibt es im Lande, die sie nicht gehegt und getragen hätte auf ihrer frischen grünen Matte. Wie oft hat der Poet ihre Maßliebchen und Dotterblümchen und Bergißmeinnichte besungen, und gar die Thautropfen, die daran hingen. Da kam die Sense und schnitt Alles

nieder, und die besungenen Wesen liegen in der Scheune und heißen Heu. Da hat es die gute Wiese noch einmal versucht, einen neuen Frühling aufzurichten — sind aber die Grillen und Heuschrecken schon da, und schließlich kommt gar der Hirt mit seiner Heerde; da ist es aus. Es ist ein guter Schmaus auf dem grünen Tisch für Pferde und Rinder; schier besser, als auf den Almten, von denen sie nun niedergezogen sind, weil oben schon täglich der Schnee droht. Und der Hirt trägt behende Reifig und dürres Geäste zusammen — bald lodert das Feuer, daß es eine Freude ist. Thut der Bursche runde Dingelchen aus dem Sack, schiebt sie in die Gluth. Fragt das herantrottende Weibchen: „Bub, sag' mir, wo hast denn Du die Erdäpfeln her?“

Wird der Knabe roth wie das Feuer. „Die Erdäpfeln die . . . die . . . hab' ich gefunden.“

„Wo denn?“

„Auf der alten Franzmeierin ihren Acker.“

Es ist richtig, der Junge brennt unseres Weibleins Kartoffeln. „Gefegne Dir sie Gott!“ sagt sie; „unser Herrgott wird sie Dir zu keiner Sünd' aufrechnen, aber ein andermal thu's nimmer. Komm' lieber frei zu mir und laß Dir die Erdäpflein schenken.“

„Geschenkte schmecken nicht“ — schreit kecklich der Hirt — „gesundene thun's besser, und da ist das Salz auch schon dabei.“ Aehnlich, glaube ich, lautet auch das Sprichwort.

Dort, wo der Schatten des Waldsaumes auf die Wiese hinfällt, liegt das matte Silber des Reifes; der brennt die letzten Schafgarben und Sternblumen nieder; gar der wackeren Herbstzeitlose thut er weh — Schnee

wäre ihr lieber. Die NÄrrchen all! Da haben sie sich sonst so stolz geschmückt mit den Perlenketten des Thaues — nun brennt sie das in's Herz hinein. Dort auf dem Hügelchen steht ein Preiselbeerstrauch; der hat gut lachen; niemalsen hat ihm der Wind die Pracht einer Perlenkette gebildet, dafür steht er jetzt trocken und braucht sich nicht brennen zu lassen von den gefrorenen Tropfen und von dem bösen Gewissen. Und dieser Strauch, nicht angekränkt von des Meises Blässe, bleibt frisch und grün und weiß unter der Schneedecke seine köstliche Frucht zu bewahren für die nächsten Maien. Alt Mütterchen kann sich ganz gut erinnern, daß es als zehnjährig Kind auf diesem Platz im Frühjahr, als der Schnee wegging, Preiselbeeren gepflückt hatte.

Nun geht gut Weibchen in den Wald hinein. Ist schon lange her, seit sie im Walde gewesen — dazumal als sie ihren Enkel bis zu demselben begleitet, da er in die Fremde zog. Ist so seltsam heutzutage, die jungen Leute wollen nimmer daheim bleiben; vor Zeiten kamen sie vom Tisch bis zum Ofen, heute gehen sie nach Amerika. Aus Brasilien hat er seither geschrieben; sieben Wochen lang ist der Brief gegangen.

Im Walde setzt sich das Mütterchen auf einen Stein. Die Nadelhölzer sind dunkelbraun, die Laubbäume gelb oder roth. In den Wäldern — hat einmal ein Mann des Waldes gesagt — in den Wäldern ist der Herbst buntfarbiger und fast lieblicher, als der Lenz. Der Frühling ist ein übermüthiges Gligern und Schillern, Singen und Sauchzen allerwege; der Nachsommer hingegen ist wie ein stiller, feierlicher Sonntag. Da horcht und gehört nichts mehr der Erde; da lauscht Alles ahnungsvoll dem Himmel, und der

Athem Gottes säuselt stimmungsvolle Lieder durch die gold'nen Saiten der milden Sonne. Haben nur erst die Morgennebel sich gelöst, so sind alle Wolken aufgezogen und der Himmel ist wundersam hell und rein. Die Natur, selbst ein betagtes Weiblein geworden, spiunt an unsichtbaren Fäden und nickt dabei ein.

Hoch oben in der Buchenkrone löset sich ein müdes Blättchen los, sinkt nieder von Ast zu Ast und tänzelt an zarten, schillernden Spinnfäden vorüber und hernieder auf den kühlen, schattigen Grund. — Das Mütterchen schrickt auf — ist's ein Brieflein aus Amerika? . . .

Und während das Großmutterherz im stillen heimlichen Walde des Enkels gedenkt, ringt dieser im heißen Brasilien ruhelos den Kampf um das Gold. Mütterchen würde den herben, bärtigen, sonnenverbraunten Mann nicht mehr erkennen. Du armer, fried- und glückloser Goldgräber draußen, hättest du das Goldherz daheim lieber niemals verlassen!

Ei, siehe, dort in den Büschen huscht ein Jägermann, weicht dem alten Weiblein richtig aus. Das war vor fünfzig Jahren ganz anders. Ging das Mädchen durch den Wald, um Brombeeren zu sammeln, wich ihm kein Jägermann aus — kein einziger. Im Gegentheile. Und doch oder gerade deswegen bedeutete es schon damals Glück für Hasen und Hirschen, wenn schön Klärchen dem Jäger begegnete.

So ändern sich die Zeiten und — die Jägerleute.

Großmütterchen will es nicht recht glauben, daß sie schon so alt ist, und doch träumt sie von vergangenen Tagen und nicht von zukünftigen. Die Jahre thun es nicht immer, die sind ein schlechter Kalender; wollen wir

wissen, ob unser Herz noch jugendlich ist oder schon betagt, so haben wir nur darauf zu achten, ob wir in stillen Stunden von der Zukunft träumen oder von der Vergangenheit.

Großmütterchen nimmt es nicht wahr, daß die Schatten der Bäume sich strecken. Es ist auch gar so friedsam und still, nur eine späte Hummel läutet vorüber — läutet die Abendglocke.

Endlich liegt nur mehr auf den höchsten Wipfeln das Sonnengold, aber der Gesichtskreis ist so unendlich klar und rein, und am Waldhang zählt man jeden Baum und an der fernen Felswand jede Ritze, und irr' ich nicht, sogar ein Rudel Gamsen.

Es ist ein stiller, fast wehsamer Feierabend des Nachsommers. Noch heben auf dem Boden gelbe Laubblätter zu hüpfen an — es ist zu spät, sie entkommen dem Verhängniß nimmer. In der Nacht webt es sich frostig und schwer über das Bergland, und am Morgen, da liegt Schnee auf der Waldwiese und auf allem Gewipfel und Geäste der Bäume.

Ei, siehe doch, wie wunderbar; jetzt sitzt das alte Weiblein vom Franzmeierhof noch im Walde auf dem Stein. Es hat ein weißes Mäntelchen über den Achseln, es hat ein weißes Häubchen auf dem Haupte.

Vorbei mit dem Nachsommer. Leute kommen und tragen die Entschlafene dem Kirchhofe zu.

Ueber die Wasser schiffet ein Blatt Papier, zieht gegen die heißen Zonen Südamerika's. Einem Manne gibt es Nachricht vom fernen Daheim: Großmutter sei todt gefunden worden im Walde. Kaum eine einzige Thräne zittert an der rauhen Wange, und schon ist sie aufgesogen

von der Sonnengluth. Gold und Gold! eines ganzen Lebens schöner Preis. O drückende, verzehrende Hochsommergluth der Rammonsjagd, du tödtest das Menschenherz, ehe noch die leidenschaftslosen Tage des Nachsommers blauen.

Da gehe ich lieber mit dem armen alten Weiblein in den Wald und spinne mit der Natur Träume von Lenz und Jugend — so schlummert sich's am besten hinüber.

Das Wintereinläuten.

„Barthelmei ist der Sommer vorbei!“ sagt der Bergländer, und vergönnt sich auf diesen weisen Spruch einen doppelten Zug aus seiner Pfeife. Am Tage des heiligen Bartholomä feiert er den Anfang des Herbstes.

Wie es in der Legende steht, ist er lebendig geschunden worden, der heilige Bartholomä. Darum hat der blutarme, viel geplagte und steuerüberladene Bergländer diesen heiligen Schicksals-Genossen zu seinem Lieblingspatron erwählt.

Ist ein guter Mann, der heilige Bartholomä. Die unausstehlich langen Tage zwickt er ein wenig ab und legt das abgezwickte Stück der Nacht zu. Das taugt den Leuten, die sich ihre harten Arbeitsstunden von der Sonne müssen vorschreiben lassen und nicht von der Uhr.

Zu Bartholomä sind die Flitterwochen der Sonne mit der Erde zur Reige, ihre glühende Liebe hat ausgebrannt, das Verhältniß wird ein kühleres. Die Hundstage sind aorüber; die gefährlichen Märzennebel, die nach hundert Tagen gewitterschwer losbrechen, längst verpufft; die Donnerkeile sind zum größten Theile verschleudert für ein ganzes Jahr. Die Luft weht aus den Alpen; die Blätter

der Eschen und Ahorne und Buchen werden falb, und die halbblahmen Hummeln machen sich an die verspäteten Herbstblumen und Nesselgesträuche. Den Vögeln ist die Lust zum Singen vergangen, sie halten Umschau in alten hohlen Bäumen. Die Schwalben versammeln sich auf dem Kirchturmdache und kreisen mitsammen noch mehrmals laut zwitschernd über dem Dorfe, und plötzlich sind sie nicht mehr da und die Kage erklimmt umsonst das Dachgesimse und schießt verdrießlich in das leere Nest. In der Gegend wird es still; die Sonne zieht träge; es wächst nichts auf, es fällt nichts ab. Es ist, als habe der liebe Gott vergessen, die Welt aufzuziehen, da will sie stehen bleiben. — Ja, die Zeit spann Herbstfäden und ist beim Rocken eingeschlafen, hat einmal Einer gesagt.

Es wird aber doch anders, der Sommer mit seinen Rosen, mit seinem Blühen, mit seinem Blühen und Glühen ist dahin; es naht die kalte, trübe, winterliche Zeit.

Darob grämt sich nun die Wiese und das Feld die lange, frostige Nacht hindurch, und am Morgen, wenn die Sonne aufgeht, legt keines mehr den funkelnden Diamantenschmuck des Thaues an — grau sind alle Halme und Blätter geworden über Nacht, grau vor Gram und Kälte. Auf den Wiesen und Haidegründen liegt der Reif.

Und über die Felsenhöhen schieben sich graue, feuchte Nebel und es ist kein einziger Bliß mehr verborgen in dem schweren unendlichen Gewölke des Himmels.

Selbst das einsame Haserfeld, gestern noch grünlich und von keinem Schnitter beachtet, hat sich über Nacht gebleicht und wartet nun der Sichel und sehnt sich nach der schützenden Scheune.

Aber das Kornfeld bleibt am ersten Herbsttag vereinsamt. „Sichel zu Bartholomä thut dem Wehlsack weh“, sagt der Bauer und nimmt sich wieder einen doppelten Zug aus der Pfeife und läßt das Korn auf dem Felde, wie es Gott erschaffen hat, und hält Feiertag mit seinem Gesinde.

So ganz Feiertag eigentlich nicht. Ein gut Stück Arbeit ist heute zu verrichten. Den kräftigen Knechten liegt es ob, den Herbst einzuschmalzen, den Winter einzuläuten.

Es ist eine alte Sitte, man weiß ihren Ursprung kaum; haben sie den Wolken das Rollen und Krachen und Hallen abgelaußt, und wollen sie es zu ihrer Ehre fortsetzen in herbstlicher Zeit, da die Donner des Hochsommers verstummt sind? — Oder wollen sie mit den Riesenpeitschen die bösen Geister vertreiben aus den Lüften, damit der Spätsommer vor ihrem schädlichen Wirken verschont sei?

Heute keines von beiden mehr; in den wenigen Gegenden der Alpen, wo das „Schmalzen“ doch noch im Schwunge ist, geschieht es der Lust und der Unterhaltung und des „Hallodrias“ wegen. Das ganze Haus ist auf, und die Alten schmunzeln und die Kinder jubeln, wenn die „Schmalzgeißeln“ aus der Hinterkammer hervorgeholt und zubereitet werden.

Die Schmalzgeißel ist eine riesige Peitsche aus Hanfgarn, welche an einem Ende, das an dem kurzen, derben Stiele hängt, oft die Dicke von zwei Zoll hat, sich aber weiter hinaus immer verkleinert und am andern, ganz dünnen Ende mit einer Seidenfranse ausläuft. Diese Peitsche ist nicht selten mehrere Klafter lang, und damit

sie auch die dem Zwecke entsprechende Schwere hat, wird sie reichlich mit Harz überzogen. Mancher Bursche läßt das Tabakrauchen bleiben, damit er sich eine Schnalzgeißel kaufen kann. Und wenn der Bauer zur Aufdingzeit von seinem neuen Knecht zu wissen verlangt, wie schwer dessen Schnalzgeißel ist, so fragt er eigentlich nach nichts Anderem, als nach dem Kraftmaße seines künftigen Arbeiters. Und ist ein Junge so weit gediehen, daß er eine ordentliche Schnalzgeißel zu handhaben vermag, so wird er nicht bloß dem Arbeitgeber interessant, sondern auch dem Weibervolke.

Nun trachten wir, daß wir das Spiel selbst sehen. Hier ist weiches Gras und der Schatten eines Kirchbaumes darüber; der gastliche Lannhuberhof ist nicht weit, hier wollen wir uns ein wenig niederlassen, und den drei Burschen zusehen, die dort gegen die Anhöhe emporsteigen und sich auf derselben in einer gewissen Entfernung von einander aufstellen.

Jeder hat eine Schnalzgeißel in der Hand; die kleinste trägt der Halterbub, die größte handhabet der Großknecht. Dieser hebt an. Er faßt den derben Stiel fest in seine beiden Hände und beginnt ihn zu schwingen. Die Geißel hebt sich in langsamen Schlangendrehungen vom Boden — ein paar Windungen, ein paar Kreise in der Luft über dem Haupte, noch eine Schwingung des Handstabes und ein pistolenschußähnlicher Knall entfährt dem Seile und hallt hundertfach in den Bergen.

Das ist das erste Zeichen. Das ist der Peitschenhieb auf den Rücken des fliehenden Sommers.

Noch ein zweiter Knall, daß wieder die Wälder gellen und die Felsen; und das ist der Gruß an den Herbst, an den Winter.

Hierauf rüsten sich auch die übrigen Burschen, und das Schnalzen beginnt.

Den Anfang macht der Halterbub mit der kleinsten Geißel, dieselbe gibt den hochtönigsten Knall. Nun fällt die mittlere ein und endlich kracht die des Grobknechtes dazu. So knattert es nun in langsamem, gleichmäßigem Takte, eine Art Glockenspiel, oft mehrere Minuten lang in Einem fort, und dazwischen rauscht und vertreibt sich der hundertstimmige Wiederhall von den Wäldern und Felswänden — wunderbar zu hören.

Wie sagt der Schriftgelehrte Tannhuber, der artig sein Sammtkappchen lüftend sich zu uns ins Grüne setzt?

„Das sind die Glocken des Pflanzenreiches“, sagt er, während die Schnalzgeißeln knallen. Und nachdem das „Bot“ (die Partie) zu Ende ist und gar auch die Burschen lächelnd und sich den Schweiß trocknend zu uns herantreten, fragt der Tannhuber: „Wißt ihr das von den Glocken des Pflanzenreiches? Nicht? nun seht, das muß ich euch erzählen. — Da hat das übermüthige Mineralreich einmal zum Pflanzenreiche gesagt: Schäme Dich, Du hast nicht einmal Glocken zu einem ordentlichen Festgeläute. Ja, ja, Deine Glockenblumen! was nützt mich das Dufsten, wenn sie nicht klingen, wie mein Metall auf dem Thurme! — Das hat das Pflanzenreich gar sehr verdrossen, und da hat es zum Hans gesagt: Du Hans, diene nicht mehr dem übermüthigen Metall als Glockenstrick; werde lieber selbst ein Schwengel und schlage an die liebe Gottesluft, das wird auch klingen und hallen und das Menschenherz erfreuen! — Seht ihr, und seitdem läutet der Strick und die Glocke mag schweigen auf dem Thurme und sich grämen.“

Da schauen sich die Burschen einander an: wie der Tannhuber so eine Sach auslegen kann! Ja 's ist richtig so, die Schnalzgeißel, das ist der Schwentel aus Hanf.

Aber nicht bloß am Tage des heiligen Bartholomä allein wird geschnalzt; durch den ganzen Herbst hin geht es fort, bis der erste Schnee fällt. An Sonnabenden und in den heiteren Nächten der Sonntage rotten sich die Burschen der Gegend zusammen und schwingen ihre Peitschen und knallen, daß der gute Mond nur so zwinkert mit den Augen. Da werden die Grillen noch einmal wach im Grase, und gar den Sternschnuppen gefällt das lustige Treiben und sie hüpfen vom Himmel nieder gegen die Erde. Das Schnalzen wird in solchen Nächten unterbrochen von heiteren Liedern, von Ringen und Springen und anderen possirlichen Spielen. Und da trägt es sich unter Anderem auch zu, daß ein oder der andere Bursche plötzlich abhanden kommt; er wird gerufen, gesucht, aber nicht gefunden. Ja, der ist gegangen und hat sich ein anderes Schnalzen bestellt. Am mondglitzernden Fensterchen klopft er in nächtlicher Weil: „Dirndl! Dirndl! paß auf, dein Schnalzer ist da!“

Es müßte mit üblen Dingen zugehen, wenn sich jetzt das Mädchen nicht ein wenig wollte erheben von seinem Polster, um das Fensterchen zu untersuchen, ob nicht der Wind durchbläst. Ja freilich bläst er durch und da ist so eine Scheibe ja hell überflüssig. Es schnalzt — schnalzt ein Küßchen.

Und das, o lieber Gott, hast du gut eingerichtet, daß das Schnalzen so eines Küßchens nicht wiederhallt in den Wäldern und in den Felswänden — denn der Hausherr hat auch eine Geißel von jähem Hanf an seinem

Bette lehnen, aber die ist nicht eingerichtet für die alte Sitte des Herbstschmalzens, die versteht nur zu tanzen auf den unglückseligen Rücken Solcher, die minnig zur nächtlichen Weil' an ein Fensterlein klopfen. Ja das leidige Schmalzen mit dem Munde, das böse Läuten mit dem Armenfünderglöcklein des Herzens, das ist kein frommer Gebrauch zur Vertreibung der bösen Geister in der Luft, nein, das ist eine heidnische Sitte, die nicht so sehr im Herbst, als fürnehmlich im Frühlinge des menschlichen Lebens geübt wird.

Wir enden unsere kurze Betrachtung, neiden Keinem das Schmalzen mit dem Hanffeil und Keinem das Schmalzen mit dem Munde — seien es Frühlings- oder Herbstspiele — früh genug kommt für Jeden der erste Schnee!

Armenbrod.

Ein spätherbstliches Allerheiligenbild.

Sie ist müde geworden, sie schlummert. Einen schönen langen Tag hat sie gelebt, einen grünenden Morgen, einen blühenden Mittag, einen reichen, fruchtvollen Abend. Jetzt schläft sie und träumt von dem schönen vergangenen Tag, und auf der Haide winken die entlaubten Aeste, daß der Schnee kommen möge mit dichter, weicher Decke — es sei so kalt. O, warte noch ein wenig und siehe, wie der stille, feuchte Nebel fleißig webt; die Winterdecke wird bald fertig sein.

Schlafe wohl, du liebe, holde Sommernatur, du bist ohne Sorgen geborgen; du streckest dereinst neu, jung und

frisch deine Glieder, guckst mit hellen Augen in die Welt hinein und lächelst. Allein — ich weiß Leute, arme Leute — sollte lieber nicht von ihnen reden, aber sie huschen allweg vor meinen Augen umher, und sie sind blaß und tiefäugig, und sie mögen nicht lange auf einem Flecke stillstehen, denn der Spätherbstreif brennt sie in ihre schuhelosen Füße. Sie schauern vor dem scharfen Winde und sie können ihren Mantel nicht gegen den Wind drehen, denn sie haben keinen Mantel. Sie eilen herum und wollen noch ernten, ehe der Schnee kommt, aber sie haben nicht gesäet; — sie konnten nicht säen, sie haben keinen Acker. Nur die Luft haben sie mit allen Menschen gemeinsam, die kalte Luft, aber kein Holz, sie zu erwärmen.

Arme Leute — reiche Leute! Das ist eine schlecht eingerichtete Welt. Den Gott erst bete ich an, der eine Welt voll glücklicher Leute erschaffen wird.

In Steiermark gibt es ein Volkslied, das arme Leute — wenn der Winter naht — gerne singen; reiche Leute aber ungerne hören.

Das Häusl im Oberland.

Es war ein Häusl im Oberland,
 Maria Mutter Gottes war auch wohl bekannt.
 Da war ein armes Weib
 Mit ihren drei Kindelein;
 Groß Hungersnoth mußten sie leiden!

Sie nahm ihre Kinder wohl unter die Händ'
 Und ging zu ihrem Bruder wohl unter die Bänd':
 „Bruder bist duheim?
 Ich hätt' dich gebeten um ein klein Laiblein Brot,
 Für mich und für meine drei Kinderlein roth!“

Die Schwägerin beim Fenster 'raus schaut:
 „Mein Mann, der ist heut nicht zu Haus;

Er ist früh ausg'fahren;
 Du hast mich gebeten um ein klein Laiblein Brot,
 Das kann ich dir auch wohl versagen!"

„Und wenn du versagst mir ein klein Laiblein Brot,
 So thu' ich mir selber den bitteren Tod!"
 Das kleinste Knäblein stand ihr daneben:
 „Ihr dürft mir kein' Bissen Brot mehr geben,
 Groß Hungerstnoth will ich leiden,
 Bis der liebe Gott vom Himmel kommt
 Und thut mir das Leben abschneiden!"

Als der Bauer vom Acker heimführt,
 Der Fisch, der war ihm schön geziert,
 Die erst Schnitten Brot, die er herabschnitt —
 Das Blut thät gegen ihn spritzen!

„O Mann, du grimm' dich nicht so sehr,
 Das geht von wegen der Schwester her;
 Wenn ein armer Mensch um ein Almosen bitt',
 Wohl fleißig soll man ihm's reichen!"

Der Bauer nimmt Brot wohl unter die Händ,
 Und geht zu seiner Schwester wohl unter die Wänd;
 „Schwester, bist daheim?
 Ich hätt' dir gebracht ein klein Laiblein Brot,
 Für dich und für deine drei Kindlein roth!"

Das kleinste Knäblein beim Fenster 'raus schaut:
 „Die Mutter ist heut nicht zu Haus";
 Sie ist früh ausgegangen;
 Sie und meine ältesten Brüder allzwei,
 Dort drin hängen s' auf der Stangen!"

So lautet das Lied. Es schneidet wohl tief ins Herz,
 wenn es von welken, hungernden Lippen gesungen wird.
 Und der reiche Mann fährt sich zuerst über die Stirne und
 denkt: Man muß doch, man muß doch, so lang's noch
 früh genug ist.

Und dann greift er in den Sack oder in die Korn-
 kammer, oder in den Brotkorb.

Im steierischen Oberlande herrscht eine Sitte, vielleicht
 der zahlreichen alten Sitten beste. Im steierischen Oberlande

kommt im Spätherbste, wenn die Natur ihre Gaben vertheilt hat, der Arme zum Wohlhabenden und bringt einen leeren Sack mit. Da wird das Fest aller Heiligen auch zum Feste aller Armen. Es ist erfreulich zu erzählen.

Schon ein paar Tage vor dem Allerheiligensfeste geht ein sonderlicher Geist durch Haus und Hof. Es ist ein eigen Leben und Bewegen. Die Mühle liefert Mehl, die Vorrathskammer gibt Schmalz und Fleisch und im großen Backofen lodert eine halbe Klafter Holz, und jedes Haus schaut aus, wie eine große Bäckerei. Der Bauer streicht durch die Kornkammer, die Bäuerin herrscht in der Küche mit besonderer Würde über die Mägde, und schafft selbst wacker mit am Kneten und Backen, und der Bissen des neuen Brotes, welchen sie zur Probe verzehrt, ist wohl der einzige im ganzen Tag. Ihr Herz ist gesättigt vom Brote, das Andere essen werden.

Mehrere hundert Brotlaibe werden gebacken und bereitet zum Vertheilen. Selbst der dürftige Landmann bereitet solch ein Brot, oder bestimmt Gemüse oder Obst für die Armen — ja, nicht allzufelten mehr, als der Reiche, der es nicht so genau weiß, wie es einem Hungernden zu Muthe ist.

Am Vorabende des Allerheiligensfestes nun ziehen die Armen in ganzen Familien schaarenweise von Haus zu Haus, von Ort zu Ort, und Jedes hat seinen Sack oder seinen Korb. Und der Knabe, der unter den Füßen einherzappelt, und selbst das Kind, das die Mutter am Rücken schleppt, trägt sein Säckchen, sein Körbchen. Sie kommen ans Haus, sie stehen an der Thürschwelle, sie grüßen

mit dem vielstimmigen Rufe: „Bitt gar schön um einen Allerheiligensstrikel!“

Da wird getheilt, und Jedes bekommt sein Laibchen — das Kind, wie der Mann.

Ist Gottes Segen gewesen im Hofe, und hat die Hausfrau im letzten Jahre hindurch viel Butter und Schmalz gewonnen auf der Alm, so opfert sie nicht den Göttern, sondern ihren armen Brüdern und Schwersten. Sie ladet die „Strifelsammler“ zu ihrem Tische und setzt Sterz und Schmalzmus vor. Die Leutchen lassen sich's schmecken. Gott gesegne ihnen den fetten Bissen, sie haben ihn des Jahres nur einmal.

Es bleibt kein Stäubchen und kein Tröpfchen in der Schlüssel; nun legen sie die Hände an den Rand und sagen den Segenspruch:

„Schmalzkochbäurin, wir wünschen dir
Glück und Segen für deine Küch,
Glück und Segen für Haus und Stall
Und für deine Hühner und Rinder all!
Vergelt's Gott, Schmalzkochbäurin!

Das ist ein alter, kräftiger Spruch, der bleibt hängen in der Luft und bringt Gedeihen.

„Vergelt's Gott Allerheiligen!“ rufen sie nochmals und ziehen ab, ziehen zur nächsten Thür. Es ist eine Freudigkeit in den armen Leuten; die Säcke und Körbe werden schwer, geben viel zu schnaufen, aber das Herz jauchzt auf und der Magen darf sich neuen Hoffnungen hingeben für die Zukunft.

Der Bauer reicht dieses Almosen gerne, und je mehr „Allerheiligensstrifelsammler“ theilhaft werden können, desto freudiger leuchtet sein Auge. Selbst der „Knicker“, der

Bucherer gibt diese Gabe fröhlich, denn es herrscht der Glaube, daß eine große Anzahl Heiligenstrißelsammler die Vorboten eines reichgesegneten Jahres seien. Jedes „Bergelsgott Allerheiligen“ — sagt der Landmann — ist für das Kornfeld mehr werth, als eine Fuhr Dünge.

O, rüttelt mir an diesem Glauben nicht, ihr Volksaufklärer; er nährt mehr Arme, als euere Weisheit auf hohem Roß.

Es geschieht zuweilen, daß aus Mangel an Sammlern von dem reichen Vorrathe etwas übrig bleibt, oder gar, daß wegen Mißliebigkeit eines Bauers dessen Haus übergangen wird. Das ist ein Schlag, eine Wehde; das verdirbt dem betreffenden Bauern allen Appetit an dem stattlichen Mahle, das er sich und den Seinen an diesem Tage vorsetzen läßt.

Ja, der Glaube an dem Segen des Allerheiligen- Almosens geht in manchen Gegenden so weit, daß der Bauer selbst, und wäre er auch wohlhabend, mit Weib und Kind zu den Thoren der Nachbarhöfe geht und um den Strißel bittet. Gegenseitig betteln sie sich an und reichen sich die beanspruchten Strißel; wenn sie auch darüber lachen, aber das Almosenbrot nehmen sie doch und tragen es heim und halten es in Ehrn.

Es steckt ein tiefer Sinn in dieser Sitte. Jeder Reiche sollt' es wissen, wie Bettelbrot schmeckt, auf daß ihm sein Hauskuchen um so besser munde und auf daß er Armen lieber von diesem Kuchen reiche.

So bringt der Allerheiligenstrißel Segen für Geber und Nehmer.

Aber nicht bloß für Fremde, häßt die Hausfrau Brot, auch das Hausgesinde, jeder Dienstbote bekommt an diesem

Lage extra einen Laib, mit dem er machen kann, was er will. Wie manch' junge Magd hat einen alten Vetter, wie manch' braver Knecht eine kranke Mutter, da hat das Brot Anverth.

Das junge Volk aber treibt mit dem „Allerheiligenstrißel“ gerne was ganz Besonderes. Da ist ein Mägblein, das bereits anfängt zu ahnen, wo Bartel den Most holt. Dem hat geträumt, der Bartel-Bub vom Nachbarnshofe brächte den Most zu ihm, dem Mägblein, und dieses gebe den Laib Allerheiligenbrot dazu und so wären sie Beide fröhlich beim Schmause. — Ja, so hat dem Mägblein geträumt hat den Laib wohl sorgsam verwahrt in seinem kleinen Schranke, wo die Sonntagskleider liegen und die neuen Paar Schuhe stehen. Und als einmal der junge, frische Bartel-Bub kommt, bittet ihn das Mägblein, daß er, in die neuen Schuhe Sohlennägel schlage, und auf einmal, wie er just fleißig im Nageln ist, fragt es: „Bartel-Bub, bist Du etwan hungrig?“

„Just mögen thu' ich schon was“, — sagt der Bartelbub.

Da gibt es ihm den Allerheiligenstrißel vor, und wird ganz roth dabei; und er greift an, und schnappt seinen Taschenteufel auf, und zieht mit der Spitze ein Kreuz über den Laib, daß der recht ausgeben mag, und schneidet sich ein gut Stück herab; und wie er nun Laib und Messer hinlegt, ist er selber glühroth im Gesicht und getraut sich sein Auge völlig nicht mehr hinzuwenden zum Mägblein.

Der Allerheiligenstrißel ist angeschnitten — das Mägblein und der Bartelbub sind verlobt, ohne daß sie ein Wort davon gesprochen haben. Das Hingeben und Angänzen des Allerheiligenstrißels bedeutet es. Das Mägblein und der Bub halten jetzt zusammen, genießen

mitsammen den Strizel, bis er gar wird und bis das nächste Jahr wieder einen neuen bringt. — Dann, wenn die Sachen glatt gehen, so heiraten sie zusammen; sind sie aber zu arm zum Heiraten, und die Gemeinde will so eine Familie nicht erhalten — auch recht, so bleiben sie, wie sie sind. Aber das Mägdelein läßt sein Lebtag keinen Andern mehr zum Strizel ein, als den Bartel-Buben. Und der macht stets fromm sein Kreuz darüber. Und kommt dereinstmalen die Zeit, daß er das harte Brot nicht mehr vermag zu beißen, und ist auch kein Most mehr da, so weiß das Mägdelein, wenn es auch schon siebzig Jahre zählt, den frischen Brunnen, und Wasser weicht das Brot, und Wasser ist ein gesundes Trinken.... O, gesegne euch Gott, ihr Leutchen, euer armes, enthaltames Leben! 's ist Spätherbst, und der feuchte Nebel spinnt die sanfte Decke — geht, Leutchen, wie die liebe Sommernatur zur stillen Ruh'.

Und wenn — was man schon nicht wissen kann — ihr dereinstmalen zum neuen Frühling wieder auf dieser Welt erwachet, so nehmt Euch in Acht, daß ihr keine armen Dienstleute mehr werdet, die nichts miteinander können theilen und genießen als das herbe Armenbrot.

Allerheiligen und Allerseelen.

Zu Anfang des Monats November, wenn die Fröste schneiden, wenn die finsternen Nebel lagern über Wald und Thal und wenn die langen stürmischen Nächte hausen und immerfort noch wachsen, als wollten sie uns armen Sterblichen das Beste, was wir haben, das liebe Tageslicht ent-

rücken ganz und gar — zu dieser Zeit enthüllt uns die Kirche zwei wundersame Bilder aus der andern Welt.

So wie Johannes, des Herrn Liebling, sehen wir den Himmel offen, sehen Gott auf einem Thron, von vier und zwanzig Ältesten umgeben, sehen den Stier und den Löwen und den Adler und das Lamm. Und wir sehen eine große Schaar, die Niemand zählen kann, aus allen Nationen, Völkern, Stämmen und Sprachen, angethan in weißen Kleidern und mit Palmen in den Händen.

Das sind die Auserwählten, die Seligen. Auch Bekannte und Verwandte von uns mögen dabei sein. So zum mindesten hat es mir meine Großmutter einst beim herbsthlichen Späneklieben oder beim Kürbenschälen erzählt.

„Ja mein Bübel!“ sagte sie, „im Himmel oben da ist eine großmächtige Kirche und da sitzen die Heiligen in ihren Stühlen — aber sie duseln nicht ein — und die Engelein, die thun Musik machen und der lieb' Herrgott thut selber Mess lesen; predigen aber thun die Blutzengen und Beicht hören die Beichtiger.“

Ich unterbrach die Großmutter: „Beicht hören? Wer sündigt denn da oben noch?“

„Schwäze nicht dazwischen! Wer sagt denn vom Sündigen was? Meinst Du, es sind nicht lauter gute Christen, die auf das Beichten was halten? — Und jetzt merke weiter! Neben der Kirche steht ein großes Haus — ist aber kein Births Haus — ist der Himmelsaal. Da drinn sehen sie sich nachher des Abends zusammen und und essen und trinken was. Und die Engelein fliegen umher und zünden die Lichter an und die Lichter, mein Bübel, die können wir sehen bei der Nacht, wenn keine Wolken sind. — Und die Heiligen haben lauter goldene Röcke an, ja,

und der lahme Bettelmann, der leztlich gestorben, ist auch dabei und der sitzt ganz voran an der Seite unserer lieben Frauen, weil er alle Tag fleißig die Frauenlitanei gebetet hat. Und alle Heiligen erweisen ihm Lieb und hohe Ehren, weil er auf dieser Welt so arm und verachtet und elendiglich ist gewesen. Und der heilige David spielt ihm extra auf der Harse was vor und die heilige Rosalia macht ihm die Beine wieder frisch und gesund, daß er rechtschaffen tanzen mag . . .“

So ist im einfältigen Gemüthe der Himmel gebaut.

Als aber der Pfarrer einmal gepredigt, im Himmel gebe es nichts als lauter Anbetung Gottes, da hatte er sich sehr empfindlich geschadet. — „Allerweil singen und beten!“ rief der Dachschuster, „der tausend mosthosen, das muß eine saubere Unterhaltung sein! Na, wenn ich am Sonntagsnachmittag nicht ein bißle Kugelschießen kann und mein Glasel Most dazu trinken, so pfeif ich drauf!“

Hoffen wir indeß, es wird Jeder das Seine dort finden. Einstweilen sperrt Sanct Peter die Himmelthür wieder zu, denn das Fest aller Heiligen ist zu Ende. Uns flimmert es noch eine Weile vor den Augen; wir wollen uns denn in Gottesnamen dieweilen noch resignirt auf unsern irdischen Strohsack legen. — Da heben jählings alle Glocken an zu klingen.

Feuer! Aus dem Fegfeuer schlagen die Flammen hervor. Wer hat, um Gotteswillen, die Thür offen gelassen?

Die Thür, liebes Kind, hat ein heiliger Engel geöffnet. Denn ein einziger Tag geht auf im Jahre, an welchem die Seelen im Fegfeuer von ihrer Pein befreit sind. Und da ziehen sie aus ihren schrecklichen Flammengründen hervor und da kehrt manche Mutter zurück auf die Erde zu ihrem

Kinde, das in Lust und in Freuden lebt und seiner Gebärerin längst vergessen hat. Und mancher Ehegatte kriecht aus, der Gluth und sucht seine noch lebende Gattin auf, die vor wenigen Jahren an seiner Bahre ihm ewige Treue geschworen, heute an der Seite eines Andern flankirt. Und da naht ein Jüngling und klopft an des Liebchens Fenster, wo er einst so oft und nicht immer vergebens um verbotene Freuden bat.

Und so kehren sie alle die Todten in dieser Nacht zu ihren Angehörigen zurück und bitten um Gebeten, um ein Almosen, um ein Vaterunser, um eine heilige Messe. Und sie bitten so kläglich und wollen nicht mehr zurück in die Feuerqual, die nach verflossenen vierundzwanzig Stunden wieder beginnt.

Davon nun das Hochen und Klöpfeln an Thüren und Fenster, das Winseln und Weinen, wie es in dieser Allerseelenacht von so Vielen noch gehört wird.

In einigen Gegenden der oberen Enns und wahrscheinlich weiter gegen Salzburg und Tirol hin herrscht heute noch die Sitte der „Armenseelenbegastung“.

Da stellt z. B. die mitleidige Hausmutter am Vorabende Allerseelen ein Lichtlein auf den Stubentisch, damit die zusprechenden Seelen eine Leuchte hätten und allenfalls mit dem Lampenöle ihre bösen Brandwunden einschmieren möchten. Oder die Hausmutter heizt den Stubenofen wacker, denn unter den armen Seelen gibt es auch solche, die an der „kalten Pein“ leiden und sich gerne einmal ein wenig auf die Ofenbank setzen, um auf ein paar Stündchen des leidigen Sähneklapperns los zu werden.

Ferner schließt die umsichtige Hausmutter ganz richtig, daß die armen „Hascher“ bei wiederkehrendem Wohlbefinden

auch Appetit verspüren müssen; sie stellt also eine Pfanne ihrer neugebackenen Allerheiligentuchen auf den Tisch und auch einen großen Milchtopf dazu. — Ihr lächelt, aber ich sage Euch, des anderen Morgens fehlt ein guter Theil der Kuchen und der Milch. Und könnté die Hauskaze nur reden, sie hat die Nacht über zufällig in der Stube ihr Mausen gehabt und hat die tafelnden Geister wohl mit eigenen Augen gesehen.

Es gibt ferner noch andere Rücksichten und Aufmerksamkeiten, die an diesem Tage den armen Seelen zugewendet werden. Besonders fromme, ältliche Jungfrauen sind es, die hierin Rührendes leisten. Da wird keine Thür und kein Thor etwan gewaltsam zugeschlagen, aus Furcht, eine arme Seele zu zerquetschen. Da wird kein Messer auf seinem Rücken, kein Mechen mit den Zähnen nach aufwärts liegen gelassen, aus Vorsicht, daß nicht irgend eine arme Seele darüber stolpere, sich rize und schneide. Auch darf an diesem Tage keine leere Pfanne über dem Feuer stehen, damit sich nicht etwa unversehens eine arme Seele dareinsetze und elendiglich verschmoren müsse. Ferner ist es rathsam, keinem Frosche, keiner Kröte u. s. w. etwas zu Leide zu thun, weil man nicht wissen kann, ob nicht denn doch eine arme Seele in Gestalt solcher Thiere sichtbar werde. Manche Sage weiß davon zu berichten.

Wer am Tage Allerseelen die Gräber des Gottesackers öffnen wollte, er würde die Särge leer finden. Es gibt keine Seele im Fegfeuer und keinen Todten auf dem Kirchhof; alles zieht zerstreut in der Welt herum und macht Besuche bei Bekannten und Verwandten. Wenn aber die Stunde der nächsten Mitternacht schlägt, so müssen sie alle zurück ins Grab, resp. in den Gluthofen des Fegfeuers,

um wieder ein langes Jahr hindurch und weiß Gott wie viele lange Jahre noch, der endlichen Erlösung entgegen zu schmachten. Manche aber sind auch im Laufe des Tages durch gute Werke der Thren erlöst worden; solche gehen nun ein in die ewigen Freuden des Herrn.

So der Volksglaube in den Alpen, den nicht bloß alte Lieder und Sagen unterstützen, dem auch durch kirchliche Lehren und religiöse Schriften Vorschub geleistet wird.

In den Städten sind die Friedhöfe nicht für die Todten, sondern für die Lebendigen. Für die Todten gibt es gar nichts mehr. Der Lebendige aber feiert das Andenken an seine Vorfahren und er feiert seine künftige Friedhofsruhe. Für den Lebendigen ist die Pforte des Gottesackers, die Inschrift auf dem Grabmale und das Rosenbeet auf dem Hügel. Der Lebendige empfindet in seinem Gemüthe die Ruhe, wenn er an den Schläfer denkt, der von des Lebens Drangsal erlöst ist. Der Lebendige fühlt das Hinabsinken des Todten, der im Sarge liegt, und der Lebendige hofft für jenen die Auferstehung. Niemand geht unbelohnt über Friedhofserde; diese kühlen Schollen kühlen die Leidenschaften und erwärmen die Herzen, und nicht allein des Todes Frieden steht auf den Hügeln mit Blumen geschrieben, sondern auch des Lebens Werth.

Anderß steht es mit dem Gottesacker im Walddorfe. Der ist öde, ist verlassen, und die hölzernen Kreuze morschen und sinken hin, und die Kesseln wuchern, und die Waldbewohner feiern das Gedenken ihrer Todten in der Kirche oder daheim in der Hütte.

Wohl ziehen sie zu Allerseelen gemeinsam hinaus und tragen die schwarze Fahne mit dem Bildnisse eines Menschengerippes voran und beten Rosenkränze. „für die

armen Seelen im Fegfeuer“. Der Kirchhof liegt heutzutage nicht mehr um die Kirche herum, sondern abseits vom Dorfe — gar am Waldhange. Er ist mit einem bemoosten Bretterzaun umgeben, und die Kreuze sind aus roth angestrichenem Holze, und der Regen hat schon die meisten Inschriften ausgelöscht; ein paar Sährchen früher oder später vergessen, das sei schon all eins. Mitten auf dem Friedhofe steht ein hohes Kreuzbild, das wahrlich durch ein breites Blechdach vor dem Regen. Aber die Sommer Sonne ist auch ein Feind des Friedhofes gewesen, die hat über der Brust des Gekreuzigten einen klaffenden Riß gezogen. Freilich, meint die alte Jungfer Lori, sei das gut, so bringe das Gebet für die armen Seelen um so leichter in unseres Herrgotts Herz hinein.

Lange aber verweilt die Gemeinde nicht auf dem Friedhofe, und sie zündet keine Lichter an. Auf dem einsamen Friedhofe ruht ein trübes Sonnenleuchten, oder es brauen die Spätherbstnebel, und spinnen an der Schneedecke; oder es wogen die ersten Winterstürme über das entlaubte Gestrüppe. Und dort hüpfst ein gelbes Blatt hin über die Hügel, als suche es die Jungfrau, die vor wenigen Monden noch von des Blattes Seite ein Kösslein hat hinweggepflückt. Damals war das Blatt noch grün und die Rose roth und die Jungfrau ein junges, freudiges Leben

Friede sei der öden Todtenstätte draußen am Waldraine!

Der schwarze Lucas war zu Lebzeiten ein Kohlenbrenner gewesen. Er war aber auch sonst schwarz angestrichen. Dem Holzmeister Luger war in einer Nacht ein Ziegenbock gestohlen und in der Nähe von der Köhlerhütte war darauf die Haut und das Eingeweide des gestohlenen

Thieres gefunden worden. So war der Lucas der Dieb. Und wie im Walde schon überall die Lässigkeit herrscht, sie klagten den Köhler nicht an, daß er sich vertheidigen konnte; sie mieden ihn und munkelten das Arg, wo er ging und stand. „Hättet ihr mir meine Hände abgehauen, hättet ihr mir mein Augenlicht genommen, ich hätt' mit den Füßen mein Brod erworben, hätt' mit meinem Herzen die Welt angeschaut. Aber ihr habt mir meine Ehre geraubt — und jetzt ist's mit mir vorbei.“ So hatte der Lucas ausgerufen, aber die Leute sagten: „Mag er sich winden und wenden wie er will, den Ziegenbock hat er doch gestohlen.“ Darüber wurde der arme Lucas närrisch; „die Diebe muß man hängen“, murmelte er und eines Tages fand man ihn kauern an einer Nothföhre und das Band von seinem Kohlentorbe, das am Aste hing, schnitt ihm in den Hals.

Selbstmörder haben sich von jeher ihr Grab selbst gewählt; wo man sie findet, dort werden sie verscharrt. Auch der schwarze Lucas liegt unter den dicken Wurzeln der Föhre.

Nicht gar lange nach des Alten Tod lag ein frommer Kleinhäusler auf dem Sterbelager. Dieser hatte sein Lebtag lang viele heilige Messen gekauft für die armen Seelen, auf daß er die Gnade haben sollte, auf seinem Todtenbette die Beichte abzulegen. Er hatte diese Gnade, bekannte dem Priester, daß er dem Holzmeister Luger einmal einen Ziegenbock gestohlen und denselben im Walde ausgeweidet und in sein Haus getragen habe. Und bald nach Empfang der heiligen Sterbesacramente entschlief der Kleinhäusler in dem Herrn und wurde ehrenvoll begraben mitten auf dem Gottesacker.

Ein Söhnlein hatte der Häusler hinterlassen, das war erst fünf Jahre alt. Es ist nicht zu bestimmen, ob der Knabe von dem Unrecht seines Vaters schon gewußt hatte; aber als Allerseelen kam, da ging das Kind nicht hinaus auf den Gottesacker, wo sein Vater lag. Es führte den Kleinen ja Niemand, er war verwahrlost; über den ersten Schnee hüpfte er hinaus in den Wald und unter einem Baum kauerte er sich hin und modelte mit den Kleinen Händen ein Schneemännchen auf.

Der Baum aber war eine Nothföhre und unter dem spielenden Knaben lag der Lucas. —

Von den kirchlichen Ceremonien dieses Tages zu sprechen, ist überflüssig, sie sind in den Alpen dieselben, wie in allen katholischen Ländern, machen aber auf den Landmann verhältnißmäßig nur geringen Eindruck. Fast er doch, wie wir gesehen, die ganze Angelegenheit diesmal von rein geistigem Standpunkte auf. Das Wesentliche ist, daß am Tage Allerseelen viel Almosen gegeben und manch anderes Werk der Nächstenliebe ausgeführt wird.

Der Pfarrer empfiehlt als kräftigstes Erlösungswort die heilige Messe. Sieben Jahre der Feuersqual können nachgelassen werden durch ein einzige heilige Messe; sie kostet nur zweiundfünfzig Kreuzer.

Das müßte doch wahrhaftig ein Geizhals sein, der die zweiundfünfzig Kreuzer in seinem Beutel und die arme Seele noch sieben Jahre lang im Fegfeuer ließe.

Ach, es weiß Niemand, ob es ihn nicht selber einmal trifft. Fromme Leute gibt es allertwege, aber so fromm ist Niemand, daß er nach dem Sterben „vom Mund auf könnt' in den Himmel fahren“. Alle müssen durch die

Feuersgluthen wandern. Und heiß sind diese Gluthen! Fiele — so wissen es belesene Leute auszulegen — ein Fünklein dieses Feuers herein in das Erdenleben, es wäre keine Freude mehr in demselben und auch kein ander Leid; die Menschen allzusamm würden nichts mehr empfinden als das ewig lebendige, peinigende Fünklein des Fegfeuers.

Stirbt ein neugeborenes Kind vor der Taufe, so kommt es auf einen Ort, wo keine Freude und kein Leid ist. Stirbt es nach der Taufe, so sollte man meinen, es fahre geradestwegs in den Himmel hinein. Allein, auch das unschuldige Kind muß durch das Fegfeuer wandern, nur führt es sein Schutzengel den kürzesten Weg. Das Kind muß die Pein der Büßer sehen, ehe es zur Seligkeit gelangt, damit es wohl weiß, welcher Noth es durch ein frühes Sterben entgangen.

Zumeist fahren aus den Leibern der Menschen solche Seelen, welche für die Hölle zu gut und für den Himmel zu schlecht sind. Für solche nun ist das Fegfeuer eingerichtet und manche Seele muß hundert und hundert Jahre darin braten, bis das letzte Fettäpfchen ihrer Sünden herausgeschmort ist. Dann endlich geht die Reise in den lieben Himmel hinein und die Erlöste setzt sich mit den übrigen Heiligen zur Tafel.

Gäbe Gott, wir säßen auch schon dabei!

Das Fest der Hausehre.

Der Landmann, dessen Hof sich eines gewissen Wohlstandes und eines geachteten Rufes in der Gegend erfreut, hat so gut seine Ehrenpflichten, wie z. B. eine

Notabilität in der Stadt. Daß er etwa die Stelle eines Ortsrichters, oder Kirchen- oder Armenvaters vertritt, das allein thut's nicht; daß er den Einleger um ein paar Wochen länger unter seinem Dach behält, als ein unbedeutenderer Nachbar, daß er diesem Nachbarn zuweilen mit Aushilfsarbeiten oder einem guten Fuhrwerk beispringt, daß er den Handwerker und Wochenlöhner auch zu seinem Sonntagstisch herbeizieht, das reicht immer noch nicht ganz aus.

Will ein wohlbestellter, weit gekannter und genannter Bauernhof seinen hellklingenden Ruf bewahren, so muß er darauf sehen, daß er von Zeit zu Zeit sein Gastmahl gibt.

Aber der Bauer ist bei all seiner Einfalt viel zu raffinirt, als daß er so einem Gastmahle mit den dazu gehörigen Lustbarkeiten den Charakter einer bloßen Unterhaltung an und für sich beließe, nein, es muß aussehen, als ob das Fest nur Nebensache wäre, und einem anderen Zwecke, als dem der Hausehre, unterliege.

Darum sehen wir im Frühsommer auf den Feldern den blauen See des blühenden Flachses wallen. — Nicht des Leinens und der Leinwand wegen ist es mehr, wie ehedem, als die Baumwolle noch die Sonne nicht verdeckte, und nicht den Busen der Bäuerin, und nicht die Weine des Bauers. Heute sitzt Alles in der Wolle, in der ausländischen Baumwolle, die sowohl unsere Schafwollenindustrie arg geschädigt, als die Leinwanderzeugung völlig erstickt hat. Ein Baumwollenhemd kommt vielfach billiger als eines von Leinwand, welches letzteres schier eine ganze Jahresarbeit in Anspruch nimmt, bis es nach dem sorgfältigen Bereiten des Flachsafters, dem Säen des Leines,

dem Fäten, Ausziehen, Bleichen, Dörren, Brechen, Abkämpfen, Spinnen, Waschen, Weben, nochmaligem Bleichen endlich durch die Nähterin zum Kleidungsstücke wird. Der Bauer hat es wohl schon eingesehen, daß sich heut zu Tage solche Erzeugnisse im Kleinen nicht mehr verlohnen, und daß alle Leute ihr Hemd des Glücklichen in der Baumwolle suchen.

Und dennoch sehen wir im Frühjahre den blauen See des Flachses wallen. Das aber ist, um das althergebrachte lustige „Brecheln“ — Brechen des Flachses — als Anlaß zu dem schon angedeuteten Gastgelage zu benutzen.

Es fällt in den Spätherbst, in eine Zeit, wo nach den tausend Sorgen und Mühen des Pflegens und Einheimens der Erdfrüchte die Leute geruhigt und heiter sind.

Nun gehen plötzlich die Einladungen aus; ein Bub oder ein Mädchen kommt: „Mein Vater (oder mein Bauer) läßt bitten um Brechler!“ Von der Abendunterhaltung noch gar keine Rede, nur daß man schon im ganzen Thale den Wohlduft riecht, der aus dem Schornstein des Festgebers aufsteigt. Ein Weib leucht mit einem großen Korbe des Weges vom Flecken heran; es trägt Semmeln, Kaffee, Zucker, süßen Branntwein, Bibecken, Feigen, Nüsse, Äpfel, Birnen und Blumen vom Gärtner, und Bänder, bunte, leuchtende Seidenbänder.

Während sich die Geladenen in der gewöhnlich etwas entlegenen Brechelstube versammelt haben und die Hackscheiter lustig knattern lassen, waltet die Bäuerin, eine Königin, unter der wichtig umherschießenden Mägdeschaar, in der Küche. Sie ordnet an, prüft die Gerichte und speichert die Krapsen und Schmalzudeln auf in der Kammer. Die Brust möchte ihr heute zerspringen vor

Erwartung, vor Furcht des möglichen Mißlingens einer Speise, vor Hoffnung einer allseitigen Befriedigung und des Preises, der ihr dann zu Theil wird von der ganzen Gegend. Es sind wohl lauter gute Bekannte, die heute ihr Haus beherbergen wird, und jeder Einzelne ist ein Freund des Hauses, der gewiß Nachsicht hat bei etwaigen Verstößen — aber heute geht der Einzelne in Alle auf und wird ein Theilchen des fürchterlichen Knäuels, der in seinem boshaften Uebermuth, mit seinen stechenden Wizen und schneidenden Zungen jeden geringsten Anlaß erhascht, um rücksichtslos die Hausehre zu zertreten. „Die Leut“ heißt sie den fürchterlichen Knäuel; wir in der Welt nennen ihn das Publikum.

Und am Abend, wenn es finster geworden ist, nu, da kommen „die Leut“. Sie kommen nach und nach, sie sind voll Agen und Staub. Es wird vorläufig noch die strengste Umgangsfitte (wie wir sie Etikette nennen) beobachtet. Die Männer gehen durch die vordere Thür in die große Stube, wo wohl stets die Tische weiß gedeckt sind, aber nicht immer schon das Licht brennt. Sie ziehen ihre Röcke aus und setzen sich in Hemdärmeln ruhig auf die Ofenbank und die übrigen Bänke an den Wänden hin, rauchen, die Ellbogen auf die Kniee gestützt, ihre Pfeifen und führen gleichgiltige Gespräche, bis etwa ein toller Bursche oder ein spaßhaftes altes Männlein mit einem derben Wiß die Schranken plötzlich durchbricht.

Das Weibervolk sondert sich, trotz des früheren intimen Verkehrs mit den Männern in der Brechelstube, nun im Hause wieder züchtig ab und schleicht gerne in die Küche, wo es sich flüsternd und kichernd in alle Winkel anseht, bis es die Bäuerin, um sich von der lästigen Be-

lagerung zu befreien, höflich einladet: „Thut's nur ein wenig in die Stuben hineingehen, da im Rauchfobel mögt's nit einmal gescheidt sitzen!“

Mit dem, wengleich schüchternen Anrücken des Weibervolkes in die Stube nimmt die Unterhaltung eine andere Färbung an. Es ist auch ein Kerzenlicht auf den Tisch gekommen, und so beginnen, so weit die Tische Raum lassen, Gesellschaftsspiele, wie z. B. „Schuhsuchen“, „Bandelumtragen“, „Blindemausfangen“, „Efelreiten“, „Ofenausführen“, „Löffelaustragen“, „Sonnenaufziehen“, „Lazarusbegraben“, „Bischofeinweihen“ u. s. w.

Eines der lustigsten Stücklein ist das Bischofeinweihen. In der Gesellschaft findet sich immer Einer oder der Andere, der dieses Bischofeinweihen noch nicht kennt und sich also durch die Wahl der Anderen ahnungslos herbeiläßt, Bischof sein zu wollen. Sofort wird ihm, als langes, weißes Lockenhaar, Berg um den Kopf gewunden und eine papierene Bischofsmütze aufgesetzt. Hierauf muß er sich auf einen Dreifuß niederlassen, und nun beginnen Alle mit brennenden Kerzen unter Lobgesängen um ihn einen Rundgang. Jeder macht vor dem neuen Bischof eine tiefe Verbeugung, bis plötzlich Einer mit seinem Kerzlein hochverrätherischer Weise die weißen Bischofslocken mitsammt der Mütze in Brand steckt. So hat alle Herrlichkeit auf einmal ein Ende, glücklich der Gefoppte, wenn er noch seine ureigensten Haare zu retten vermag.

Inzwischen aber ist der Hausvater aus der Küche abisirt worden, daß die Suppe aufgetragen werde. Nun stellt er sich schon gegen den vordersten Tisch hin und hält den Daumen an der Stirne in Bereitschaft, um bei der geringsten Lücke und Ruhe im Spiel mit dem Kreuz drein-

zufahren. So ist der Lärm plötzlich abgeschnitten und sie surren und summen das Tischgebet. Dieses ist bald zu Ende und nun dampfen schon die Suppenschüsseln, in Umfang und Tiefe wahre Schwimmanstalten. Am Rande der Tische liegen schon die beinernen Löffel, wohl anspielend gegen die Schüssel gewendet, aber die Schaufel enthaltfam nach unterwärts gekehrt.

Nun beginnt das Sumtischsigen, wobei die strengste Etikette herrscht. „Geht's nur zuwi, Leut!“, drängt der Hausvater, „setzt's euch zusammen!“ Aber da will Keines in den Tischwinkel hin, denn der Tischwinkel unter dem Hausaltar, auf den das Licht gestellt wird, ist der Ehrenplatz. Jeder will bescheiden sein. Jeder drängt sich zurück und schiebt seinen Nachbar gegen die Stelle, es entsteht ein mächtiges Drängen und Drücken, ein förmliches Ringen um den Preis — der Bescheidenheit. Endlich gibt aber doch Einer, der sich insgeheim nicht für den Unwürdigsten hält, nach, und nimmt unter den dazu gehörigen Redensarten den Ehrenplatz ein. Mit dem Ehrenplatze ist ihm ein nicht zu verachtendes Vorrecht zugefallen; er darf, ja er muß sogar der Erste in die Schüssel fahren. Nun heben sie langsam die Löffel, Jeder mit der rechten Hand. Es gab' keinen größeren Gräuel im Bauernhause, als wenn Einer mit der linken Hand aße; das ist aber auch noch gar nicht vorgekommen, außer es hätte Einer die Rechte auf dem Schlachtfeld oder durch irgend ein anderes Unglück verloren, dann freilich muß er mit der Linken anrücken, das ist ihm aber eine Pein sein Lebtag lang. Den Kindern, kaum sie noch ihren eigenen Mund aufzufinden wissen, wird schon eingeschärft, den Löffel mit dem „schönen Handerl“ anzufassen, da sonst „der Him-

vater harb würde und ein andermal nichts in die Schüssel thäte“.

Und nun beginnt unsere Gesellschaft — Gott gesegne das Nachtmahl! — zu essen. Die Mädchen kichern untereinander und machen Späße über die „breitmächtigen Schaufeln“ der Beinlöffel, die schier keine in den Mund zu bringen vermag; und dazu muß gar auch die sonst so stille und seltsame Dorothee einstimmen, sonst käme es heraus, als habe nur sie allein einen so großen Mund. Die Ellbogen sind auf den Tisch gestützt, das ist eine solide Basis und Aye, um die der Löffel stundenlang kreisen kann, ohne daß etwas bricht.

Und er kreist thatsächlich stundenlang. Zwei Küchenmägde kommen und gehen und bringen immer wieder volle Schüsseln. Der Hausvater überwacht sorglich die vollbesetzten Tische, daß nicht irgendwo etwas fehle. Die Hausfrau kommt gar nicht zu Gesichte, die wirthet unablässig in Küche und Kammer, füllt immer neue Schüsseln, gipfelt mit Backwerk die mächtigen Teller, durchfeuchtet die Nudeln mit Schmalz und Branntwein, streut Gewürz und Zucker. Und in die letzte Schüssel thut sie frisches Obst und Nüsse und seltene Gebäcke, und darüber pflanzt sie mit Beihilfe der ältesten Tochter oder der Magd einen Blumenstrauß mit Flitter und seidenen Bändern. So kommt dieses Gericht in mehreren Exemplaren auf die Tische, und kaum es die Leute erblicken, fallen sie mit beiden Händen darüber her, denn hier gilt es für Jeden, von den Nüssen und Blumen und Bändern seinen guten Antheil zu erhaschen. Die Bäuerin hat zu diesem „Gang“ wohlweislich eine hölzerne Schüssel gewählt, denn jede andere ginge in Scherben. Es ist ein Geheß und wildes Gejohle; im

Augenblick ist die Schüssel leer, aber die Finger verhäkeln sich ineinander und zerzausen den Strauß und die Bänder, daß es ein Graus ist, und die Küsse fliegen in den Lüften und tollern auf dem Boden dahin. Endlich ist der Kampf entschieden und Jeder zählt und mustert seinen errungenen Besitz, aber immer noch Acht gebend, daß nicht ein fremder Arm sich räuberisch in sein Eigenthum mische. Es handelt sich um nicht Geringes, welcher von den Männern die meisten Blumen und Bänder hat, der führt, ist das Mahl vorüber, die Tochter des Hauses zum Tanz. Die Mädchen beschenken mit ihrem Erträmpften solche Burschen, denen sie am meisten gewogen sind.

Nach diesem Blumenkampf öffnet sich zum letzten Mal die Küchenthür, und nun kommt die Hausfrau selbst mit einem großen Topfe, aus welchem würzige, fast betäubende Wohlgerüche emporsteigen. Das ist die Krone des Mahles, das vornehmste, was man in einem wohlbestelltem Bauernhause nur immer finden kann — das ist der Kaffee.

Die Leute beugen sich hin gegen den Topf und essen schweigend — fast mit Ehrfurcht.

Endlich ist Alles vorüber und es wird wieder, aber nun sitzend, das Tischgebet gesummt.

Nach dem Mahle ist es gebräuchlich, daß Jeder und Jede hintritt zu dem Hausvater, zur Hausmutter und sagt: „Ja, vergelt's Gott, Ihr, ich hab' rechtschaffen gegessen, so viel gut ist Alles gewesen; vergelt's Gott, Ihr!“

Und die Entgegnung ist: „Geseign' dir's nur Gott, viel hast nit kriegt.“

Zum Trank haben sie freilich bloß frisches Wasser gehabt, denn Obstmost und Wein wächst nicht in der Gegend, die ich meine. Aber die Speisen wären nicht alle

aufzuzählen; könnte man Rahmsuppe, Grubenkraut, Heidensturz, Mehlstücken, gedünstete Birnen, Tröpfelkoch, Krapfen, Meingerln, Sulzen, Germstrudel, Branntweinnudeln, Schmalz-
 koch und Kaffee im Vorübergehen auch nennen, der Speise-
 zettel wäre damit noch nicht erschöpft.

Lassen wir das und freuen wir uns, daß sie satt sind. Es naht eine neue Periode. Man weiß kaum, wie die Männer auftauchen, aber plötzlich stehen sie in der Stube mitsammt ihren Pfeifen und Geigen. Die halbe Kirchenmusik ist da! — Jetzt sind auf einmal die Tische nicht recht, auf die undankbarste Weise werden sie hinausgeschafft, da dehnt sich die Stube aus zu einer halben Welt, nein, zu einer ganzen mit Lust und Fröhlichkeit, und einem Himmel darüber, der voll Geigen hängt. Und siehe, wie herrlich die Weltkörper kreisen, wie die Sonnen der Gesichter leuchten, wie die Sterne der Augen funkeln, und Kometen gibt es, Zeichen und Wunder geschehen — Zusammenstöße finden statt — aber die Welt geht nicht unter, die Burschen tanzen mit ihren Mädchen, daß die langen lose gewordenen Locken fliegen.

Beliebt ist unter Anderem auch der „Schwabentanz“.

Dieser beginnt mit einem langsamen Rundgang der Paare, welcher aber immer schneller wird und schließlich in ein rasendes Kreisen ausartet.

Dabei wird gesungen:

„Mir tonzn mit die Schwobn,
 Mir tonzn mit die Schwobn;
 Mir sein zwor nouh nit oll banoud,
 Mir müassn nouh oan hobn.

Von Untaschwobn, Dubaschwobn
 Tonza sein do;
 Wann s wieder amol keman,
 So prügl ma s o!“

Plötzlich aber ändert sich die Scene. Die Stubenthür geht auf. Spiel und Tanz löst sich. Zur Thür herein tritt ein würdiger Kapuziner mit ellenlangem Bart und Rosenkranz. Er streckt segnend die Hände aus und grüßt salbungsvoll:

„Glop sei die ledi Kristl!“

Hierauf bittet er um Nachtherberge und sagt, daß er ein Pilger sei, der in das heilige Kropf- und Knödel-land gereist komme, um sich hier, einem Gelübde zufolge, mit Knödel und Krapfen und jungen Weibern zu kasteien. Sofort langt er nach den größten und fettesten Bissen, die man ihm vorgelegt hat, und predigt, so gut es bei vollem Munde geschehen kann, gegen das Laster der Völlerei.

Nach dem Labfal steckt der Kapuziner eine ungeheuerere Brille auf die bemalte Kupfernase und beginnt nun die eigentliche Moralpredigt, welche er mit folgendem Evangelium einleitet:

„In der Zeit gingen drei Jungfrauen durch einen Wald spazieren und es begegneten ihnen drei Jäger. Der eine hatte keine Büchse, der andere kein Pulver und der dritte kein Blei, und sie sahen aus wie vacirende Schneider. Hierauf gingen die drei Jungfrauen weiter und kamen in eine Stadt. Vor der Stadt stand ein Thurm und aus demselben gingen heraus drei Leute und ein Schuster. Der eine war blind, der andere lahm, der dritte ohne Kleider. Und der Blinde sah einen Hasen und der Lahme lief ihm nach und der Nackte schob ihn in seine Tasche. — Das“, fährt der Prediger fort, „sind die Worte, über die ich heute zu euch reden will. Bevor wir aber darüber etwas Weiteres vernehmen, wollen wir die scheidige Schneidergais um ihren Beistand anrufen!“

Beliebte Zuhörer, Zwetschenröster und Gassenlehrer! Ich will gleich anfangen über die Weibsbilder. Da schaun sie kaum heraus aus der Fatschen, so soll man ihnen schon von den Buben vorquatschen; und ehe ihnen noch thut das Röcklein passen, suchen sie schon Liebhaber auf allen Straßen! Mich wundern nur die Alten, sie sein schon voller Kröpf und Falten, voller Runzeln und Zahn- lücken, und doch thut ihnen s Herzl jucken und zucken! Es ist ihnen Keiner zu jung und Keiner zu alt; Keiner zu warm und Keiner zu kalt! Ist Einer krumm oder kropsad, voller Glazen oder kahlschopfad, hohlwangig und ohne Zähn, schiech oder schön — so heißt: Du kannst mit mir gehn! Und kommt Einer von Schlampampen, so pflegen sie ihm die Wampen. Dann ist's gar böß gethan und sie schrei'n: Was fang' ich an! Sie glauben an keinen Himmel und keine Höll' und kommen vor Liebeln nicht von der Stell; sie hören auf kein Wort und auf keine Lehr', außer sie kommen von lustigen Buben her. Alle Ehr' haben sie verlassen auf Wegen und auf Straßen; sie scherzen im Stall und im Heu und wo nur ein Plätz- chen frei! — Vernehm es mit Geduld und Aufmerksam- keit, meine lieben Zuhörer, Schuhflicker und Kohlenstörer!

Kommt ein Sonn- und Feiertag heran, so ziehen sie sich gar sauber an; da krampeln und schmieren sie das Haar — das Biegeleisen ist ihr Hochaltar. Und kommen sie in die Kirchen, o Graus! im Beten richten sie gar nichts aus. Die größte Andacht haben sie bei Pfeifen und Geigen, da möchten sie die ganze Zeit verbleiben. Tanzen, Liebeln und die Buben verführen, das sind die drei Haupttugenden, die sie gspüren. Falschheit und Heuchelei treiben sie auch dabei; und wenn ein Kirchtag ist, wissen

ſie ſchon allerhand Liſt, mit Schönheit und mit Lügen die Burſchen um's Andenken zu betrügen. Die Sünden und Laſter, die ſie begehen, kann nicht einmal der Teufel alle ſehen! Ja, alles Schlechte, das ſich gar nicht läßt ergründen, kann man bei den Mädeln und Weibern finden. Jetzt will ich aber aufhör'n, ſonſt möchten ſie verdrießlich wer'n, und das hätt' ich doch nicht gern!

Von den Buben kann ich nur das ſagen, ſie haben oft eine ſchwere Leiter zu tragen; nachher haben ſie noch keine Ruh', es kommt oft der Bauer dazu: und der prügelt ſeinen Schwiegersohn, das iſt für Alles ſein Himmelslohn, Amen.

— Es iſt ein neues Patent herausgekommen, daß ſich kein Bub' unterſteht und in die Mentſcherkammer geht; und wenn er ſchon glaubt, er muß gehn, ſo ſoll es mit großer Vorſicht geſchehn!

— Es wollen ſich Zwei verehlichen: Der Bräutigam heißt Johann Einſirn, hat a Naſn wie a Faustbirn und Füß wie a Rußhäher, hab' in meinem Leben noch kein' ſolchen Menſchen gſehn! Die Braut iſt die tugendſame Genoveſa, hat a Geſtalt wie ein Kuchelkäſa. Er iſt von der Weitsch und ſie von der Mur; er iſt ein Lump und ſie — da hab' ich eh ſchon gnua. Born iſt das Hausſtühl und hinten der Rußſtall; ſolche Leut' werden verkündet heut' 8 erſte und 8 leztamal!

— Zwiſchen Matten und Mättenegg iſt eine Heufuhr verloren gegangen; der ehrliche Finder wird gebeten, ſie heute nach dem Amte im Pfarrhofe abzugeben!“

Somit iſt die Predigt zu Ende, allein die Andacht iſt noch nicht aus; der Kapuziner betet nun folgende Stanei, welche die Anderen andächtig erwidern:

„Erbarme dich unser, du grantiger Dorfrichter!
 Du Bauer, der brav aufkochen läßt!
 Du Bauer, bei dem die besten Speckknödel wachsen!
 Du Bauer, der die schönste Tochter hat!
 Beim Reiterbauer, wo die Bäuerin die Suppe versalzt!
 Beim Stralegger, wo die Ochsen das Korn und die
 Knechte den Haber essen müssen!
 Beim Hubel, wo die Menschher dick sein!
 Beim Bruzler, wo sie den Sterz mit Inshlittkerzen
 schmalzen!
 Beim Lantschner, wo der Hund begraben liegt!
 Du glogner Hartl!
 Du fluchender Steffl!
 Du abdrahter Stindl!
 Du tropfiger Schuster!
 Du schiaglender Schneider!
 Du kreziger Weher!
 Du kraschintiger (säbelbeiniger) Tischler!
 Du zugehachter Sepl in Stein!
 Du pechiger Toni beim Hoch!
 Du beangater (krüppelhafter) Wasfl in Ed!
 Du auspeitschter Michel in Schlag!
 Du anbrennter Hießl beim Saun!
 Du langschintiger Peter auf der Alm!
 Du großaugiger Sochl in der Fresen!
 Ihr alle häufigen Kleinhäusler!
 Ihr alle häufigen Bucherer und Schmaroger!
 Ihr alle häufigen Trottel und Fegen!
 Ihr alle häufigen Leut', die kein Spas versteh!

Recht für uns!

Stiz für uns!

Schnopp o!

Schnopp o!

Schnopp auf und schnopp nieda,
 Friß Raß und spei' s' wieda,
 Schnopp o!"

Derlei parodistische Stücklein aus dem Religiösen findet man im Volke ziemlich häufig, allein der Landmann beabsichtigt damit nichts weniger, als das Religiöse zu verhöhnen; nur mit den kirchlichen Ceremonien vertraut, kennt er keine andere Form für seinen Wiß und zügellose Laune.

Sind endlich die Späße unseres Bußpredigers erschöpft, so legt er seine Maske ab. Der Mann ist gewöhnlich ein Handwerker oder ein Knecht aus der Nachbarschaft.

Die Unterhaltung dauert indeß noch lange fort und nicht selten ist es der Morgenstern, der den lustigen Brechlern heimleuchtet.

Schließlich bekommt jede Brechlerin vom Brechelbauern ein Büschlein feinen Flachses als Geschenk, welches sie in ihrem Schranke wohl verwahrt, so daß sie nach Jahren einen bedeutenden Vorrath davon beisammen hat. Es heißt: Wenn eine Magd so viel Flachs in ihrer Truhe besitzt, daß sie davon eine Familie zu bekleden im Stande ist, dann kann sie heiraten.

Nun, das Fest zu Ende, wird der gewöhnliche Stubentisch wieder zurechtgestellt und mit den Bänken rings umgeben. Die Bäuerin sammelt die Ueberreste für arme Weiber und Kinder, die Knechte schaffen den gebrechelten Flachs in den Speicher und der Bauer rechnet aus, daß ihm eine Pfaid von Sammt und Seide nicht höher zu stehen käme, als sein Hemd von Leinwand.

Die Krapsengarb'.

Wenn im Herbst das Getreide, das Heu, das Laubwerk, das Brennholz, die Streu und Alles unter Dach gebracht, und der Schnee um Haus und Hof seine hohen Wälle zieht, dann beginnt das Dreschen.

Aber die Wintertage sind gar so kurz, sie müssen angestückelt werden und das thut der Bauer mit einigen Kerzen des Morgens und des Abends. Schon um 3 Uhr ist der Großknecht zur Drescherzeit aus seinem Bett und geht mit seinem „Beckstod“ zu allen Thüren und Schlafstellen und klopft und klopft, bis er Jeden aus den warmen Leinen hervorgeklopft hat.

In der Tenne wird es lebendig, der Großknecht stellt das Licht in das dazu bestimmte Kästchchen an der Holzwand und bald beginnen vom „Uebagschiaß“ (Uebergeschöß, Scheune) die Garben hernieder zu fliegen, bis der ganze Boden der Tenne belegt ist.

„In Gottsnom gehn mas on!“ sagt der Großknecht und hebt seinen Flegel vom Nagel und die Anderen thun es auch und das Dreschen beginnt.

Gewöhnlich geschieht es mit vier Flegeln, nur der Großbauer, der über ein zahlreicheres Personal verfügt, drischt zu sechsen. Das ist nun ein Klopfen auf der Tenne und ein Knurren in den Mägen, und manch sehnsüchtig schielt verstoßen auf die Kerze, ob diese denn nicht schon herabgebrannt; denn wenn die Kerze gar, wird's zum Suppenessen.

Kennt Ihr die saure Suppe und das Haferbrot? Die Oberländer wissen es gut zuzubereiten; um drei Uhr auf-

stehen und dann drei Stunden nüchtern Garben dreschen, ei, dann schmeckts!

Während des Frühstücks kommt der Tag und dann wird das Dreschen wieder fortgesetzt. Da hält nun der Bauer sehr viel auf den Latt, „'s muas z'sommgehn!“ Er hat für alle Gruppen sein Sprüchlein! so verjännlicht folgendes das Dreschen zu Dreien:

„Hund is todt
Hund is todt,
's that uns a
Drescha noth!“

Lustiger geht es zu Bieren:

„Schlogts ma 's Körndl
Lüfti auffa,
Thoan die Drischln
Lufti fleschn,
Sulln die Körndln
Porweis springen,
Müassn Buabn und
Mentscha dreschn!“

Wenn aber gar die Sechszahl voll ist, dann klappern die Flegel den reinsten Daktylus zusammen und der Grobknecht bringt schmunzelnd sein Sprüchlein dazu:

„Bäurin, hoch Kropfn,
Sechszipfade Supfn,
Die beangadn, bauchadn
Körndln thoan hupfn.“

Und so geht es fort den Tag hindurch bis in die späte Nacht hinein. Es gibt auch Lust und Heiterkeit dabei und wenn die Buben und Mädchen miteinander ringen und sich in das Stroh werfen, so ist das eben auch so viel als gedroschen: es werden dabei die Halme weich und das Körndl fällt auch heraus. —

Da vier Personen des Tages hindurch höchstens zwölf „Schöber“ (zu sechzig Garben) zu bewältigen vermögen, so dauert das Dreschen oft mehrere Wochen. Gegen Ende dieser Zeit fragt die Bäurin schon das Eine oder das Andere verstofflen: „Wann werds denn fiati?“

Die Drescher wissen es gar gut. warum sie fragt und geben zur Antwort: „Oje, dös geht nit so reißend, de Bochn hobn ma scho nouh z thoan!“ Dabei lachen sie sich in die Faust, weil sie der Bäuerin einen Bären aufgebunden, daß sie die Thüre nicht verschließt, denn — heute schon geht das Dreschen zu Ende und da muß die Rükenthür offen sein, — es handelt sich um die Drescherkrappen!

Das geht so zu. Ist die Garbenscheune leer und die Strohkammer und der Kornkasten voll, und sind die Dreschflegel wieder für ein Jahr auf den Nagel gehangen, so nimmt der Weidbub' die letzte, dazu bereitgelassene Garbe, birgt sie hübsch vorsichtig unter der Jacke und schleicht damit in die Küche. Da fragt er noch ganz harmlos die Bäuerin um Ein oder das Andere, etwa, ob die Kälber heute schon ihren Trank erhalten oder so, aber plötzlich zieht er die Garbe hervor und — „U mei, die Kropfngorb!“ kreischt die Bäuerin, aber schon haut der Weidbub' auf alle Häfen und Schmalzpfannen los, daß die Körnlein spritzen, und sängt dazu!

„Bäurin, hoch Kropfn,
Die Drescha sein do,
Sist dreschn ma dih zsommt deina
Budapfon o.“

Wohl versucht es die Bäuerin mit Hilfe der Küchenmagd, dem Weidbuben die Garbe zu entreißen. Gelingt dieses, so müssen die Drescher für den Abend mit Brot-

suppe und Erdäpfel vorlieb nehmen; behauptet der Bub' aber seine Garbe, — Halleluja! Dann haben zum Abendmahle so viele Krapfen auf dem Tisch zu erscheinen, als lose Körner auf dem Herd in den Pfannen und Häfen gefunden werden.

Eine brave Bäuerin ringt aber selten um die Krapfengarb', oder sie kämpft so, daß recht viele Körnlein in die Pfannen spritzen, dann erklärt sie sich für besiegt und geht heimlich lachend an das Kochen und Baden; es muß heute wieder einmal gezeigt werden, was eine tüchtige Hausfrau vermag, und die Drescher haben es ja verdient.

Das ist die Krapfengarb', welche aber immer seltener wird, seitdem die Dreschmaschinen in das Land kommen; da braucht der Bauer weniger Knechte, weniger Kerzen und — die Krapfen fallen ganz weg.

Ein Winterabend.

Laßt sie klopfen, die Gespenster
An das Fenster!
Seht, es ist so winzig klein,
Mag kein böser Geist herein!

Schon um vier Uhr ist es in der Stube dunkel, und die hohen Schneemassen um das Haus, um die Hütte lassen nicht einmal das Abendglühen durch die Fenster. Alle Welt ist nun abgeschlossen von des Alplers Daheim; nur das Tosen des Wintersturmes, welches an den hohen Lannen draußen rüttelt, weht noch lockeren Schnee durch die Fensterfugen. Aber halt, Winter, das ist ein verbotener Paß, der wird sorglich verstopft mit Berg und Moos!

Der Hausvater bringt von der Küche eine Fackel und steckt sie in den eisernen Spannhaken. Die Drescher haben bereits die Tenne geschlossen; sie treten langsam in die Stube, setzen sich der Reihe nach auf die Bank, stopfen ein Pfeifchen und plaudern und lachen dabei. Auch der Ochsenknecht ist fertig, nur hätte er noch einige Strohhalme vom Töperl zu schütteln — doch es verschlägt nichts. Die Kuhmagd hat nur noch die Milch zu besorgen, dann kommt auch sie und der Holzriegel wird vor die Hausthür geschoben.

Und nun entfaltet sich die Welt der Häuslichkeit.

Das Nachtmahl ist verzehrt und nichts davon übrig geblieben als eine Schlüssel voll Erdäpfelhäute. Auch Hund und Kaze sind gesättigt und die Schwarzwälderuhr aufgezogen. Im Ofen wird die Gluth angeschürt und ein neuer Leuchtspan in das Eisen gesteckt. Um denselben haben die Knechte ihre Bänke zurecht gerückt. Der Bauer sitzt noch am Tisch und blättert in der Heiligenlegende oder in einem andern wohl eingeräucherten Hauschatz; dabei läßt er sich vom kleinen Buben etwa die Schuhe auflösen. Die Bäuerin näht an einem winzig kleinen Hemdchen und das übrige Weibervolk sitzt auf der Ofenbank und spinnt.

Die Männer beginnen ihre Holzmesser zu schärfen und der Großknecht bringt von der Küche geräucherte Rienscheiter herein, über welche die Knechte sogleich herfallen, um sie in dünne Leuchtspäne zu zerklieben.

Es beginnt die Spanvesper.

Die langen Abende der Winterzeit werden dazu verwendet, um den Vorrath an Rienspänen für das ganze Jahr zu liefern. Und der Spanvorrath muß ein sehr

bedeutender sein, denn er ist die einzige Leuchte in den düsteren Nächten jener Berge — nicht doch, wöchentlich einmal flackert auf dem Tische eine Kerze — am Sonnabend zum Rosenkranz.

Diese Spanvesper nun ist die lustigste Arbeit, die man sich denken kann. Man scherzt und lacht und neckt sich gegenseitig und wenn Einer den Span, der noch zu dick ist, nicht geschickt spaltet, und daraus einen abgebrochenen „Spell“ macht, so lachen Alle und sagen: „Ei, der hot da Spenn in Schwonz grupft!“ Diese mißrathenen Spalten kommen auf den Herd, während die echten und rechten in Büschel zusammengebunden und auf den Dachboden getragen werden.

Am Spanhaken sitzt der Halter und „leuchtet“. Es ist der brennende Span natürlich einer vom vorigen Jahre und es hängt an ihm manche Bedeutung. Brennt er rauchend oder macht er gar kleine pfeifende, zischende Flämmchen seitwärts und abwärts, so ist eine heimliche Liebshaft im Hause, und wenn sich die Kohle „zwiefelt“ (spaltet), so kommt gar Jemand in der Nacht und da muß man im Interesse der Mägde den „Zwiesel“ geschwind ansalzen, daß dieser Jemand das rechte Fenster trifft und der Bauer nicht wach wird. — Der Halter muß die glühende Kohle des Spanes fleißig „räuspen“, aber mit den bloßen Fingern — der Bauer hält was darauf, er sagt: „Wer eahm koan glüadin Köhler (Kohle) onzgreifn traut, der traut eahm ah ka Glück onzgreifn: Gluat in da Hond bringt Segn ins Lond!“

Meint der Steirer damit etwa: Wie man's ansagt, so gelingt's, oder der Mensch ist seines Glückes Schmied?

Sind nun alle Hände bei ihrem Geschäfte, so machen sie's schon allein fort und der Gedanke kann inzwischen herumlungern, wo er will.

„Geh', dazähl a G'schicht, Hansl!“ wird einer der Knechte gebeten, der aber thut sehr bescheiden und sagt: „Ih woaß koane.“

„Se is dalougn, ih woaß s wul, daß d oane woaßt. Geh Hansl, moch an G'scheidtn und dazähl die fetwi von Raubahauptmonn!“

Diese hat er wohl schon zehnmal erzählt und die Anderen wissen sie bereits besser, als der Hansl selber, aber weil sie's denn wollen, so räuspert er sich und beginnt möglichst hochdeutsch, „wia d Herrn redn“:

Die Geschichte vom Räuberhauptmann.

Ist einmal ein Bauer gewesen. Und der Bauer ist rechtschaffen arm gewesen. Da hat er einmal einen Sut voll Thaler heimgebracht und darauf ist er gar so traurig geworden. Da hat ihn die Bäuerin einmal gefragt: „Mann, warum bist du so traurig?“

Er ist aber still gewesen und hat ihr's nicht gesagt. Gut. Da hat der Bauer einen Sohn bekommen. Und der Sohn ist gar ein gescheidtes Bübel gewesen, und wie er größer geworden ist, da ist der Bauer noch immer traurig gewesen.

Da ist der Bub her und hat den Vater gefragt: „Vater, warum seid ihr alleweil so traurig?“

Hat ihm darauf der Vater geantwortet: „Sei still, du kannst mir doch nicht helfen!“

Der Bub hat aber nicht nachgegeben und hat alle Tag gefragt: „Vater, warum seid ihr alleweil so traurig?“

Da hat endlich der Vater gesagt: „Mein Kind, mir ist nicht mehr zu helfen, ich hab mein' Seel dem Teufel verschrieben!“

„Ach, Vater, das wird doch nicht sein, und warum habt ihr denn das gethan?“ hat der Bub gefragt.

„Damit er mir einen Gut voll Thaler gebe“, hat der Bauer darauf gesagt.

Der Bub hat den Kopf geschüttelt und hat nichts dazu gesagt. Jetzt war's gut.

Der Bub ist zum Pfarrer gegangen und hat ihm Alles erzählt. Der Pfarrer hat gesagt: „Das geht mich nichts an und ich kann nicht helfen!“

„Herr Pfarrer, so gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, du mußt zum Dechant gehen, vielleicht hilft dir der.“

Gut. Der Bub geht zum Dechant und erzählt ihm die Geschichte von seinem Vater. Der Dechant sagt: „Das geht mich nichts an und ich kann dir nicht helfen!“

„Herr Dechant, so gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, du mußt zum Bischof gehen, vielleicht hilft dir der.“

Gut. Der Bub ist zum Bischof gegangen und hat ihm Alles erzählt. Der Bischof aber hat gesagt: „Das geht mich nichts an, ich kann nicht helfen!“

„Herr Bischof, so gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, dein Vater wird verloren sein. Aber vielleicht gibt es noch ein Mittel. Geh' in den blauen Wald, dort lebt ein Einsiedler, der ist sehr fromm — so fromm ist er, daß ihm der Engel alle Tag die Speiß

vom Himmel bringt. Mag sein, daß dir der noch helfen kann!“

Jetzt war's gut. Der Bub geht zum Einsiedler und erzählt ihm die Geschichte von seinem Vater.

Der Einsiedler war ein gar heiliger Mann und hat gesagt: „Heb dich weg, was geht mich dein Vater an! Ich will mit Sündern nichts zu thun haben!“

„Herr Einsiedler, so gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, in diesem Walde lebt ein großer Räuberhauptmann, der ist mit allen Teufeln bekannt und sie müssen ihm dienen; vielleicht kriegt der den Schuldschein von deines Vaters Seele wieder zurück.“

Gut. Der Bub geht zum Räuberhauptmann und dieser ist der Bruder vom Einsiedler gewesen. Der Räuberhauptmann fragt gleich: „Was willst du da, Kleiner Knirps!“ Darauf hat ihm der Bub Alles erzählt und der Räuberhauptmann hat gesagt: „Gut, werden sehen, was sich machen läßt.“

Darauf hat er einen lauten Pfiff gethan und auf diesen Pfiff ist ein Schock Teufel dahergekommen.

„Ihr Teufel“, hat der Räuberhauptmann gefragt, „der Bub da sucht die Seel' seines Vaters, hat sie Einer von Euch verschrieben?“

„Nein!“ haben Alle geantwortet und sind wieder fort.

Der Räuberhauptmann ruft noch einmal und es kommt noch ein Schock Teufel.

„Ihr Teufel, der Bub da sucht die Seel' seines Vaters, hat sie Einer von Euch verschrieben?“

„Nein!“ und darauf sind sie wieder fort.

Der Räuberhauptmann ruft zum drittenmal und es kommt wieder ein Schock Teufel.

„Ihr Teufel, der Bub da sucht die Seel' seines Vaters, hat sie Einer von Euch verschrieben?“

„Nein!“ haben auch diese geantwortet, bis auf Einen, der hat nicht geantwortet.

„Warum antwortest du nicht, Belzbartl?“ hat diesen der Räuberhauptmann gefragt.

„Weil ich die Seel verschrieben hab', Herr Hauptmann“, hat der Belzbartl darauf gesagt.

Jetzt war's gut. Der Räuberhauptmann hat den Teufel gezwungen und der hat den Seelenschuldschein wieder zurückgeben müssen; aber das hat er sich ausgenommen, daß der Bub mit ihm in die Höll gehen und das Papier selber holen muß.

Gut. Der Bub geht mit in die Höll.

Da sind alle zwei durch finstere Löcher gegangen und sind in die Höllenküche gekommen. Da hat der Bub allerhand schreckliche Marterwerkzeuge gesehen. Hat auch eine glühende Fleischbank gesehen und zwölf glühende Haken dabei. Da hat der Bauernbub gefragt: „Für wen gehört das?“

„Das gehört für den Räuberhauptmann, wenn die Zeit aus ist!“ hat der Teufel geantwortet. Gut Die Zwei sind weiter gegangen und da hat der Bub auch einen großen Kessel mit siedendem Pech gesehen.

„Für wen gehört das?“ hat er gefragt.

„Das gehört für den frommen Einsiedler, wenn die Zeit aus ist“, hat der Teufel geantwortet. Gut. Und so sind sie weiter gegangen und der Bub hat die Gnad' Gottes gehabt, sonst wäre er umgefallen vor Angst und Schrecken in der Höll'.

Aber endlich hat er die Unterschrift von seinem Vater gesehen, und der Teufel hat sie ihm nicht geben wollen, aber wegen des strengen Hauptmanns hat er sie ihm doch gegeben.

Und so ist der Bauernbub wieder zum Räuberhauptmann zurückgekommen und hat sich bedankt von wegen des Beistands.

„Nun, und was hast du gesehen in der Höll?“ hat ihn der Räuberhauptmann gefragt.

„O, gar viele schreckliche Sachen.“

„So nenne mir was, Bub!“

„Einen glühenden Kessel mit siedendem Pech für den frommen Einsiedler.“

„Gut. Und was hast du noch gesehen?“

„Eine glühende Fleischbank mit zwölf glühenden Haken.“

„Für wen, Bub!“

„Ja“, hat der Bub zitternd geantwortet, „der Teufel hat gesagt, das sei für den Räuberhauptmann.“

Gut. Wie der Räuberhauptmann das gehört, hat er eine große Truhe aufgemacht und da sind lauter scharfe Messer drinnen gewesen. Darauf hat er gesagt: „Bub, jetzt mußt du mir auch einen Gefallen thun“

„O, das will ich von Herzen gern thun. Herr Hauptmann.“

„So hör' einmal. Mit jedem von diesen Messern da hab' ich einen Mord begangen, und mit jedem dieser Messer mußt du mir nun ein Stück Fleisch aus meinem Körper schneiden! Aber das Herz spare bis zuletzt, und erst, wenn du mich sonst ganz zerstückelt hast, dann schneide mir auch das Herz mitten auseinander.“

Auf diese Worte hat der arme Bub gesagt: „Das kann ich nicht thun.“

„Aber du mußt, ich hab' dir deinen Vater erlösen helfen, jezt hilf du mich erlösen!“

Gut. Da hat der Bub doch die Messer genommen und hat den Räuberhauptmann in Stücke zerschnitten. Und wie er zuletzt das Herz durchschneidet, da ist aus demselben eine weiße Taube gegen den Himmel geflogen.

Jezt war's gut. Da ist am nämlichen Tag beim frommen Einsiedler der Engel mit der Speis' ausgeblieben, und da fragt ihn der Einsiedler am nächsten Tag: „Du Engel, warum bist du gestern nicht gekommen mit der Speis'?“

„Lieber Einsiedler“, hat der Engel darauf geantwortet, „gestern ist im Himmel so viel zu thun gewesen und ich hab nicht Zeit gehabt. Weißt, es ist gestern dein Bruder, der Räuberhauptmann, in den Himmel eingezogen, und da haben wir Alle beisammen sein müssen.“

„Was, der Räuber? Und Alle beisammen?“ hat der fromme Einsiedler geschrien, „wie viele Engel müssen erst sein, wenn ich in den Himmel fahre?“

„Bei dir richte ich es allein, mein lieber Einsiedler!“ hat der Engel geantwortet.

Wie der Einsiedler dieses Wort gehört hat, da ist er zornig geworden und hat geschrien: „Oh ich mit einem Engel in den Himmel fahr', eher will ich mit neunundneunzig tausend Teufel in die Hölle fahren!“

Da hat sich unter dem heiligen Mann der Boden aufgethan und es sind gekommen die neunundneunzigtausend Teufel und haben den Einsiedler hinabgestürzt in die

Höll' und gerade hinein in den glühenden Kessel mit siedendem Pech.

Sept war's gut. Der Bauernbub ist mit der Unterschrift glücklich heimgekommen und so ist sein Vater erlöst gewesen.

Ich bin fort darauf und weiß nicht, wie es noch weiter gewesen ist." —

„Dös is ober a schöne G'schicht gwen!“ versetzen die Zuhörer dankend, nachdem der Hansl geendet hat, „oba hiazt nouh oane, Hansl, a lustige; die serwi van Stanglpuha.“

Der Hansl schafft bei seinem Pfeifchen etwas, zündet es an und wie Alles dabei in der Ordnung ist, erzählt er noch

Die Geschichte vom Stanglpuher.

Da ist einmal ein Bauer gewesen. Der war sehr arm und hatte nichts als eine Hütte und drei Söhne. Die Hütte war schon morsch und wollte einfallen, dafür waren die Söhne hoch und kräftig gewachsen. Aber keiner von den Dreien hat es verstanden, wie man wirthschaftet und so hat sie der Vater in die Fremde geschickt, damit sie was lernen sollten. Gut. Drei Jahre sind die drei Söhne ausgewesen, dann sind sie wieder mitsammen heimgekommen. Aber der Jüngere ist nicht zu Fuß gekommen, der ist geritten auf einem hohen Roß. Die älteren Zwei hat der Vater gleich gefragt, was sie gelernt — nun, der Eine war Schuster, der Andere Weber.

Gut, war recht! Wie aber der Alte den stolzen Reiter gesehen, da hat er sein Hütlein unter die Achsel genommen — der muß ein gar großer Herr geworden sein. Aber der Vater hat sich die weißen Haare gekragt

und hat nicht recht fragen mögen; er hat sich ja nicht „Du“ zu sagen getraut. Endlich wagt er aber doch die Rede:

„Nichts für ungut, daß ich frag', aber — was ist Er denn geworden?“

„Stanglpuzer!“ hat der Reiter zur Antwort gegeben und dabei seinen Schnurrbart gestrichen.

Stanglpuzer? — Jetzt hat der Alte erst noch so viel gewußt, — was ist das, ein Stanglpuzer? etwas Hohes muß es schon sein — gar kein Zweifel — und sonst braucht er derweil auch nichts zu wissen.

Jetzt war's gut. Das Bäuerlein ist in großen Freuden herumgelaufen und hat's Jedem erzählt, daß sein jüngster Sohn hoch zu Ross gekommen und ein Stanglpuzer geworden ist. Begegnet ihm einmal der Verwalter aus dem Schloß, hat's ihm der Alte sogleich gesagt, von wegen dem feinen Reiter und — weil ein Verwalter gar ein hochstudirter Mann ist und alles weiß — so hat ihn das Bäuerlein auch gefragt, was denn das ist, ein Stanglpuzer, so sein jüngster Sohn geworden.

Darauf hat der Verwalter nur gesagt: „Alter, das wirst schon noch sehen; sag aber deinem Herrn Sohn, er soll zu mir kommen.“

Gut. Der Alte läuft sogleich nach Haus und sagt es dem Herrn Sohn. Wichtig, der geht schön langsam zum Verwalter. Dieser schaut ihn finster an und sagt: „Ich weiß, wer du bist und soll dich eigentlich einsperren lassen, möchte aber doch wissen, ob du deine Sach' gut gelernt hast. Willst du mir eine Probe ablegen? Wenn nicht, so laß ich dich sogleich in das Gefängniß führen!“

„Gut, will schon eine Probe ablegen“, sagt der Stanglpuzer darauf und der Verwalter hat ihm aufge-

tragen: „Hörst, wenn du dein Handwerk gut gelernt hast, so stiehst du mir heute Nacht mein Reitpferd aus dem Stall!“

„Gut, Herr Verwalter, das wird geschehen!“ antwortet der Stanglpuzer und geht heim.

Du bekommst aber mein Roß schon lange nicht! denkt sich der Verwalter und läßt für die Nacht sechs Wächter zum Pferd stellen; zwei beim Schweif, zwei an der Stallthür und zwei vor derselben und trägt diesen auf, sie sollten wohl Acht geben, daß ihnen der Schimmel nicht wegläme. Gut. Da hat's in derselben Nacht ein gräuliches Regenwetter angefangen, daß es im Freien kaum auszuhalten war. Die zwei Wächter vor der Stallthür haben sich gut in die Mäntel gehüllt und weil sie bis Mitternacht Niemanden wahrgenommen, haben sie sich schon in den warmen Stall begeben wollen. Da hören sie auf einmal kläglich seufzen und es hinkt ein gar armes, mühseliges Männlein daher und bittet, daß man ihm doch erlaube, unter das Bretterdach über der Thür zu gehen, es sei ihm so schlecht und er könne es nimmer aushalten in diesem bösen Wetter.

Warum sollen wir das dem armen Teufel versagen? dachten sich die Wächter und haben es dem Männlein erlaubt, daß es unter's Dach gehe. Gut. Darüber ist das Männlein so froh und vergnügt und kann die Leute nicht genug loben, daß sie gar so gut — aber — es sei ihm wohl noch ein wenig kalt und er habe das Fieber. Wenn er das Fieber hat, meinten die Zwei, so müssen wir ihn schon gar in den Stall hineinthun und dann mag er sich auf dem trockenen Stroh niederlegen. Richtig, sie lassen das Männlein hinein, und das ist so dankbar dafür, daß

es den Brantwein, den es just bei sich hat, brüderlich mit den sechs Wächtern theilt. Natürlich, die lassen sich die warmen Tropfen in der kalten Nacht schmecken. Und dann legen sie sich auch ein wenig nieder auf's Stroh — kommt ja so kein Dieb in solchem Unwetter. Aber schau, sie schlafen allesammt bald ein, denn der Brantwein ist ein Schlafrunk gewesen und das arme, mühselige Männlein — der Pferdebieb — der Stanglpuzer. Wie der sieht, daß sie alle schlafen, ist er nicht mehr alt und mühselig — husch, hat er das schöne Reitpferd beim Zügel — jezt sitzt er schon darauf und sprengt lustig davon.

Gut, das war sehr geschickt angestellt. Und den andern Tag ist der kecke Besen gleich auf dem gestohlenen Pferd zum Verwalter geritten und hat diesen gefragt, ob er keinen Schimmel kaufe.

Da hat nun der Verwalter selber lachen müssen und hat gesagt: „Stanglpuzer, das hast du fein gemacht. Ich sehe, du hast was gelernt und man darf dich nicht frei herumgehen lassen. Ich werfe dich ins Gefängniß, außer du bringst mir ein zweites Kunststück zuwege. Also: Wenn du in der nächsten Nacht meiner Frau den Brautring vom Finger bekommst, so magst du frei sein!“

„Gut, Herr Verwalter, wird geschehen!“ antwortet der Stanglpuzer und geht heim.

Und wenn du noch so fein bist, Spizhub', das gelingt dir nicht; ich steh' gut dafür! denkt sich der Verwalter, verschließt am Abend das Schlafzimmer, richtet sich noch ein paar Pistolen an's Bett und legt sich zu seiner Frau.

War gut; aber er liegt nicht lang — sieht er schon einen Kopf am Fenster, wie der guckt und in die Schlafkammer späht. „Aha, ist schon da, der Ränge!“ sagt der

Berwalter still und schießt zum Fenster hinaus, daß Der draußen gleich sprachlos hinabstürzt. — Gut, jetzt war der Stanglpuzer hin. „Aber du sollst ihn doch wegtragen gehen“, meint die Frau, „wenn morgen die Leut' vorbeigehen und sie sehen den Todten liegen, so ist das eine dumme Rederei, wir hätten wen umgebracht und so — du weißt ja.“

„Gast recht, Alte“, sagt der Berwalter und geht hinaus, aber gleich kommt er wieder in das Zimmer zurück und bemerkt der Frau, es wäre doch gut, sie gäbe ihm den Ring, er halte sich mit dem Fortschaffen der Leiche eine Zeit auf und derweil — man könne nicht wissen — solche Leute haben allerhand Gehülfen — Wichtig, das ist auch ganz vernünftig, die Frau sieht es ein — und gibt ihrem Manne den Brautring.

Aber schau, kaum ist der fort gewesen, geht er schon wieder herein und schreit: „Du Alte, jetzt denk dir, hab ich den Kerl noch nicht erwischt! liegt dir ein halbverbranntes Strohmandl vor dem Fenster und eine Stange dabei — aber vom Schelm keine Spur. Ich wette, der kommt noch einmal — es ist besser, du gibst für diese Nacht den Ring mir, daß wir sicher sind.“ „Was, den Ring?“ schreit die Frau, „hab' ihn dir ja schon gegeben.“ „Nir?“ „Ja, dir, bist nicht vor zwei Minuten dagewesen darum!“ „Ich?“ „Ja, du!“ „Das ist nicht wahr!“ — Und so haben sie eine ganze Stunde gestritten und der Stanglpuzer — er hat sich den Ring selber geholt, als der Berwalter draußen war — der ist jetzt schon lang daheim im Bett gewesen. Gut.

Den andern Tag, da geht er richtig wieder in das Schloß, fragt nach der Frau Berwalterin und macht ihr einen goldenen Ring zum Geschenk.

„Bist schon ein verfluchter Kerl, du!“ poltert ihn der Verwalter an, „am Ende stiehst du mir noch das Bett unter dem Leib, ohne daß ich's merk' — aber daß du just Alles kannst, ist erlogen. Ich geb' dir noch Eines auf, und kannst du das, dann bist du mein Leibbursche und meine Tochter geb' ich dir auch noch!“

Denkt sich der Stanglpuzer — was der Tausend das für eine Aufgabe werden wird, und der Verwalter sagt: „Stanglpuzer, in der nächsten Nacht bringst du mir in einem Sack den Pfarrer und den Schulmeister ins Zimmer!“

Der Stanglpuzer sagt nichts dazu und denkt ein wenig nach; auf einmal schreit er: „Schon recht, Herr Verwalter, werd' sie schon besorgen!“ und geht heim.

Nein, jetzt hat er sich wohl zu viel vorgenommen, gelt, Hansl, das kannst du nicht? Aber der Stanglpuzer — nu, laßt mich nur auserzählen.

Der Stanglpuzer hat am selben Tag' gar viel zu thun gehabt. Da hat er zu allererst den Sack für die Zwei machen müssen und hat zehn Ellen Leinwand dazu gebraucht. Der Pfarrer hat halt ein hübsches Bäuchlein gehabt. Dann ist der Stanglpuzer in den Wald gegangen und hat Schnecken gesucht. Hernach hat er auf die Schneckenhäuser Kerzlein befestigt, hat sie so in der Nacht auf den Friedhof getragen und angezündet. Er selber hat sich einen weißen Bart angebunden, ein weißes Tuch umgehungen und so ist er hingegangen auf den Kirchplatz und hat geschrieen mit einer tiefen, feierlichen Stimme:

„Auf, auf, ihr Frommen,
Der jüngste Tag ist gekommen,
Wer der Erste will sein
In den Himmel hinein,
Der lasse zurück allen Pack
Und komm' in den göttlichen Sack!“

Zuerst schaut der Schulmeister zum Fenster heraus; „Was ist denn das für ein Teufelslärm da unten?“ will er schreien, da verfällt ihm die Ned' — er sieht auf dem nahen Friedhof die vielen Lichtlein wandeln — ja, ja, die Todten stehen auf; und er eilt nur noch zum Pfarrer: „Hochwürden, auf, auf, der jüngste Tag ist gekommen, die Todten sind schon alle wach und der Petrus wartet auch schon auf uns da unten!“

Mein Gott, Hochwürden haben noch einen kleinen Weindusel gehabt und die Hose nicht geschwind gefunden; aber wozu? der liebe Gott schaut nicht auf das Aeußere — so sind die Zwei herabgewankt über die Stiege — hinum — herum — bis ihnen der Petrus zum Glück entgegenkommt und den weiten Sack der Gebenedeiten offen darhält.

Gut. Und wie sie darin gewesen, der Herr Pfarrer und der Schulmeister, bindet der Stanglpußer fleißig zu und beginnt nun zu schleppen und zu zerrn, daß ihm schon der bitterste Schweiß über die Stirne rinnt.

Der Weg gegen das Schloß ist nicht gut und voll Lachen gewesen, und so oft die beiden Herren im Sack das Rasse gespürt haben, sind sie beinahe kritisch worden und der Schulmeister hat fürchterlich über die Menge Regenvolken geflucht, die da zu passiren.

Nun richtig. Endlich ist der Stanglpußer mit seiner Last doch zum Schloß gekommen, und wie er den Sack über die Stiege hinaufzieht und die zwei Köpfe an den Stufen knattern — da ruft der Schulmeister vor Zorn schon alle Teufel an zu einer solch' halbsbrecherischen Himmelfahrt, aber der Stanglpußer tröstet: „Nur Geduld, meine

lieben Auserwählten, das ist schon die Himmelsstiege, wir sind gleich daheim!"

Und so hat er den Sack in den Saal hineingestellt hat den Beiden gesagt, sie möchten sich nur noch ein bißchen ruhig verhalten, der Herrgott sei unten mit dem Gericht noch nicht ganz fertig und käme erst zum Frühstück — und ist abgefahren.

Schau, und den Morgen darauf, wie der Verwalter durch den Saal geht, sieht er den Sack. Da fällt ihm der Stangelpuzer ein; — geschwind öffnet er und, meiner Sig! alle zwei sind sie da, der Pfarrer und der Schulmeister! —

Ich bin dann fort und hab's nimmer gehört, was die beiden Herren gesagt haben und ob sie gut nach Hause gekommen.

Der Stanglpuzer aber hat seinen Sack wieder zerschnitten und sich eine gar prächtige „Bettblachen“ daraus gemacht.

Nächstens feiert er seine Hochzeit mit der Verwalters-tochter und sein Alter, der legt alleweil den Finger an die Nase und sagt zu sich: „Aha, jetzt kann ich mir's schon denken, was das ist, ein Stanglpuzer!“ — — —

Ich möchte nur, daß ich all die Geschichten und Schwänke wüßte, die bei der Spanvesper erzählt werden; ich wollte euch unterhalten eine lange Zeit und ihr müßtet lachen und schauern zugleich, wenn ich euch vom Wünschhütel, vom Mitterkrandel, vom Fünfguldenbeutel, von der Habergais u. s. w. berichtete. Ja, von der Habergais, die in den Mondnächten den Hafer schwarz macht und dem Wanderer auf die Achsel sitzt und ihm den Tod ins Ohr bläst! Und wißt ihr, wie der „Oneweig“ — Gespenst —

„herumstromert“ auf der ganzen Welt und allerlei schreckliche Sachen treibt? Zwischen Elf und Zwölf eilt er gerne über Wald und Feld als Lichtlein. Dem Bamer-Sepp ist er gar einmal als Schimmel auf die Schultern gesessen, so, daß ihn der Arme eine ganze Stunde hat tragen müssen, bis er zu einem Kreuzweg gekommen, wo das Gespenst zurückblieb. Der Sepp war in Todesangst und er ist seit derselben Nacht nicht mehr recht gesund geworden.

Die Mädchen auf der Ofenbank rücken bei solchem Erzählen näher zusammen und der kleine Bub' hält sich zitternd an den Hemdärmel des Vaters und weint beinahe, denn er hat sich bei all den schrecklichen Geschichten das Höschchen naß gemacht.

Fragt ihr nun den Bauer, warum er es zugibt, daß man seinen Kindern die Furcht vor Gespenstern so in die Seele legt, so weiß er darauf gut Bescheid: „Dös vasteh't's ös nit,“ sagt er: „Siaz't wa's freili leicht rod (überflüssig), oba, wann meine Buabn amol größsa wern, so will ih's nit, daß sie sih vo nig fürcht'n und daß s' ba da Nocht in da gonzn Nochtbarschoft umastrawanzn. Derowegn sogt mar eahna von Dnerweigl vor, daß s' schön dahoam in eahn'n Bett bleib'n!“

Also, als Wächter der Sittlichkeit wird die Gespensterfurcht aufgestellt; nun, das lohnt sich allerdings eines nassen Höschchens, aber der Mann soll aus Erfahrung wissen, daß es eben die Furcht vor Gespenstern sein mag, welche den Jüngling von seinem einsamen Lager aufscheucht, um sich eine traute Genossin zu suchen!

Auch davon wird bei der Spanvesper erzählt, doch in solcher Form, daß es der kleine Bub' nicht versteht und der Alte nicht merkt.

Ist nun auf diese Art gekug geschraubert und gelacht, so kommt der Gesang an die Reihe. In jedem Hause ist Jemand, der singt. Zwar wird das zuerst gerne aus Bescheidenheit von Einem auf das Andere geschoben und: „ih konn nit, mir is da Stimmstock schon umgfolln“, ist der gewöhnliche Vorwand, — aber zum Singen kommt es trotzdem.

Sehr gerne gehört ist

Das Lied vom falschen Rittersmann.

Es war einmal ein Rittersmann,
Der ritt wol in ein schönes Land,
Er ritt über grünende Auen,
Da that er ein Fräulein schauen.

Er nahm es wol in seinen Schooß
Und schwang sich auf sein hohes Roß;
Sie ritten so schnell und so balde
Wol in einem finstern Walde.

Sie ritten vor ein' Hollarstaubn,
Da schauten heraus zwei Turteltaubn,
Sie thaten so wunderlich girren:
Jungfräuerl, laß dich nicht verführen!

Sie stiegen dann vom hohen Roß
Und setzten sich ins weiche Moos:
„Jungfräuerl, thu du mich lausen,
Wein' goldfarben Haare austrausen!“

Und als sie d' Haar auseinander that,
Da fangt sie gleich zu weinen an.
Er schauet ihr unter die Augen:
„Jungfräuerl, was thut dich bedauern?“

Bedauert dich dein stolzer Muth,
Bedauert dich dein' Vaters Gut;
Bedauert dich dein' Ereu und dein' Ehre,
Jungfräulein, bekommst nimmer mehre!“

„Ich bedaure nicht den stolzen Ruth,
 Ich bedaure nicht mein' Vaters Gut,
 Ich bedaure die selbige Lannen,
 Wo alfe Jungfrauen drauf hangen!“

„Jungfrau, liebs Jungfräulein,
 Das därf dir gar nit seltsam sein;
 Die Zwölfte, die mußt du heut werden,
 Im Wald dahier mußt du heut sterben!“

„O Ritter, liebster Ritter mein,
 Drei Schrei erlaube mir zu schrei'n!“
 „Drei Schrei, die erlaub ich dir gerne,
 Ist Niemand im Wald, der dich höret!“

Den ersten Schrei, ja, den sie schreit,
 Den schreit sie ihrer Mutter zu:
 „Mutter, komm eilends und balde,
 Sonst muß ich jezt sterben im Walde!“

Den zweiten Schrei, ja, den sie schreit,
 Den schreit sie ihrem Vater zu:
 „O Vater, geh eilends gekommen,
 Sonst wird mir mein Leben genommen!“

Den dritten Schrei, ja den sie schreit,
 Den schreit sie ihrem Bruder zu:
 „Bruder, komm eilends zu wenden,
 Sonst muß ich mein Leben jezt enden!“

Ihr Bruder war ein Jägersmann,
 Der alle Thierlein schießen kann;
 Sein Schwesterlein hörte er schreien,
 Sein Hündelein hieß er schweigen.

Er kam und spannte seinen Hahn
 Und schoß den schönen Ritter zusamm':
 „Hast wollen mein Schwesterlein hangen,
 Jezt hast du den Lohn schon empfangen!“

Dann nahm er sie bei ihrer Hand
 Und führte sie ins Vaterland:
 „Jezt Schwester, thu hausen und bauen,
 Rein' Ritter därfst du nicht mehr trauen!“

Großen Beifall erweckt stets auch

Das Lied vom erschossenen Soldaten.

Zu Pressburg, zu Pressburg
Stell ichs mein Unglück ja wol an,
Da wollt ich deserter'n
Zu einem andern Herrn,
Sollt aber nit lang währn.

Um ein Uhr bei der Nacht
Haben s' mich gefangen eingebracht:
Sie stellen mich vor's Haus,
Kuweh, mit mir ist's aus,
Was wird werden daraus!

Meine Brüder alle drei
Sind auch wohl alle drei dabei:
Sie schießen her auf mich,
Das Blut, das spritzt auf sie,
Und das war meine Bitt:

Wann ich erschossen bin,
Legts mich auf Rosen und Marin,
Das Grab von Marmelstein,
Das Kreuz von Elfenbein,
So schlaf ich ruhig d'rein.

„Gehts, hörts mar auf mit entere traurin Sanka“,
greint die Bäuerin, „singt's a mol a Gscheits. — Lusti
sein, lusti sein, muas d' Engl selba gfreun!“

Sofort schnurren die Räder frischer und in einer gar
heiteren Weise erklingt

Das Lied vom Lustigsein.

Seids fleisi, seids fleisi, thuats singen und hupfn,
So tonn ent da Leuß loa Harl gusrupfn;
Bagehts nur aufs Betn und Dabatn nia,
Dös mocht enta Herz jo so guat und so freudi,
In Leib ah so rühri, so stork und so schneidi,
Und s' Eßn und s' Trinkt, dös schmedt oft scho wia!

Und will unsa Herrgott ent immeramol judn,
 So müaßts schön geduldi ent biagn und ent dudn;
 A Rorr, wer sih über an Uebl beklogt; —
 Wer s Schlimme nit kennt, tonn ah s Guade nit gniasn,
 Wann ka Kocht nit wa, müassad da Log Dan vadriaßn; —
 Dös hot scho mei Boda, mei Ahndl scho gsogt.

Und kimts oft zan Urlaubnehm, lusti müaßts roasn,
 Da heilige Beda thuat ah nouh gern gspoasn,
 Und singt nouh und tonzt, daß gor d Engl sih gfreun.
 Drum, tonzt Dana lusti wol auffi zan Himmel,
 Gleich mochn a kreuzlustis Gschall und Getümmel,
 Oft löst er n mit Freudn ba da Himmelsthür ein!

Oba, flacht er an zopfadn, traurign Loppn
 Mit henkade Kosn in Himmel zuatoppn,
 Den loacht er wol owi ins Louch, dös is gwiß!
 Und schleicht eahm an olda Bettbruader in d Nähn,
 Bontweili, mit Kurwazn, Sindln und Pfnechn,
 Den schmeißt er wol gleich olle Sterner ins Gfriß!“

Drum seids lusti, seids lusti, thuats singen und hupfn u. s. w.

So klingen ernste und lustige Weisen aus dem Herzen
 heraus und bis in die tiefe Nacht hinein und dabei schmalzen
 die Späne und schnurren die Spindeln. Und wenn's nun
 gar an den Spannvespersegen kommt, so klappt selbst der
 Hausvater seinen Haussehaz zu und stimmt mit ein:

„Laßt sie klopfen, die Gespenster
 An das Fenster!
 Draußen herrscht die böse Zeit,
 Drinnen die Gemüthlichkeit;
 Draußen liegt die schwarze Nacht,
 Drinnen wird der Span gemacht,
 Damit Licht im Hause sei
 Und der Segen auch dabei.
 Laßt sie klopfen die Gespenster
 An das Fenster!
 Seht, es ist so winzig klein,
 Mag kein böser Geist herein!“

Der Bartl und der Miklo.

Sanct Nikolaus war ein Bischof, wie es deren wenige gibt.

Da ist er in den Winterabenden durch die finsternen Gassen gegangen und hat den Leuten zu den Fenstern hineingeguckt, was sie machen und was sie haben. Wo es lustig und hell war in den Häusern, da ging er vorüber, aber wo es still war in der Stube und nur ein Delleichtlein brannte, da sah er lange durch die kleinen Scheiben. Hier ist ein Fensterlein, durch welches er in eine öde Kammer guckt. An der Wand gerade vor einem Strohlager hängt die Lampe und daneben sitzt ein Weib und näht an einer weißen Leinwand und die Nadel will nicht recht durch, es sind die Finger so steif. Warum setzt sich das Weib nicht an die Ofenbank? Weil der thönerne Ofen kälter ist, als die Holzwand am Bette. Oder warum sitzt sie nicht bequem am Tischlein, wie es Nähterinnen gezeimt? Weil ein leeres Tischlein gar so traurig aussieht. Doch sie denkt ja nicht daran, sie blickt auf das Strohlager — dort schlummert ein Wesen, für das sie lebt und arbeitet und darbt — ihr Kind. Sanct Nikolaus sieht es und wirft ein Goldstück durch das Fenster.

Dann geht er weiter und guckt durch eine andere Scheibe. Da sieht es nicht mehr ganz so einsam aus. Alte Graubärte sitzen am Tisch und an den Bänken herum; nebenan lehnen Krücken. Aber am Schranke dort kauert Einer und kann doch nicht gehen, er hat ein paar rührige Hände und kann doch nichts thun — er ist blind. Und wie sie Alle heiter sind! Da erzählen sie sich lustige Geschichten aus der Jugendzeit, aus dem Soldatenleber

und lachen dazu. Sanct Nikolaus sieht und hört es und wirft ein Goldstück durch das Fenster.

Dann geht er weiter und guckt durch eine andere Scheibe. Hier wohnt eine Familie: Eltern und Tochter und der Unfriede in einer Stube. Der Vater flucht und schreit: „Du mußt ihn nehmen, den Großbauer, was soll sonst aus Deinen alten Eltern werden!“ „Bei Gott im Himmel, ich kann ihn nicht lieben, Vater!“ weint das Mädchen, „glaubt mir, der Tischler ist besser und braver und wir werden schon arbeiten, um Euch zu ernähren.“ „Besser, braver! ein Habenicht's ist er, und weil Dir der lockere Junge besser zusagt als der erfahrene Mann, sollen wir hungern!“ — Ihr sollt nicht hungern und das Kind nicht unglücklich werden, denkt Sanct Nikolaus und wirft ein großes Goldstück durch das Fenster.

Wieder in einem anderen Stübchen sitzt noch spät in der Nacht ein junger Mann am Arbeitstische. Er sieht recht bleich aus, aber seine Augen sind geröthet. Er darf noch nicht zu Bette gehen, muß arbeiten für seine kranke Mutter. Sanct Nikolaus wirft ein Goldstück durch das Fenster. —

Und so ging der heilige Bischof herum und blickte durch die Scheiben, und wo die Armuth und die Tugend daheim, da warf er ein Goldstück durch das Fenster.

Aber Dank der Wohlthätigkeit und Menschenliebe, Sanct Nikolaus wandelt noch heute durch die Welt, er wirft manches Goldstück in die Wohnungen der Armen; und wer noch klein ist und im Berglande der Steiermark wohnt, der kann ihn wohl gar auch einmal sehen, den heiligen Mann im vollen Ornat, mit Stab und Bischofsmütze, denn der „Niklo“, wie ihn die Städter aus Gebärd

und Lannenzapfen haben, zieht draußen auf dem Lande wirklich und wahrhaftig herum in Fleisch und Blut! Mit den Großen macht er sich indeß nicht mehr zu schaffen, er ist ganz Kinderfreund. Gleichwohl ist aus der ursprünglich so schönen Sitte ein Zerrbild geworden.

Am Nikolausabend (6. December), da wird der Niklo sichtbar und geht in die Häuser und fragt nach den Kindern, ob sie brav sind, fleißig beten und etwas lernen. Diese haben den Besuch wohl erwartet und sind schon seit einigen Tagen her bestrebt gewesen, ihre Tugenden in das günstigste Licht zu stellen; besonders kommen in der Nikolauswoche unter den Kleinen auffällig wenig Hän del vor und auch Kleider und Bücher oder Geräthe werden verhältnißmäßig sehr geschont. Es geschieht das aus wichtigen Gründen, denn der Niklo, wenn er kommt, hat nicht bloß rothe Äpfel, goldene Nüsse, verzuckerte Zwetschen u. s. w. bei sich, sondern auch einen schwarzen, sehr verdächtigen Begleiter! Ich meine den „Bartl“, der wie der Teufel aussieht und von dem man nicht weiß, wie er zum heiligen Bischof gekommen und mit ihm so freundschaftlich ist.

So kommen sie beide am Abende, wenn der Span schon angezündet. Der Niklo, der ein gar alter, ehrwürdiger Mann mit schneeweißen Haaren und Bart ist, geht voran und sagt:

„Da Niklo, da Niklo
Und da Bartl is do.
Und mir schaun, wo die Kina
Recht brav sein und wos kinna;
Die Bravn, de kriagn rothe Äpfelein,
Die Schlimmen, de sohn mar in die Butt'n ein!“

Und siehe, da tritt auch schon der Bartl hervor. Der hat einen grauen Pelz an und ist kohlschwarz im Gesicht, bis auf die rothe Zunge, die weit heraushängt. Hörner

trägt er auch und am Rücken hat er die unheilvolle Butte und eine große, klirrende Kette daran!

Da müssen nun die Kinder laut beten oder etwas Gelerntes auffagen und sofort bescheert der Niklo seine Gaben. Der Bartl muß gewöhnlich ununterrichteter Dinge abziehen, denn fängt die Situation auch wirklich an, bedenklich zu werden, so führt stets die Mutter ausgleichende Einsprache und die Sache ist geschlichtet. Aber des Bachbauers Hanserl hatte keine Mutter gehabt, die für ihn ein gutes Wort eingelegt hätte; er war ein Waisenknaube, und als der Bartl an dem armen Knaben seinen Muthwillen ausübte, entsetzte sich dieser so sehr, daß er die Fraisen bekam, und noch heute, nachdem er alt geworden, trägt er die Frucht des Nikolausabends mit sich herum — er hat die fallende Sucht!

Da ist's dem Lechner-Buben glücklicher gerathen, der hat den unheimlichen Gesellen, welcher mit dem Niklo gekommen, bei den Hörnern gepackt und ihm dieselben mit sammt der Maske dermaßen herabgerissen, daß nichts übriggeblieben, als das gutmüthige Antlitz des alten Großknechtes.

Wenn nun der Niklo und der Bartl wieder fort sind, ist den Kleinen ein Stein vom Herzen und sie wagen wohl gar im Geheimen die Bemerkung zu machen, daß der Niklo gerade so eine Warze auf der Nase gehabt, wie der Ochsenknecht. Doch gibt dies keinen Anlaß zu irgend einem begründeten Zweifel an der Heiligkeit des Niklo und es wird im Laufe des ganzen übrigen Abends noch die strengste Ruhe und Sittsamkeit beobachtet.

Unmittelbar vor dem Schlafengehen werden erst von Jedem die kleinen Schuhe oder eine Kopfbedeckung an das

Fenster gestellt, denn der Niklo geht in der Nacht noch einmal zu allen Häusern, und weil er es den Schuhen oder Hüten absieht, ob die betreffenden Eigenthümer brav oder schlimm sind — füllt er dieselben je im Verhältnisse mit Obst, Lebzelten oder wohl auch mit Steinen und Lannenzapfen und legt letzteren obendrein noch eine zierlich geflochtene Birkenruthe bei

Das geht nun für die Kleinen, so lange sie daran glauben, was nicht selten über das Kindesalter hinaus geschieht. Ich habe in meinem zehnten Jahre noch die Schuhe an das Fenster gestellt und war stets voll des frommen Preises für den heiligen Bischof Nikolaus, wenn ich meine Schuhe vollgepfropft fand mit den verschiedensten Süßigkeiten.

Mein jüngerer Bruder aber war denn immer viel schlauer als ich; der hatte es einmal bemerkt, wie die Mutter in der Nikolausnacht unsere an das Fenster gestellten Schuhe mit Obst und Lebzelten füllte und der Vater die Birkenruthe dazusteckte — er theilte mir das sofort mit, doch ich konnte es schier nicht glauben. Von Seite Sanct Nikolaus war es allerdings denkbar, denn ich fand es ohnehin außerordentlich merkwürdig, daß der himmlische Bischof in einer Nacht und meist bei schlechtem Wetter zu allen Häusern so herumkommen konnte; aber geradezu unglaublich fand ich, daß uns die Eltern so hintergehen konnten. Doch ließen wir unseren Zweifel oder vielmehr unser Wissen nicht merken; — wir wollten uns auch im nächsten Jahre wieder süßer Niklogeschente erfreuen.

Advent.

Die Zeit schläft. Sie hat sich in die Federflaumen des Schnees oder in die Schlafhaube der Decembernebel verummmt und fröstelt in Fieberträumen. Nur wenige Stunden des Tages schlägt sie die trüben Augen auf, erwartungsvoll ausblickend nach des Verheißenen Ankunft. Advent! So kanns nicht bleiben, anders muß es werden; — aber wer soll denn kommen? Der Erlöser, sagt der Prediger; der Jahresgehalt, sagt der Beamte; die Weihnachtsgabe, sagt der Arme und das Kind; die Feiertage mit den Krapsen und Christbraten, sagt der Bauernknecht.

Und — Apollo, der Sonnenwender, sagt die Zeit. Wahrhaftig, die Sonne ist lahm und siech, die vermag gar nicht mehr hoch zu steigen; die spaziert ihre paar Stündlein des Tages dort über den beschneiten Berghalben hin und hüllt sich dicht in Nebelmäntel, daß sie sich ja nicht erkälte. Jeder Strauch hat sich eine weiße Decke über die Ohren gezogen; jeder Baum hat sich eine weiße Pelzhaube machen lassen — weiß ist sehr in der Mode. Der Teich hat sich eine tüchtige Winterfensterscheibe überfrieren lassen, der Bach hat sich einen kristallinen Canal gewölbt und der Hansel hat sich ein neues Paar Handschuhe gekauft.

Ei, wäre dem Haushahn der Schnabel verfroren! Aber kaum der Nachtwächter zur Ruh-gekommen, hebt der Hahn an zu krähen und das ist schon um drei Uhr, und der Hansel muß sein liebes Strohnest in der Stallkammer verlassen. Es ist diesmal das Dreschen noch nicht aus; dies Jahr kommt sie spät, die Krapsengarb'. Bald klappern auf

der Tenne vier Dreschflegel mit dem Hahn um die Wette. Zwei „Legen“ Stroh müssen gedroschen werden vor Tags und da meint der Hansel: „Wenn wir uns aufs Stroh thäten hinlegen und tüchtig und mit allem Fleiß darauf losschliefen, ob das Zeug nicht auch weich werden wollt?“ Er weiß es aber gleichwohl, daß man nicht drischt, um das Stroh weichzumachen, sondern um das Korn herauszuschlagen.

Nach dreistündiger Flegelarbeit thut eine gute warme Suppe so übel nicht; es muß dazu noch der Kien leuchten, denn die Nacht draußen hebt erst ein wenig an, blaß zu werden. Nach dem Frühstück gehen die Knechte hinaus in den Wald; auch eine oder die andere Magd, die höhere Strümpfe hat, als der Schnee tief ist, muß mit. Sie sägen Bäume um, glatt am Boden natürlich, aber kommt nur erst der Sommer, so zeigen die mannhohen Strünke, wie tief im Advent der Schnee gelegen ist. Die Ammerlinge und Häher zwitschern auf den Wipfeln ihre Winternoth und krachen Schneestaub nieder auf die Holzarbeiter, oder es stürzen ganze Stollen herab, so daß sich die Leutchen mühsam aber lachend aus dem Schneestaube wühlen müssen. Und wenns erst stürmt, daß die gefrorenen Stämme winseln und krachen, dort und da ein Wipfel niederfährt und der scharfe Schneestaub faust, daß der Hansel die Rathel nicht mehr sieht und nach ihr mit den Fingern muß greifen, ob sie der Wind wohl nicht schon davongetragen — so ist das ein „saggrisch-verteufeltes“ Brennholzschlagen.

Die daheim haben es besser. Die legen das Holz des winterstürmischen Waldes in den Ofen und spinnen Garn und singen „Frauengesänge“ und erzählen sich Märchen und

plandern und fichern, und Jede spinnt Fäden zum Hemde des Glücklichen.

Und wie gut sie verwahrt sind! An den Scheiben der kleinen Fenster ist der Schimmel des Eises gewachsen und von den Dachvorsprüngen weben sich die silberweißen Spangen der gefrorenen Falltropfen nieder und hinein in den Schneewall, der das Haus umgibt. Da muß denn freilich bald Nachmittags der Kienspan wieder glimmen. Und am Abende knarrt die Thüre, da wird draußen im Vorgelass Schnee von klingenden Schuhen geklopft — Advent! Ankunft! Der Hansel ist da; der Hansel und der Seppel und der Franzl und der Toni. Ihr jungen Weiblein allmitjammt, jetztunder wirds noch lustiger bei euch in der Spinnstube.

Lodentwämser austhun, die klingenden Schuhe gegen „Strohpatzchen“ versehen, warm Süpplein und „Brennsterz“ grüßen, das kommt jetzt dran; dann heißt es die Pfeifen stopfen — brennts nur erst, hebt das Schäkern an, geht das Ketten los, und — der Hausvater und die Hausmutter sind nicht gar allfort zugegen — bis es Schlafenszeit wird, ist mancher Kocken verzanst, mancher Faden gerissen. „Sie thun's nit, und sie thun's einmal nit zusamm', die Mandeln und die Weibeln!“ hat der alt' Kas-Möstel gesagt.

Aber Tageslast ist schwer gewesen und im Stüblein sitzt sich so warm und die Augen sinken und sinken — Advent! Ankunft, der Schlaf ist da! Ist aber just Samstagacht, und die Kathel ruht in der einsamen Klausel und kann nicht schlafen, weil die Thür in die Stallkammer hinaus nicht gut verriegelt ist, so trägt sich wohl zu, daß insonderheit auch die Kathel Advent feiert.

Darf nicht gelten. Ankunft des Messias! sagt der Prediger, und die Kirche nimmts ernsthaft. Alltäglich, ehe noch der Morgenstern aufgeht, zieht der Messner ein Flämmchen von der rothen Ampel des ewigen Lichts und zündet damit die Altarkerzen an. Und die Glocken läuten, bis von nah und fernem Gebirge die Andächtigen herbeikommen durch Nacht und Nebel und auch ihre Kerzlein anbrennen in der nächtigen Kirche und ein Lied ertönen lassen, das ihnen schon der Prophet Jesaias vorgesungen hat: „Thauet, Himmel, den Gerechten!“

Eine rührende Sehnsuchtsklage.

Als ich, ein Knabe noch, mit meinem Vater einmal in die Morate ging, frug ich ihn unterwegs, was denn das eigentlich heiße: Thauet, Himmel, den Gerechten? Mein Vater schwieg eine Weile, dann stand er plötzlich still: „Du fragst so närrisch, Bub. Viertausend Jahre haben sie gewartet; allerweil und in allen Enden und Winkeln sind Leut' geboren worden, aber ein ganz Gerechter ist halt nit dabei gewesen. Wo hernehmen, wenn er aus dem Menschenvolf nicht aufsteht? Aus der Erden hat er ihn herausstampfen wollen, der alte Prophetenmann, dem schon Angst ist worden in der Seel'; aus der Luft hat er ihn wollen herabziehen und in allen Wolken hat er ihn gesucht, und so hat er einmal in einer ruhsamen Nacht, da er auf der Heid' ist gestanden, die Hände ausgestreckt gegen Himmel und hat das Wort gerufen — jetzt, Bub', wenn Du's nicht verstehst, anders kann ich Dir es nicht ausdeuten. Lass' ich Dich da stehen im Wald und geh' Dir davon und sag': wart', bald komm' ich. Und ich komm' aber nicht, und Du stehst eine Stund' um die andere und frierst und hörst die wilden Thiere heulen — und kennst

keinen Weg und ich komm' noch immer nicht — nachher, Dub', wirst es wohl verstehen, wie dem Prophetenmann um's Herz ist gewesen."

Wir sind weiter gegangen, und nie habe ich kindlicher die Erwartung des Erlösers empfunden, als bei derselbigen Morate.

Die heilige Weihnachtszeit.

Es ist der Christabend.

In der Stube brennt heute statt des rauchenden Kienspans eine geweihte Wachskerze. Auf dem weißgeschuerten Tische ist aus Amuleten und Heiligenbildern ein Altar aufgerichtet und inmitten steht das berufte, hölzerne Crucifix — das ist so heilig, daß man den Fuß und das daran klebende Spinngewebe nicht herabwischen darf! In der Stube ist es feierlich und stille, aber draußen in der Nacht bläst der Nordwind und pfeift und poltert in der heiligen Stunde wie ein Heide. Doch auf den Fensterscheiben blühen die herrlichsten Blumen und Rosen. Kennt ihr die Geschichte davon?

Da standen sie einst im Mai auf dem Fensterbrette, die Blumen und Rosen, und sie waren zart und frisch und blühten und dufteten — denn die Jungfrau pflegte sie und sie hatte ihre Freude an den Kindern des Frühlings. Aber da kam der heiße Sommer und die Blüthen wurden welk und es kam der trübe Herbst und die Blätter wurden bleich und fielen ab — eines nach dem andern. Langsam starb der Blumenstrauß dahin. Als nun kam jene Nacht des Heiles und der Erlösung, in welcher die Todten in den Gräbern lebendig werden und die Geister singen: Ehre

sei Gott in der Höhe, — da erschien auch der Geist des Blumenstraußes am Fenster und entfaltete sich in unzähligen Zweigen und Rosen. Aber sie sind bleich und kalt und werden nicht mehr, wie im Mai, weil sie der Heide geküßt, der draußen klopft und stürmt! —

So denkt sich das Mütterlein, das am Ofen kauert und betet, daß das Jesukindlein komme. Neben diesem kniet ein Knäblein, das zittert in Angst und Erwartung und betet ebenfalls: „Lieb' Jesukindlein komme!“

Da geht die Thür auf und der Bauer und der Großknecht treten herein. Ersterer trägt ein Kohlengefäß, aus welchem Weihrauchwolken emporqualmen, letzterer einen Topf mit Weihwasser und Sprengreißig.

So ziehen die Beiden in Haus und Hof umher, mit dem geweihten Rauch den bösen Geist erstickend, mit dem Reißig den Segen Gottes in alle Kisten und Kästen und Kammern und Ställe sprengend. Selbst Kind und Schaf und Schwein wird beräuchert und besprengt — es ist wegen den Anfechtungen des Fleisches. Nicht selten wird heute das ganze Grundstück umgangen und auf diese Art eingeseget — dabei darf aber kein Wort gesprochen und der Blick nicht nach rückwärts gewendet werden, denn — der Teufel hat um diese Zeit freies Spiel!

Dieses Rauchen und Sprengen wird auch in der Neujahrs- und Dreikönigsnacht wiederholt. Es ist schon geschehen, daß man in den Strohkammern den Teufel nicht genugsam beschworen hat, dann ist über Nacht der ganze Hof weggebrannt, — aber Feuer hat man keines gestreut!

Im (windischen) Unterlande ist am heiligen Abende die Sitte des Krippenverbrennens üblich. Auf ein-

samer Weide werden spät Abends drei Krippen in Asche gelegt und mit dieser Asche die Häupter junger Mädchen bestreut, welche sich nach einem Manne sehnen. Nicht gestillt soll dadurch die Sehnsucht werden, wohl aber soll sie in Erfüllung gehen, worauf sich die Mannsüchtigen allerdings nicht selten wieder das Haupt mit Asche bestreuen mögen zum Zeichen der — Klage.

Nach dem „Rauchen“ wird vor dem Hausaltare der Rosenkranz gebetet, und darauf kommt ein heute besonders tüchtiges Nachtmahl. Die herrliche Sitte des Christbaumes findet man in den Gebirgen nicht. Der Hausaltar und der Rosenkranz soll ihn ersetzen — in Wirklichkeit aber vermags nur der fette Heidensturz, welchen die Hausfrau zum Nachtessen auf den Tisch bringt.

Nach demselben wird gewaschen und gepuht und gebürstet, und sind die Leute mit Allem fertig, so setzen sie sich zu Tische, lesen die drei Evangelien zum Christfeste oder singen Weihnachtslieder.

I.

Suchhe, Duabn, bitt ent schön,
 Stehts na bold auf;
 d' Uhr hot scho zwölfi gschlogn,
 Lusti frisch auf.
 Seids olle neune do,
 Lafts na brav zua,
 Der Uaberl muß vorausgehn,
 Is a lustiga Bua.
 Schauts na, wias funkeln thuat,
 Schauts na hino,
 Fliagn jo wie d' Fledamäus
 Uebas Doch o;
 Sein sou kloane Kinder und
 Rinnen scho fliagn;
 Soubl (Jofes) topp nochhi,
 Wern ma schaun, daß ma s triagn.

Miaschtl (Martin) gib Dubocht,
 Da Soubl is groub,
 Er möcht ins s Kind schreckn,
 Dös war ins ka Loub.
 Franzerl nimm s Manzerl
 Und bsinn dih nit long,
 Stich o a foasts Lampertl
 Und woug na den Song.
 Bucl dih fein schöan und schöan,
 Bucl dih fein schöan,
 Rued flux bei Hüaderl,
 Wonnst eini willst gean.
 Kaderl und Regerl,
 Des Wentscherla zwoa,
 Nehmts in an Segerl (Körbchen)
 An iads a por Dar (Eier);
 Douscht in Stoll steht die Kua,
 Nehmts a Milch ah dazua,
 Gehts na fein gschwind
 Zu den gruserkloan (winzigen) Kind.
 D Hüat legts auf d Seiten
 Und d Stedn auf d Erd,
 Das mar ins bekennen
 Vor Goud insan Herrn.
 Hätts jo mei Lo nit glabt,
 Bin douh schon old,
 Das mar an oldn Stoll
 Sou schöan ausmolt;
 Silber und Guld gibts ja gmua,
 Musi dabei,
 Das ma schier moant,
 Ra muas lugln in's Heu.

II.

Piazt, herzis Kindl, grüas dih Goud,
 Du thuast ma namla gfoln,
 Bist nit mit Geld zan zohln,
 Ih sog da s truz!
 Son selba ah viel Kina ghobt,
 Oba loans hot sou mei Herzl globt,
 Glaub, ka Kini auf da Welt
 Wird sou an Prinzn zähln,
 Der n sou wol that gfoln,
 Bia du mei Schop!
 Wos wird dei Woda sogn,
 Wann er dih sehn werd,

Sou orm und bloß auf Erd
 Bul Roth und Plogn!
 Er wird vor Herzload ohnmächti wern,
 Wann dih gstott d Leut thoan d Biecha verehrn;
 Er wird dih gwiß bitta biwoan (beweinen),
 Wannst sou viel Schnee und Wind.
 Ba wegn insa Teufelsjünd
 Leidn muast alloan! —
 Drum, o Ruada, mit dein Kind,
 Geh, moch dih eilends auf,
 Mit mir mein Haus zualauf,
 Basteck dih gschwind.
 Ih will mei Weib hoamla stiftn brav on,
 Daß s a Schmolzkouch in a Kropfnopfonn
 Für ent ollzwoa zuarichtn sull,
 Dös hobß ba mir olle Tog
 Sou viel, as s kloan Schiperl na mog,
 Selts, dös is tull!
 Wanns oft wirkli gschehn sullt,
 Daß da Herr Boda dein
 Dih, o liabs Jesulein,
 Ban eahm nehma wullt,
 Sou streck aus dei Handl und nimm ins ban Schoupf,
 Oba gib Ocht, daß d ins nit wegrest in Koupf.
 Du bist kloan, mächtigsta Soud,
 Wannst wullstst, du warst da Ries,
 Der ins jan Luistl schmiesß
 In die ewi Rout!“

Mittlerweile wird es Zeit zum Nattengang. Festlich angethan stehen die Leute um den Herd und zünden sich eine Fackel an. Diese voraus, eilen sie nun von ihren Bergen in die Thäler, vereinigen sich dort mit Anderen und ziehen hinaus gegen das Dorf zur Pfarrkirche. Viele sind weit von dieser entlegen und kommen oft erst um zwölf Uhr, wenn schon alle Glocken klingen, bei derselben an. Es ist schön, wie von allen Seiten die Lichter herbeikommen, und endlich um das Gotteshaus einen förmlichen Kranz bilden. Aber auch aus den hohen Kirchenfenstern strahlt heller Glanz und die Glöcklein klingen am Altare und die Orgel tönt, — schmetternde Musik erschallt vom

Chore mitten in der Nacht und liebliche Weihnachtslieder wiegen dazwischen, jene alten Hirtenlieder, wie sie unsere Vorfahren in ihrer frommen einfältigen Weise und in ihrer Mundart gedichtet haben. In vergangenen Tagen hat sich auch das Landvolk mit Dichtungen, poetischen Spielen und theatralischen Darstellungen befaßt, und sind dazu gerne Stoffe aus der heiligen Schrift genommen worden. Das „Paradeisg’spiel“, das „Adam- und Evag’spiel“, das „Passionsg’spiel“, das Krippelg’spiel“ u. s. w. sind zumeist Gegenstände drastischer Darstellung, frommer Bewunderung und heiterer Gemüthlichkeit gewesen. Bald haben sich diese Spiele mit dem kirchlichen Gottesdienste vermengt, mit dem sie ja, und besonders in Hinsicht des Theatralischen, so viel Verwandtes haben. Und in der Kirche haben sich die bäuerlich verfaßten und dargestellten Dichtungen und Scenen auch am längsten erhalten. Die „Krippenlieder“, wie sie heute noch hie und da in entlegeneren Berg- und Waldkirchen gesungen werden, sind davon beredte Ueberbleibsel. Diese alten, anheimelnden Gesänge werden aber wahrscheinlich bald für immer verklungen sein; ist es ja der nüchterne, vernunftselige Sinn unserer Zeit, der sie zu verdrängen sucht; — warum, das weiß ich nicht. Ich liebe dieses Erbe unserer Väter, wenn es auch ein wenig urwüchsig, tollwüthig oder einfältig aussieht; es liegt der Charakter unseres Volkes darin; es ist der unmittelbare Ausdruck des Herzens und der Gottesverehrung. Die lateinische Messe und den lateinischen Chor verstehen die Bauersleute nicht — zum Glücke nicht! — der ewige „Rosenkranz“ wird ihnen schließlich auch zu langweilig; was Wunder, wenn sie sich selbst eine Art von Gottesdienst geschaffen haben, der gleichzeitig aus

ihrem eigenen Fleisch und Blute ist! Noch einige Proben davon:

Wir haben uns ein Hirtenleben nach oberländischer Art zu denken. Da erzählt denn auf winterlicher Heide ein Hirte dem andern:

„He, Jodl, he Bua!
 Schau, lous a went zua.
 Danahst is ba Mitternocht
 Stwesn la Bua;
 Es lias miß net schlofn,
 Und tramen a net;
 Do hör ih wos ludlan
 Gor eine ins Bet.“

Dann war er vertwirrt aufgesprungen, und:

„Wir ih zu mein Schäflein
 Wult auffi auf d' Wocht,
 Do thur i an Stulpra,
 Daß dölli hot trocht!
 Aft schrei ih um an Blos;
 Geh, schau, wos is dos!
 Da Himmel steht offn,
 Us wir a lars Fos.
 Die Heiligen lassn auffer
 Und d'Engerln oll mit;
 Ich woas doß ta Hohzat,
 Roan Kiatatonz nit.“

Und wie hernach ein „goldener Bua“ den Bericht gebracht habe, daß in einem Stall zu Bethlehem unten der Heiland geboren sei:

„Der Himmel war zbrochn,
 Gott lag auf der Erd!“ —
 „So, d' Liab hät dös gmocht,
 Daß er daher trocht
 Herunter auf Erd
 Und häts Heil uns mitbrocht.“

Und weiter erzählt der Hirte, wie sie, die Schäfer, zu Paar und Paar hineingegangen seien in den Stall, und:

„Ih bracht eahm a Lampl,
 Da Rüapl a Penn.“

Hernach hätten sie ein Liedchen gesungen; dann seien auch noch Andere dahergereunt:

„Sie sungen von an Brief auffer; —
Ih hon niz kennt“.

In diesem naiven Geständnisse klingt es ja wie Sehnsucht nach der Schule!

Weiter:

„Bia 's liab Kindelein
Wullt schlofn schon ein,
Do sog ih eahm hoamli
Ins Wascherl hinein:
Loß da niz böß' trama
Wegn unsera Sünd! — — —“

Zulezt fiel ihm, dem Hirten, noch ein, daß ein Wieglein sollt' sein, und nahm sich sogleich vor, beim „Uhr-tastemacher“ eines zu bestellen. Und beim Abschiednehmen vom Kinde muß der gute Schäfer wohl an's Sterben und an noch was Aergeres gedacht haben, denn er empfiehlt sich angelegentlichst:

„Smol, wann da böß Fanterl
Uns fecht wullt on,
Schlogn auffi auf d' Schworn,
Gibn jo tan Padon!“ —

So weit dieses Weihnachtslied.

Noch toller und derber ist der Beckruf des Hirten in einem andern Gesang:

„Auf, du fauler Bärenhäuta,
Wos dußst dan so long im Bett,
Steh doh auf und ziah diß weita,
Wegnwas schomst dan du diß net!
Hörst nit d' Engl tonzn, singa
Bithernschlogn und blofn ah;
So kunts Koana zwegabringa,
Wans da beste Spielmon wa!“

Ober aus einem dritten Lied:

„Hon in Bartl aufgewekt,
 Got gschlofn stoanfest,
 Hon an grupft, hon an gsteffn,
 Got d' Hosen vageffn,
 Wird munter auf d' Leht,
 Got d' Augen ausgeweht.“

Und wie lieblich ist in demselben Lied die Charakterisierung der Mutter des Kindes:

„Da Bota stoanolt,
 Die Muata bluatzung,
 Schön weiß, as wie Kreidn,
 Schön mild, as wie Seidn,
 A liabli schöns Weib,
 Demüati dabei!“

Und wie rührend klingt die Barmherzigkeit und menschliche Theilnahme aus folgenden Strophen:

„Bruada, gehst du ah mit mir?
 Nim dein Dudlsock ah mit dir,
 Und d' Schalmei dazua!
 Wan ma gehn in Stoll hinein,
 Grüaß ma gschwind das Kindelein,
 Und pfeif Dans dazua!
 Bruada, geh stichs Lamperl ob,
 Weil ma holt nig bessers hobn,
 Biahns Pelzl aus!
 Füll ma zua das Kindelein guat,
 Daß 's uns nit dafruisn thuat;
 Wie wa nit döß a Graus!
 Ach, wie gfruißt das göttli Kind,
 Wie geht nit aus und ein da Wind!
 Liegt auf Heu und Stroh!
 Wan ih nur se Häuserl hät,
 Dös doscht unt im Dörferl steht;
 Do nahm ih d' Muata mit dem Kind,
 Und trogads in mei Häuserl gschwind,
 Wie war ih nit so froh!“

Ober:

„Muafst ma die Schäflein gschwind zsom,
 Hobn ma dabei a foafst Lom;

Sohns kriagt vor etla Togn,
 Wölln mas dem Kindelein wogn,
 Deaf ah der olte Tatl
 Sih dabon brotn a Bratl!“

Das ist ein gemüthliches Wiegen und Fodeln — selbst die ältesten Leute singen heute mit. Und während der Wandlung hört man gar den Kukuk und die Nachtigall . . . es ist die liebe, die süße Christnacht!

In der Kirche zwischen den ernstdüsteren Tönen der Orgel und bei den lateinischen Ausrufen des Priesters nehmen sich ähnliche Kundgebungen allerdings ein Bischen komisch aus; aber trotzdem sind sie der gläubigen Schaar ein mächtigerer Born der Andacht und Erbauung, als zehn Kirchenlieder und Gebete mit ausgesuchten Worten und aufgestellten Sätzen. Ja, es wäre ein großes Glück, wenn in unseren deutschen Ländern die Urthümlichkeit des deutschen Volkes endlich auch in der Kirche zur Geltung käme!

Erscheinen uns die alten Krippenlieder den glatten, hochdeutschgegebenen Poesien gegenüber auch trivial — sie sind es nicht; sie sind der Ausdruck eines heiteren, gläubigen, kindlichen Gemüthes; sie verdienen dieselbe Achtung und Pflege, wie wir sie dem Volksliede im Allgemeinen angedeihen lassen. Und wir, die wir ja so große Ehre daran setzen, die toleranten, vorurtheilsklosen Freunde des Volkes zu heißen, wir sollen dieses Erbe unserer Väter auch aus der Kirche nicht verbannen, so lange wir nichts Besseres dafür hineinzustellen haben. So lange Kirchen stehen werden, wird und muß Herz und Gemüth in denselben daheim sein und zwar unmittelbar verkehrend zwischen diesem freud- und leidvollen Leben und dem Gegenstande des Glaubens und der Hoffnung. Und

wenn ein liebevoller Alpenbursche in seine Pfarrkirche kommt, und hier vor dem Tabernakel seinem Glücke durch einen wilden Töpler Luft macht — was verschlägt's? — er lobt Gott nach seinem Herzen. —

Nun von der Kirche wieder zurück zum stillen Gehöfte. Wie wird hier die Christnacht noch des Weiteren begangen?

Wer zu Hause bleibt, der hat eine gar wunderfame Stunde zu durchleben. Er denkt heute nicht an den Schlaf, sondern befeißt sich des Gebetes und frommer Uebungen. Nun, und zwischen elf und zwölf Uhr ist die Zeit zum „Lösen“. Ja, wohl zum Lauschen an den Stallthüren und an den Krippen, denn zu dieser geheimnißvollen Stunde redet das Vieh! Aber mit Weihwasser müssen sie gut ausgewaschen werden die Ohren des Lauschenden, dann kann er es hören und verstehen, wie sich die Thiere gegenseitig in menschlicher Sprache Freud' und Leid klagen und mitunter auch menschliche Verhältnisse besprechen.

Da hat sich im „Sougllond“*) einmal ein ganz artiges Geschichtchen zugetragen.

Der alte Reitbauer hatte nebst einer jungen Tochter auch einen jungen Knecht, der sehr fleißig und arbeitsam, aber auch ziemlich genau und streng in seinen Forderungen war.

Nun war aber der Reitbauer nicht bloß reich, sondern auch ein bißchen geizig, und er sann auf Mittel, den Ansprüchen seines Knechtes Schranken zu setzen. Dazu sollte ihm nun die Weihnacht und der Aberglauben helfen, und eine „Zauberstimme“, wie sie aus dem Vieh sprechen sollte, brächte er — der Reitbauer — wohl auch noch zuwege. Die Weihnacht kam, der Bauer gab vor, in die Kirche

*) Das Land zwischen dem Rürzthal und dem Wechsel.

zu gehen, bewog aber den Sepp, seinen Knecht, in der „Mettenstunde“ um zwölf Uhr „losen“ zu gehen, denn bei ihm redeten alljährlich die Schafe und das geschähe sicher auch heuer wieder. Der Knecht sagte, daß er doch wissen müsse, wie das eigentlich sei und ob er die Thiere denn wirklich auch verstehe. — Sofort ging der Reitbauer vergnügt — wenn auch nicht in die Kirche, so doch in den Schafstall und legte sich in die Heutrippe, um hernach, bei Erscheinen seines Knechtes mit verstellter Stimme das himel-schreiende Unrecht unbilliger Forderungen Seitens der Dienstboten zu rügen und es mit allen zeitlichen und ewigen Strafen zu bedrohen.

Der Sepp wollte nicht kommen, und als man unten im Dorfe schon längst zur Mette geläutet hatte, war er noch immer nicht da. Dem Bauer in der Krippe bekam's schier wie Grauen, und es stieg in ihm der Gedanke auf, daß er eigentlich ein Frevler sei in der heiligen Nacht, indem er — ein armer Sünder — in der Krippe liege, wie einst der menschengewordene Gott! Wenn er nun zur Strafe — Gottes Urtheile sind gerecht — in seinem ganzen Leben kein Wort mehr reden könnte oder gar in ein Schaf verwandelt würde! Das Beste wäre schon, er ginge davon. Halt, das war . . . war das nicht . . . etwas, dort im Winkel? Und die Schafe werden unruhig — sie beginnen einen förmlichen Umgang um die Krippe, da — schlägt es zwölf Uhr.

„Geht's portweis, geht's portweis!“

Heiliger Gott, wer ist denn da, wer spricht denn da? Ich will verd—ummt sein, wenn das nicht der Widder ist! — Der Bauer in der Krippe fühlt Todesangst, er wagt es kaum, zu athmen; er betet im Herzen, er schließt

einen Contract mit allen Heiligen des Himmels, daß er fasten wolle jeden Samstag und Almosen geben von Allem, was er besitze, wenn sie ihm beistehen in dieser Stunde.

„Gehs porweis, gehs porweis!“ wiederholte die merkwürdige Stimme.

„Zwe dann porweis, Boda?“

„Weils bol a Hohzat gibt im Haus.“

„Ah, was d nit fogst! Na, gscheidtaweis, sul dös woht a sein?“

„Bastehst sih, oba's woasß 's nouh Keamt, ols wir ih — und dena wirds recht gleich gschehn. Woasß, da jung Knecht, da Seppl, der heirat die Tochter von Haus.“

„Ah, geh plausch nit a Weil, Du virwiziga Widda; da Baur mog in Knecht eh nit leidn, hiazt full er eahm lacht sei Tochter ah nouh gebn? So Schneggn, dös gschiacht nit und dös gschiacht amol nit!“

„Geh, was woasß dann du, wann die jungen Leut halt bschoffn sein zsumm, so gschiachts, und bschoffn sein f' zsumm, se is an olde Gschicht! Bia moanst, was wurd dann gschehn, wann da Baur sein Wille nit dazua gab?“

„Mei, was kunt dann ah gschehn, vajeitn (verjagen) tonn er 'n Knecht.“

„Vajeitn moanst? Na, do wurd sih gonz was anders zuatrog'n! Ih fog da's, Lamperl, wann die Zwoa aufs Johr nit schon a kloans Büaberl hobn, so frißt der old Reitbar in da nächstn Kristnocht Heu und hot so lange Ohrwaschl, wir insa Mühlesl!“

„Du, dös war a Heß, Widda, oft liaß er gwiß d' Misthölzl atwent ausklaubn von Heu, daß ma sih nit gor a fou ins Maul und in d' Nosn stach.“

„Derawegn gehts portweis und loßt ent d'Wullschön weiß woschn, de kimmt zan an Wiagtuach.“ —

Noch Manches ist davon gesprochen worden und auch Anderes. Der Sepp jedoch ist nicht gekommen.

Als aber im Dorfe die Mette aus war, da hörte der entsetzte Reitbauer nichts mehr, als das Blöken der Schafe wie vor und eh. Und seitdem haben sie nimmer gesprochen.

Aber in drei Monaten darauf, da waren der Sepp und die Tochter vom Hause ein Paar. Der Bauer hatte keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt, je nun — sie sind für einander geschaffen, wer soll sich der ewigen Fürsorgung widersetzen! —

Die Schafe haben bei der Winterschur eine ganz besonders reine, weiche Wolle zum Wiegentuch geliefert.

Und über ein Jahr bei der Taufe — die gerade auf den heiligen Abend fiel — wie sie da ganz fröhlich um den Tisch sitzen, der alte und der junge Reitbauer, der Gevatter und Andere, da ruft es plötzlich unter dem Tisch:

„Gehs portweis, gehts portweis!“

Der Alte springt auf, glockt den Sepp an, wie dieser durch eine Art Bauchrednerkunst jene bekannten Töne vom Schaffstalle hervorbringt und brummt dann: „Oba na, der hot miß bronkriagt!“ dann bricht er in ein ungeheures Gelächter aus und schreit: „Auf d'Leßt hon i denah nouh längere Ohrwaschl, wia mei Mühleß!“

Seitdem man sich dieses Geschichtchen erzählt, will man nicht mehr recht an das Losen und seine Wunder glauben. . . . Geheimnißvoll bleibt die Christnacht trotzdem und es ist ein banges Wachen in dem einsamen Hause.

Um drei oder vier Uhr Morgens kommen die Leute von der Kette endlich heim. Hier erwartet sie Fleisch und „Klezenbrot“, damit in dieser segensreichen Nacht auch dem Leibe Heil widerfahre!

Stefaniwasser und Johanneswein.

Sanct Stephanus und Johannes sind enge Nachbarn, es liegt nur eine Nacht zwischen ihnen. Aber sie sind nicht gut Freund, sagt man. Johannes und Christus sind von jeher Busenfreunde gewesen und so hat sich auch der Johannedag fest an den Christtag angemacht. Da kam aber der Stefanus und drängte sich zwischen die beiden, und den Braten und die Krapsen, welche der Christtag übrig läßt, bekommt jetzt der Stefanus. Darum ist der Johannes sehr böse auf diesen. Aber der Evangelist sucht seinen Gram im Weinglase zu ersäufen und schlürft hinter dem Rücken des Eindringlings, welcher beim Wasserkrüge sitzen muß, seinen Humpen köstlichen Weines.

Und jetzt will ich es näher erklären, wie das ist.

Der Stefanus sitzt beim Wasserkrug. Wenn die Leute am Stefaniitag in die Kirche gehen, so stecken sie ein Fläschchen mit frischem Wasser zu sich. Der Hausvater aber, oder der Großknecht hat ein weit größeres Gefäß aus Ton oder Zinn und noch obendrein ein Stück Salz bei sich. Und wenn nun die Predigt mit der Steinigungsgeschichte des Erzmärtyrers vorüber ist, nimmt der Priester ein großes Buch und den „Sprengel“ zur Hand und ertheilt im Namen St. Stefani allem in der Kirche vorrätigen Wasser die Weihe. Dieses Stefaniwasser ist ein

ausgezeichnetes Mittel gegen den Teufel. Es wird auch am Charfamtstag Wasser geweiht, aber das ist bei Weitem nicht so wirksam, wie das Stefanitwasser; um die Charfamtstagweihe scheeren sich die wenigsten der Bösen, aber vor den Stefanitropfen muß jede Hexe fliehen und der Teufel hat bekanntlich gegen nichts eine solche Abneigung, als gegen den „Weihbrunn“!

Deshalb werdet ihr in jedem christlichen Haus am Pfosten der Stubenthüre das Weihwassergefäß hängen sehen. Taucht demüthiglich die Finger ein und benezt wohl die Stirne, sonst — Unbedingt nothwendig ist das Weihbrunngefäß auch am Bette der Jungfrauen! Vergißt die ehrsame Maid nur ein einzigmal, sich vor dem Schlafengehen zu besprengen — sogleich klopfen die Gespenster an das Fenster, steigen gar noch herein in die Kammer —

Die Vorräthe in den Speichern und Scheunen sollen stets — besonders in den Weihnächten — fleißig besprengt werden, daß der Segen Gottes dabei bleibe; und vor Allem im Frühjahr, wenn das Vieh zum erstenmal in das Freie getrieben wird, ist nicht zu vergessen, demselben ein in Stefanitwasser geweihtes Stück Brot und Weihsalz zu verabreichen, sonst wird es im Sommer hindurch krank und rutscht wohl gar wo ab!

Geradehin unerläßlich ist das Besprengen der Rüge am Pfingstsonntage, denn da kommen ja die Hexen und melken die ungesprengten Rüge auf der Weide, und diese geben dann bis in den Herbst hinein rothe Milch. Segen gezauberte Wetter gibt es auch nichts Vorzüglicheres als den Weihbrunn! Und so wird das Stefanitwasser zu Ruß und Frommen für Haus und Hof.

Deshalb ist es so unverzeihlich gottlos, wenn Einer an so was nicht glaubt und Frevel damit treibt, wie 's der Almhofer-Toni einmal gemacht hat. Dem war die volle Binnflasche in der Kirche zu unbequem und er hat, um doch noch Weihwasser heimzubringen, sein Gefäß erst beim Nachhausegehen am Halterbrunnen angefüllt. Was geschieht? Neun Monate nach Weihnachten hat des Bauers ledige Tochter „zur Tauf geschickt“!

So viel aus dem Wasserkrug des heiligen Stefanus. Aber nun kommt was Besseres, denn hinter den Rücken des Erzmärtyrers schlürft Sanct Johannes köstlichen Wein.

Am Johannistag haben die Leute wieder ihre Gefäße bei sich, wenn sie zur Kirche gehen, aber dießmal mit goldfarbigem Inhalte. Zudem sind die Gefäße auch bedeutend größer; und wenn Viele über das Stefanivasser auch sündhaft gleichgiltig dahingehen, an den Johanneswein glauben sie Alle!

Heute hat auch der Pfarrer seine Flasche auf der Kanzel und mit wahrer Innigkeit spricht er seinen Segen über sie und über Alle, die da erfüllt sind vom heil. Geiste!

Nach dem Gottesdienste eilen die Leute heim, und bei Tische, wenn die Knödel kommen, erhebt der Bauer das Weinglas, sagt: „G'segn Gott, Johannesseg'n!“ und trinkt. Darauf macht das Glas die Runde um den Tisch und Jeder ruft seinem Nachbar zu: „G'segn Gott, Johannesseg'n!“

Der Johanneswein macht die Glieder stark, schützt vor dem Taubwerden; bei den Kindern fördert er das Wachsthum, bei Mann und Frau heilt er die Sicht, der Greis, der ihn trinkt, bedarf des Stabes nicht!

Das ist das einzige Mal im Jahre, daß um manchen Bauernfisch im Oberlande das Weinglas kreist. Und es geht gar feierlich dabei zu; das ist Opferwein, wie man ihn ja auch den Göttern dargebracht einst in alten Zeiten.

Nach dem Essen aber gehen sie Alle am liebsten aus und das Haus wird zugesperrt. Der Wirth hat ja auch Johanneswein! Hier geht's nicht mehr so ernst zu, da singt man:

„Boron geht da Stefani,
Da wasseri Monn;
Und oft (dann) kimmt da Johanni
Und duslt sih on!“

Frish und g'sund! Kindlauf!

In den Weihnachtsfeiertagen reiste ich einmal zu meinem Vetter in das Gelände der Feistriß. Es war ein heilloser Schneesturm und am Abende des Johannestages mußte ich unterwegs bei einem Bauer um Herberge zusprechen.

Ein altes Mütterlein saß am Ofen und hielt die Hand über die Augen und sagte zu einem Mädchen, welches eben Küchengeschirr scheuerte: „Schau, Kathl, was es mit ihm ist, und daß er uns etwa nichts anthut!“

Das Mädchen ließ das Geschirr ins Wasser sinken, stellte sich vor mich hin und den nassen Hader in der Hand, sah es mich so an. Zuletzt nahm die Kathl noch einen brennenden Span und leuchtete mir unter die Hutkrämpe, dann sagte sie zur Alten: „Mich deucht, er wird uns nichts thun, 's ist noch ein junges Bübel.“

„Dann bleibt nur da, wenn euch nicht zeitlang wird bei uns, die Mannleut' sind all' beim Johannessegn.“

So ließ ich mich nieder, machte mich bequem und sah der Kathl zu, die mir eine Suppe kochte. Es ist sündhaft, daß mir alle hübschen Mädchen gar so gefallen, aber ich weiß mir nicht zu helfen, die Kathl gefiel mir. Indes setzte ich mich vor der Hand zur Alten und sagte: „Müßt nimmer jung sein, Mutter?“

„Ja wohl nicht,“ antwortete diese und deutete auf das Mädchen, „das ist meine Enkelin und jetzt könnt Ihr Euch's schon denken!“

„Ja, seht ihr auch ähnlich; seid sicher auch einmal so schön gewesen.“

Das Mütterlein hielt sich die Schürze vor das runzlige Gesicht und lüchelte:

„Kathl, aber nein, wie der aber spaßig ist! — Und noch was, wenn ein Knödel übrig geblieben von Mittag, so wärm' ihm's auf, der Hascher ist gewiß recht hungrig. Wißt,“ fuhr sie zu mir gewendet fort, „unsere Mannleut' sind all' im Wirthshaus; wo habt denn ihr euern Johannes-segen getrunken?“

„Ich war in keinem Wirthshaus heute; es geht ja auch ohne Johannes-segen!“

„Jesus Maria, jetzt hat Der noch keinen Johannes-segen! Nein, da können wir euch nicht behalten, daß ihr uns am Ende noch den Bösen ins Haus brächtet? Nein jetzt geht nur gleich! Das wär' so das Wahre! Du heiliger Georgi, was es doch heut' zu Tag für Leut' gibt auf der Welt, jetzt nehmen sie nicht einmal einen Johannes-segen!“

„Großmutter, es ist noch einer im Glas.“

„Dann bin ich rechtschaffen froh; trag' ihn gleich her!“

Und jetzt deckte mir die Kathl den Tisch, brachte die Suppe, die Knödel und ein Glas Wein. Dieses erhob sie und sagte: „Segn dir Gott den Johannessegn!“

Und ich trank.

„Und jetzt gseg'n auch dir Gott den Johannesseg'n!“ rief ich lachend und hielt ihr das Glas hin.

„Dein dummes Lachen jetzt! Weißt, beim Johanneswein darf man gar nicht lachen, der ist in der Kirche geweiht worden!“ so verwies sie und trank.

„Wenn er gegessen hat,“ meinte die Alte, „dann kannst du ihn ins Handwerkerbett hinausführen, aber gib ihm den Pelz mit!“

Ich sagte der Alten gute Nacht und die Kathl zündete eine Laterne an und führte mich in die Futterkammer hinaus.

Hier stand ein hohes, schneeweißes Bett und das Mädchen drängte, ich soll machen, daß ich ins Nest käme, sie könne mit dem Licht nicht so lang dastehen.

Bald war ich unter Decke und Pelz in der finsternen Kammer allein.

Und jetzt fiel mir ein, ich hätte der Kathl doch die Hand geben sollen, bevor sie fortging mit der Laterne. — Das Mädchen ist so freundlich und lieb, ich wette, das hätte mir ein Küßchen gegeben, wenn ich es recht treuherzig darum gebeten!

Mit solchen Gedanken schlief ich ein und träumte — weiß Gott — vom Johannessegn. —

Durch die Fugen der Bretterwand schimmerte schon der Tag, als ich noch tief vergraben unter den Decken im Halbschlummer lag. Da — plötzlich fliegt die Thür auf und die Kathl stürzt herein mit losen Haaren und einer

mächtigen Birkenruthe in der Hand, auf mich zu, reißt mir die Decke ab, schwingt die Ruthe und haut nieder auf meine arme Benigleit — eins, zwei, dreimal, daß ich entsezt aufspringe und in der Kammer umhertanze. Allein, sie mir nach; „Kindl, Kindl auf! schön frisch und g'sund! Kindl, Kindl auf, schön frisch und g'sund!“ ruft und kichert sie und setzt die Geißlung fort, bis ich wieder mein Bett gewinne, mich unter dem weichen Pelz wohl verwahre.

Erst jetzt fiel mir ein, daß heute der unschuldigen Kinder Tag, an welchem man, nach der Volkssitte, alle Siebenschläfer in obiger Weise „auffindet“, auf daß sie schön frisch und gesund seien durch's ganze Jahr. Nun, ich war sehr frisch, und auch von der Birkenruthe dürfte beiläufig dasselbe zu bemerken sein — wenigstens, behauptete ich, war sie eben ganz frisch geschnitten worden.

Als ich mich in dem gastlichen Hause beurlaubte, sagte die Kathl: „Also, behüt dich Gott und nur schön frisch und g'sund!“

„Oh, wart', die Ruthe bleib' ich Dir nicht schuldig!“ entgegnete ich und eilte davon. —

Das Auffinden, wie ich es hier erzählt habe, ist ziemlich weit verbreitet und wohl auch in manigfaltiger Form.

In vielen Orten laufen am 28. December, als am Gedächtnistage des herodianischen Kindermordes, die Kinder armer Leute, mit Birkenruthen bewaffnet, auf den Gassen herum und versehen Jedem, der ihnen begegnet, mit den Worten „frisch und gesund, frisch und gesund!“ einige Streiche um die Beine. Selbst in die Häuser der Nachbarn eilen sie und verschonen weder den Hausherrn noch die Hausfrau, ja sogar der Dorfrichter und der Pfarrer kriegt seine Tracht

Schläge, bis er sich mit einem Geldstück von den kleinen Tyrannen loskauft.

Gar so peinlich ist das offene Betteln an den Thüren, darum hält sich der Arme an dergleichen alt hergebrachten Sitten und Gebräuchen, um sich durch dieselben auf möglichst harmlose und heitere Art ein paar Heller oder einen ersetzten Festkuchen zu erjagen.

Wanderszeit.

Wohl keinem Kreise der Gesellschaft bringt der Jahreswechsel größere Veränderungen, als dem Bauernthum im Alpengebiete. Die Dienstboten haben mit den Mitgliedern des Hauses eine Familie gebildet durch den ganzen Jahreslauf und bei all seinen Beschwerden und Nöthen, Freuden und Festen. Und jetzt kommt die Jahreswende und reißt diese Familie auseinander.

Schon im Frühherbste — damals, als im Kirchdorfe draußen der Leihkauftag abgehalten wurde, ist das Schicksal geschmiedet worden. Nun geht das Jahr zu Ende.

Der Dienstbote steht heute auf, wie jeden Morgen, verrichtet sein Gebet und seine Arbeit, wie jeden Tag, und trägt in Allem eine Gleichmuth zur Schau, als müsse und werde das immer so bleiben.

Plötzlich knallt draußen die Peitsche eines Fuhrmanns, ein Schellengeklingel schrillt, ein Schlitten fährt in den Hof. Der Schlitten des Bauers, dem er sich am Leihkauf-tage für das nächste Jahr zugeeignet hat.

Jetzt fällt dem Dienstboten die Arbeit aus den Händen, die er vor Jahresfrist vielleicht zu dieser Stunde

übernommen hat. Das Tagewert ist aus. Er geht aus Einpacken. Sein kleines Eigenthum ist entweder schon in einem Kasten oder in einer Kiste, oder in einem Korbe versammelt, oder es liegt zerstreut unter den Gegenständen der übrigen Bewohnerschaft des Hauses. Ist aber bald geschlichtet, das Geschäft des Einpackens; ein redlicher Diensthote vermag in der Regel sein ganzes Eigenthum auf seinem eigenen Rücken zu tragen, außer, er hätte sich ein Kind oder ein Schaf erwirthschaftet. In diesem Falle nimmt er eben in Gemeinschaft mit dem ihm so trauten Thiere Abschied von Haus und Hof.

Weibliche Wanderlinge haben aber bei diesem ihrem Abscheiden eine ganz besondere Sorge. Der Fuhrmann und die Pferde müssen Sträuße und Bänder bekommen und zwar ist das der Umstand, der zur Demonstration benutzt wird.

War das Zusammenleben und Einbernehmen des scheidenden Diensthoten mit den Hausgenossen im abgelaufenen Jahre ein gutes und erpriesliches, so bekommt das Fuhrwert, welches die Trennung bewirkt, nur ein einzig Sträußchen; haben sich aber Mißharmonien geltend gemacht, so daß der Scheidende schon mit Sehnsucht die Aenderung erwartet, so wird Roß und Fuhrmann mit Kränzen und Bändern völlig überschüttet. Durch die Blume gibt es so der Diensthote auf öffentlicher Gasse zu verstehen, wie sich's mit dem innern Geiste des eben verlassenen Hauses verhält.

Ist endlich Alles zur Abfahrt fertig, so geht's zur „Wanderjaufe“; ein Mahl, welches die Hausmutter dem scheidenden Genossen noch vorsetzt. Dieses Mahl ist stets vortrefflich bereitet, um in dem Gemüthe des Diensthoten

möglichst Bedauern wachzurufen, einen so vortrefflichen Fisch verlassen zu haben.

Ein wenig bitterer Beigeschmack kommt freilich auch dazu. Man weiß es nicht, wer da singt im Hofe, aber man hört das Liedchen:

„Nach Binderl, mach Säck,
 Ruast wandern, ruast weg,
 Ruast Urlaub nehmen,
 Dürst neama temen.“

Es gibt böswillige Leute im Hause.

Nach dem Mahle endlich ruft der Hausvater den Scheidenden in sein Stübchen. Die ausbedungenen Kleidungsstücke hat der Diensthote schon im Laufe des Jahres bekommen; nun wird der Lohn ausgezahlt. Das Minimum des Jahrlohnes ist 3 oder 5, das Maximum 50 Gulden.

Manch Mägdelein zittert schier, wenn es das Geld in die Hand nimmt. Geld besitzt sie jezt, Geld! Sie mag nicht zum Kaufmann gehen und sich das rothe Seidentuch kaufen, das sie schon seit Kathrein her jeden Sonntag beguckt hat; sie mag nicht ins Wirthshaus gehen und ein Gläschen warmen Weines trinken, wie im vergangenen Herbst bei der Kirchweih ihr ein Schluß ist aufgewartet worden, sie mag nicht — aber sie könn te! sie könnte, wenn sie wollte, sie hat Geld. — Sie könnte jezt ihre Freundinnen zusammenladen und eine großmächtige Becherei anstellen; sie könnte dem Krämer alle Schuhbänder abkaufen, die er im Laden hat. Nein, das wäre doch eine wahre Unsinngigkeit, so schwer verdientes Geld so leicht vergeuden. Da weiß sie was Besseres. Die letzte Zeit her hat ihr viel von ihrer verstorbenen Mutter geträumt; etwan braucht dieselbe eine Hilf. Zum Herrn Kaplan will das Mägdelein

gehen und drei Messen zahlen für die verstorbene Mutter. Besser kann Eins sein Geld doch nicht anwenden.

Nach dem Auszahlen des Jahrlohnes kommt nun das „Behütgottnehmen“.

Reicht sofort der scheidende Dienstbote dem Hausvater die Hand: „Und jetzt, vergelts Gott, Bauer, für all mit einand' und halt' mir nichts für Uebel! Und Du auch, Bäuerin, vergelts Gott! Bist ein rechtschaffenes gutes Weibel gewesen; wie Du hast kocht, das vergiß ich nit. Manigmal hätt's freilich ein bissel anders sein mögen; mein Gott, ih bin auch nicht ohne Fehler gewest. Thu mir nichts für Uebel halten, Bäuerin! — Und jetzt behüt' Gott, ihr alle miteinand'. die Rüh' auch und das neu' Ruhmensch auch, und der Halter auch, der gute Narr; und thuts gesund bleiben, beisamm — und wohl auch nit auf mich vergessen.“

Das ganze Jahr hindurch hat der Dienstbote vielleicht nicht so viele Worte auf einmal gesprochen, und nie war das Herz so hervorgequollen, als zu dieser Stunde. Die Thränen bleiben nicht aus; aber der Fuhrmann knallt schon mit der Peitsche. Unter stillem Weinen oder lautem Sauchzen geht's über das Wald- und Schneegefülde hin der neuen Heimat zu.

Dort ist der neue Dienstbote nun etwa der Hahn im Korb. Zu allererst muß er essen, dann kann er seine sieben Sachen bergen; und lauter zuckersüße Gesichter in allen Winkeln! — Oder auch die arme Magd oder der betagte Knecht kommt selbst, seine Habe schleppend, in das Haus, tritt still und unbeachtet den neuen Dienst an; von Neuem schwere Müh' und schwarzes Brot — immer geplagt, überall gedarbt, nirgends daheim!

Einem scheidenden Dienstboten meint man's niemals gut. Gerne schiebt man ihm, während er bei der Wanderausreise sitzt, ein paar derbe Steine in den Schlitten oder in den Korb; und der Wandernde wundert sich unterwegs baß über die Schwere seines Eigenthums, bis er beim Auspacken die Bescheerung findet.

Und nun, ein neues Jahr, ein neuer Platz, ein neuer Tisch, ein neues Bett. Das Bett, es mag auf dem finsternen Dachboden, oder in der lustigen Scheune oder bei den Hausthieren im Stalle sein; es mag aus purem Stroh und einigen Leinwandstreifen nur bestehen — es ist des Dienstboten Daheim, in dem er ganz sich selbst gehört, ein freier Mann ist. — Ich habe einen alten Bauernknecht gekannt, der nützte diese seine Freiheit ganz vortrefflich aus. Dieser Knecht träumte jede Nacht, er wäre ein reicher Grundbesitzer, hätte ein Duzend Pferde, die er nach Belieben an den Meiertwagen spannte, wenn er in den Wald fuhr, wenn er auf das Feld fuhr, um seine reichen Ernten zu überblicken; um seine fünfhundert Joch Holz zu bemessen; wenn er auf die Alm fuhr, um seine achtzig Stück Rinder zu zählen und die Schafe zu sehen, deren unzählige waren; wenn er endlich in die Stadt fuhr, den schweren Geldgurt an die Lenden gebunden. Und sein Gefinde bestände aus kräftigen Burschen und prächtigen Mägden; und sein betagtes Weib, das wäre ihm schon lange gestorben.

Der Alte war Tags über bei den mühevollsten Arbeiten guter Laune und ließ alle Herbeheiten, die über einen Dienstboten kommen, ruhig über sich ergehen.

„Ich kann mir's auslegen, wie ich will“, sagte er. „In der Nacht bin ich Gutsbesitzer und bei Tag bin ich

ein armer Bauernknecht. Erwan ist das Letzte der Traum; wer weiß das denn so genau?"

Heute träumt der Alte schon lange nicht mehr.

Vierundzwanzig Jahre hatte er bei einem und demselben Bauer gedient, ohne den Leihkauftag im Herbst und die Wanderszeit zu Neujahr auch nur ein einziges Mal wahrzunehmen.

Ich habe keinen zufriedeneren Dienstboten gesehen, als diesen Knecht, der thatsächlich auf das Rechte gekommen ist, das Dienstbotenleben in den Alpen erträglich zu finden. — Wenn ich jeden Tag 5—7 Stunden ein reicher Gutsbesitzer bin, der einen schweren Geldgurt, prächtige Knechte und Mägde hat, so will ich die übrige Zeit gerne dienen.

Sylvesternacht und ihre tiefen Geheimnisse.

Sylvester! Da geht ein altes Jahr zu Ende und ein neues beginnt. — Ich hab's auf's Wort geglaubt. Wenn ich zu Sylvester so als Bübel in meines Vaters Lodentwamm auf der beschneiten Berghalde gestanden bin, habe ich mit vieler Theilnahme der untergehenden Sonne nachgeblickt. — Die nimmt jetzt „Behüt' Gott“ von dieser Welt und verlischt und läßt sich von dem lieben Gott den Jahreslohn auszahlen. Und wenn der liebe Gott will, es soll aus sein und er hat vollauf genug an der Welt, so kugelt die Sonne in den Himmel hinein. Und wenn es dem lieben Gott gefällt, es solle wieder ein neues Jahr anheben, so rasirt sich die Sonne und wäscht sich flüssig und geht morgen jung und frisch und lustig wieder auf und macht ein neues Frühjahr und einen neuen Sommer

und da werden wohl wieder Kirschen wachsen auf unseren Bäumen.

Die untergehende Sonne ist mir an diesem Tage stets sehr betrübt vorgekommen und die ganze Gegend hatte mir eine andere Farbe, wie an gewöhnlichen Abenden, und als es erst gar finster wurde, da wußte ich mir der Bangniß und Erwartung kein Ende..

Wie nicht recht gescheidt ging ich herum in Haus und Hof und überall war's so still und die Schafe drängten sich auf einen Haufen zusammen und blöckten heute nicht und der Hausbrunnen hatte sich aus Eis eine Röhre gegossen, durch welche er stille und geheim rieselte. Unser Haus stand hoch auf dem Berge, und wenn ich spät Abends mit meinem Vater den üblichen Rundgang machte im Gehöfte, um demselben mit Weihrauch und Weihwasser noch den Schlbestersegen zu spenden, so war mir, als wie wenn die Dachgiebel sich anfrugen oben bei den hellen Himmelssternlein, ob ein neues Jahr wohl wieder komme. Und die Sternchen blinzelten: Ja, ja, es kommt schon noch eines.

Und wenn wir dann beim Abendessen zusammen saßen, so stellte mich die Mutter wohl zehnmal zur Rede, warum ich nicht esse? — Wer nur ans Essen noch denkt, wenn der alte Knecht Bartl Geschichten erzählt.

Und der Bartl erzählte Neujahrsnachtsmärchen. Vom Schuhwerfen: Das heiratslustige Mädchen wende in ihrer Kammer den Rücken gegen die Thür, ziehe den linken Schuh aus und werfe ihn über den Kopf rücklings der Thüre zu. Und sieht dann die Schuhspitze nach auswärts der Thüre zu, so — gebe Gott Geduld und Beharrung! Steht aber die Schuhspitze nach einwärts, dem Mädchen

zu, — so gesegne Gott das kommende Jahr! zwei Schuhe werden eintreten durch die Thür und in den Schuhen wird ein Freiersmann stecken. — Vom Bleigießen: Wer seine Zukunft wissen will, das Blei kann sich formen zum Blumenkranz, zur Dornenkrone, zur Wiege, zum Schwert, zum Todtenkopf. — Vom Bräutigam, der um Mitternacht komme, wenn die Maid allein an einem zweifüßigen Tisch harre u. s. w.

Wir ließen doch Bartels Märchen stets Märchen sein; nur daß sie der alte Knecht alljährlich zur Sylvesterfeier vorbrachte.

Bei uns Bauersleuten ging gewöhnlich ein Jahr wie das andere, und ein Sprüchlein steht geschrieben:

Gottes ist das Gestern,
 Gottes ist das Heute,
 Gottes ist das Morgen,
 Gottes ist die Ewigkeit.

Und mein Vater sagte: „Steht was Schlechtes bevor, so kommt's noch früh genug; wer soll sich gar eine Weil' davor grämen und fürchten? Und steht Gutes bevor, so werden wir's wohl ertragen, ohne daß wir uns darauf vorbereiten.“ — Und ein heiratsfüchtig Mädchen hatten wir im ganzen Hofe nicht; hatte doch Jedes seinen Mann, wenns darauf ankam.

Aber das Burgfräulein draußen im Schlosse! Ei, ich sollte bei dieser Gelegenheit die Geschichte erzählen; in ein altes Bergschloß habe ich den Leser bisher ohnehin noch nicht geführt.

So sei es heute, da sie just so traut und gemüthlich zusammensitzen um den Kamin.

Die ehrenwerthe Gesellschaft besteht aus Frauen, von der siebzigjährigen Matrone abwärts bis zum Kinde. Und

unter diesen, auf einem hochragenden gothischen Lehnstuhl sitzt eine Jungfrau.

Eine Jungfrau, die eine gute Zeit her schon einen stattlichen Schnurrbart trüge, wenn ein solcher überhaupt gedeihlich und zuträglich wäre auf der Oberlippe einer Frau. — Das Mäulchen vermöchten sie nicht so lange ruhig zu behalten, als bis man sie rasiren könnte, hat ein Schäcker gesagt. — Lasset den Schäcker, ich erzähle von der Jungfrau. In ihrem großen Auge liegt eine mondlose Nacht des Welt Schmerzes. Sie rückt zuweilen leise an der wuchtigen Lampe, die vor ihr auf dem Tische steht und auf welche die geharnischten Ahnen, die auf den grauen Wänden stehen, nicht ohne einige Verwunderung niederblicken. Sie blicken auf die Lampe, wir auf die Jungfrau. Ida heißt sie, altadeligen Geschlechts ist sie und die „Löwenritter“ sind ihre Lectüre. Leider sind die Löwenritter fortgezogen ins hellige Land und just die besten sind nicht mehr zurückgekehrt. Ida blickt nicht selten träumend durch das vergitterte Fenster nieder auf die Heeresstraße, aber sie sieht kein rothes Fähnlein und kein weißes Kreuz wallen. Ei, ein rothes Fähnlein doch zuweilen, wenn der Conducteur auf dem brausenden Dampfwagen mit demselben ein Signal gibt. Sie, die Jungfrau mit den schönen, fast gothisch geschwungenen Augenbrauen allein ist übrig geblieben von jener stolzen Mitterzeit. Und auch der hohe Lehnstuhl noch, auf dem sie sitzt — ach, sitzt!

Es schickt sich schier nicht, daß ich den Mitterroman in meine einfältigen Bauerngeschichten hinein verflechte, allein da wir schon einmal im Schlosse beim Thee sind, so wollen wir denn auch unser Sylbester dort zubringen.

Ueberhören wir nur die Geschichte der weisfloßigen Großmutter nicht.

„Sawohl!“ sagt diese und rückt ein wenig näher zum Kamin, „wahr ist es wohl doch, wenn auch die Leute heut zu Tag nicht mehr daran glauben. Mein Gemahl selig, der ist mir auch so gekommen. Eben fünfzig Jahre ist es her; nur zum Scherz habe ich es gethan, daß ich mich in der Sylvesternacht einsam in ein stilles Zimmer begeben und zu einem Tisch gesetzt habe, der — wie es zu diesem Zwecke bereitet werden muß — für zwei Personen gedeckt gewesen. Kaum Dreiviertelstunden sitze ich bei meinem Besteck und blicke auf das andere hinüber, da höre ich klopfen, da geht die Thür auf, da tritt ein fremder junger Mann herein und setzt sich zu mir an den Tisch.“

Alles hebt die Köpfe und thut Augen und Mund auf.

„Sawohl“, fährt die Matrone fort, „und es ist doch natürlich zugegangen. Ein edler Rittersmann auf der Wanderschaft ist es gewesen, hat in später Nacht keine Herberge gehabt, hat in meinem Cabinete das Licht gesehen, hat's gewagt, ist eingetreten. Und derselbe Rittersmann ist mein ehelicher Gemahl geworden. — Sawohl, und darum soll sich Jemand, der seinen künftigen Bräutigam sehen will, in der Sylvesternacht zwischen elf und zwölf im trauten Kämmerlein nur zu einem Tisch setzen, der für zwei Personen gedeckt ist und der Freier wird zur Thür herein treten und sich an dem Tische niedersetzen. — Halb Spaß, halb Ernst ist es, wie es schon alte Leute gesagt haben.“

So hat die alte Dame erzählt.

Ida blickte auf die Uhr, dann saß sie noch ein wenig auf ihrem gothischen Stuhle. Dann entschuldigte sie sich, daß sie die Gesellschaft verlassen müsse; ihre Nerven seien

ein bißchen angegriffen und sie wolle sich auf ihr Zimmer zur Ruhe begeben.

Auf ihrem Zimmer zündete sie sich ein Dellämpchen an, rückte den Toilettentisch in die Mitte des Raumes, deckte ihn mit einem weißen Tuche und that zwei Silberteller mit Messer und Gabel darauf. Dann stellte sie ganz leise huschend zwei Sessel herbei und setzte sich auf einen derselben nieder.

Die Uhr schlug elf. — Wie war es so still im Gemache, wie brannte die Lampe so düster, wie lag draußen so geheimnißvoll die Mondnacht! Die finsternen Lannenwipfel ragten empor zu dem Fenster; die beschneiten Wälder, die bleichen Felsen, das glitzernde Himmelsgezelt und die Wolkenbänke über den Waldbergen — Alles wie erstarrt, und der Zeiger an der Uhr war lahm — als ob die Zeit stecken geblieben wäre in der engen Scheideluft zwischen zwei langen, bewegten Jahren.

Und in dem mitternächtigen stillen Gemach saß die Jungfrau. Und ihr gegenüber lag das Eßbesteck bereit, stand der leere Lehnstuhl.

Ihr Herz schlug über hundertmal in einer Minute, und sie starrte gegen die halbangelehnte Thür. — Vielleicht ist er zu weiten Wegen, daß er noch nicht da sein kann. Vielleicht sitzt er am Spieltisch, oder schlürft mit lustigen Freunden Punsch oder Schaumwein. Vielleicht sprengt er hoch zu Rossen über die Heide. Vielleicht schläft er wo, vielleicht pflegt er gar der Minne. — Der Treulose! Der Verräther —! oh, ich sterbe, stoße mir selbst den Dolch ins Herz! . . . Vielleicht auch — wer kann der Menschen Gesichte erforschen! — liegt der ihr von Gott bestimmte Sarge bereits im Grabe und er muß jetzt den Deckel des

Sarges sprengen, den Hügel abwälzen und auferstehen, und im Leichentuch heranwallen durch die nächtigen Wälder und über die mondbeschienenen Fluren. Und er zieht schwebend den Berg heran, und er schreitet mit dröhnendem Schall über die morsche Schloßbrücke und er wankt durch die finsternen Gänge dem Kämmerlein zu, in welchem es weilt, das sehrende Herz, dessen wogender Schlag seine Grabesruh zerstört und ihn hat aufgeweckt zu neuem Leben und Sterben . . .

Siehe — langsam geht jetzt die Thür auf, wie durch Geisterhand geschoben, und hereinstrahlt die Nacht des öden Corridors. Niemanden kann der Jungfrau umflortes Auge erblicken und ein eifriger Grabeshauch wallt herein, und die Thür sinkt wieder langsam zu. Wie ein leises Heranschreiten gegen den Tisch, so ist es zu hören, und das Dellämpchen flackert und zuckt, als zittere es vor dem geheimnißvollen, unsichtbaren Wesen, das jetzt das Gemach durchschreitet. —

Plötzlich fährt Ida empor und thut einen Schrei — von ihren Fußspitzen aufwärts zu ihrem Schoß schmiegt sich — der große Hauskater.

So habe ich es aus Deinem Tagebuche gelesen, Ida, du edle gothische Jungfrau, und sonst hat sich bei Dir Niemand eingestellt zur selbigen Stunde und bis auf den heutigen Tag.

Für sie und für uns von der Zukunft hoffend, heben wir den Becher. Ich stoße mein Glas an sowohl mit goldenem Pokale, als auch mit irdenem Krüge. Auf gute Freundschaft für's nächste Jahr und allerwege!

Zum Schlusse.

Der Steinwald Sepp war der reichste Mann im Dorfe. Er besaß einen großen Bauernhof, die fruchtbarsten Aecker und Wiesen weit und breit und ein steinhartes Herz. Es geht die Sage, daß sein Herz seiner Zeit Wohlthaten gethan habe, aber, daß es steinhart war, davon wußten seine Nachbarn und Andere zu erzählen. Seine Nachbarn waren arme Häusler und arbeiteten im Steinbruch oder im Bergwerk. Die Lustigsten und Leichtsinngigsten unter ihnen litten zu Zeiten Hunger und kamen dann zum Steinwald Sepp, um ihn um ein Anlehen zu bitten. Der Steinwald Sepp aber sagte: „Ich will in Fried' und Freundschaft leben mit meiner Nachbarschaft“, und lieb ihnen nichts. Und wenn doch Einer in wahre Noth kam, so schenkte er diesem etwas, spähte aber mit Argusaugen, ob sein Geschenk wohl auch zum Rechten verwendet werde.

Wenn ein zerlumpter, verkommener Fremder an Sepp's Thür klopfte, so öffnete sie dieser und sagte: „Helf' euch Gott, wendet Euch an euere Gemeinde, diese wird sich der Ihrigen schon annehmen.“

Oder wenn ein Ordensbruder ins Haus kam und um Unterstützung für ein Kloster, für einen Dombau oder um einen Peterspfennig bat, so hieß ihn der Steinwald Sepp freundlich nieder sitzen, legte ihm einen weißen Laib Brot vor: „Nehmt euch ein Stück, Hochwürden, nehmt, mich freut's; — ein recht großes Stück, Hochwürden, daß ihr nicht umsonst zu mir heraufgekommen seid.“

Nach all dem war der reiche Mann als Geizhals bekannt.

Der Steinwald Sepp zählte sein Hab nach Tausenden, trotzdem konnte er um einen Groschen in Hitze und Schweiß getathen und jede handbreit Erde seiner Besitzungen sollte ihm nutzbar sein. Da war aber zwischen seinem Haus und dem Dorfe eine Stelle, die ihm nicht nutzbar sein wollte. Hier ragten zwischen dem braunen Moos nur graue Steine hervor und die wenigen Grasshalme, die sich auf der kleinen Heide herauszubringen versuchten, trat die lockere Jugend des Dorfes in den Boden zurück. Der Steinanger diente zum Spielplatz für die Kinder. Diese tummelten sich aber auch wacker darauf herum und spielten Steinklopfer und Bergmänner; zum Arbeiten selbst waren sie noch viel zu schwach. Sie lagen sich auch oft in den Haaren, warfen den Nachbarn die Fenster ein und fürchteten sich vor Geistern. — Die werden jetzt aufwachsen und arbeiten und Hunger leiden; oder sie werden einfältig, schwachsinzig, verachtet und verspottet sein, oder sie können selbstsüchtig werden und einander betrügen und zu Grunde richten; dann werden sie fortgeführt und fortgetragen in große, graue Gebäude; — auf der Heide fangen sie an und in Zucht- und Siechenhäusern hören sie auf. — Solche Gedanken hatte der Steinwald Sepp, wenn er von seiner Stube auf den Steinanger und auf die Kinder hinaus sah.

Dann sagte er einmal zu seinen Nachbarn: „Glaubt ihr denn, daß nichts wüchse da draußen auf diesen Steinen? 's ist Schade, wenn der Anger so wüst daliegt und ihr werdet sehen, ich bau' etwas d'rauf an.“

Da lachten die Nachbarn und das ganze Dorf lachte und sagte: „Unser Geizhülz will auch die Steine zu Geld und Brot machen, aber da wird sich der Alte schön ver-

beißen; nur daß er den armen Kindern den Spielplatz verdirbt!"

Allein der Steinwald Sepp wußte, was er wollte. „Heuer noch“, rief er, „will ich auf diesem Anger säen, und heuer wird es noch aufwachsen. — Bis aber die Frucht reif wird, liegen wir schon in den Gruben; ernten werden unsere Kinder nach vierzig Jahren!“

Da sagten die Leute zu einander: „'s ist Schad' um den Alten, er hat den Verstand verloren; das ist die Strafe für seinen Geiz!“

Dann gingen sie wieder in ihre Steinschlagereien und in ihre Bergwerke und rangen wieder wochenlang mit dem Hunger und mit dem Tode, und gruben ihr spärliches Brot aus den Steinen und aus den finsternen Grüften der Erde. Aber als sie wieder heimkamen ins Dorf, da stand auf dem Anger zwischen dem Steinwaldhose und dem Dorfe ein schönes, geräumiges Haus und der Baumeister auf dem Dachgiebel schwang just das Glas auf das Wohl der Gemeinde und der Schuljugend und warf es dann nieder auf die Steine, daß es in tausend Scherben zerschellte.

Und das Haus war ein Schulhaus und im Schulhaus lag ein reicher Fondbrief für den Lehrer und für das Fortbestehen der Anstalt, und neben dem Fondbriefe lag die Schenkungsurkunde: Die Schule gehört der Gemeinde, dafür ist diese verpflichtet, ihre Kinder von deren sechsten bis zwölften Jahr unterrichten zu lassen, und wer es nicht thut, dem verfällt das Anrecht am Schulhause und am Fonde! — So stand es in der Urkunde und das war der Anbau des reichen Geizhalses.

Das Schulhaus steht auf dem festen Grund des Steinangers, wo früher der Spielplatz war, und es wird fleißig besucht. Die Jungen liegen sich nicht mehr so derb in den Haaren und werfen auch kein Fenster mehr ein. Der Steinwald Sepp lebt und harret der Ernte, doch die vierzig Jahre sind noch lange nicht vorbei. —

Es sind aber bedeutsame Jahre. Schwer und krampfzig vollzieht sich der Uebergang. Die Stürme der Zeiten werden dahindrausen. Gott schütze meine steierischen Landsleute, daß sie von ihrer Urthümlichkeit das Gute und Sittige bewahren, die bösen und schädlichen Elemente ausscheiden, die welterlösenden Ideen der Menschheit in sich aufnehmen.

Deß walte im Lande das Gesetz und im Hause die Erziehung!

E n d e.